M. v. O.
Mem.
o. 5/1.

Revol. o. 33/1

Bruchstücke

aus

einer Reise

durch einen Theil Italiens

im

Herbst und Winter 1798 und 1799

von

Leihbibliothek
von
J. M. Grabmayer.

Ernst Moritz Arndt.

Erster Theil.

Leipzig 1801.
bey Heinrich Gräff.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckorte bittet man folgende Druckfehler, die mit Vorbeigehung unbedeutender und der Fehler der Interpunktion angemerkt sind, zu berichtigen.

S.	5	Z.	7	für Sirecco lies Sirocco
—	11	—	11	f. macht l. mäht
—	12	—	7	f. Aran l. Strom
—	16	—	17	f. Schorrsteine l. Schornsteine
—	20	—	27	f. von deren l. von denen
—	25	—	8	f. meinem l. meinen
—	26	—	3	f. Kriegstein l. Krieglach
—	35	—	20	f. einen recht l. einem recht
—	41	—	15	f. Kummerlinge l. Kümmerlinge
—	50	—	14	f. alle vorbei l. allen vorbei
—	51	—	2	f. listig l. lustig
—	—	—	23	f. hieße l. heiße.
—	58	—	18	f. Himmelsthau l. Himmelthaues
—	61	—	14	f. von Wendischen l. vom Wendischen
—	63	—	18	f. davon l. daran
—	75	—	7	f. Plauderhosen l. Pluderhosen
—	79	—	24	f. den alten l. dem alten
—	80	—	1	f. grattu l. gratta
—	83	—	1	f. den Pallast l. dem Pallast
—	88	—	2	f. einem l. einen
—	90	—	17	f. Für einem Architekten l. Für einen Architekt
—	95	—	14	f. dem Broglio l. den Broglio
—	—	—	22	f. Sansorino l. Sansovino
—	96	—	24	f. Nein ganz l. Wie ganz
—	102	—	11	f. unter diese l. unter diesen
—	103	—	14	f. taffeten l. taffetne
—	108	—	2	f. muladotto l. maladetto
—	121	—	4	f. auf einem l. auf einen
—	136	—	4	f. phantontischen l. phaetontischen
—	148	—	25	f. ihren netten l. ihrem netten
—	155	—	18	f. das Palais l. des Palais
—	158	—	11	f. losen Gesindel l. losem Gesindel
—	—	—	15	f. um dem l. um den

S.	160	Z.	10	f. haben	l.	heben
—	167	—	19	f. Idoln	l.	Idole
—	168	—	15	f. in lombardischen	l.	der lombard.
—	176	—	23	f. Olsretaner	l.	Olivetaner
—	195	—	5	f. kreuzten	l.	kränzten
—	200	—	20	f. Buontulenti	l.	Buontalenti
—	201	—	4	f. ungeheuer	l.	ungeheurer
—	205	—	4	f. Girolano	l.	Girolamo
—	219	—	27	f. Leibwohnung	l.	Laubwohnung
—	227	—	28	f. Tugend	l.	Jugend
—	232	—	7	f. Rebhühner	l.	Rebhühnern
—	—	—	—	f. und andern	l.	und anderm
—	—	—	18	f. phantontischeu	l.	phaetontischen
—	—	—	24	f. über einen	l.	über einem
—	250	—	24	f. soverscio	l.	roverscio
—	253	—	16	f. hinter binae	l.	aures
—	270	—	5	f. außerordentliche	l.	außerordentlich
—	275	—	7	f. Thurm	l.	Thüren
—	287	—	6	f. Harmen	l.	Hermen
—	292	—	14	f. Corniole	l	Carniole
—	301	—	20	f. den Fra	l.	dem Fra
—	308	—	12	f. gezückten	l.	gezücktem
—	320	—	20	f. Beinen	l.	Steinen
—	324	—	9	f. andere	l.	andern
—	—	—	14	f. Neldini	l.	Naldini
—	326	—	6	f. Brazino	l.	Bronzino
—	328	—	5	f. den Schooß	l.	dem Schooß
—	330	—	1	f. Thurm	l.	Thüren
—	350	—	1	f. Fassanen	l.	Fasanen
—	356	—	21	f. in dem botanischen	l.	in den botanischen
—	369	—	3	f. Sybylla	l.	Sybilla

Staatliche Bibliothek Bamberg

Reise von Wien bis Venedig.

Es war der eilfte September des 1798sten Jahres, als ich meinen wackern Freunden zum letzten Male die Hand drückte, und um die 9te Stunde, in brennender Hitze, über die Wiener Berge, durch die wohlbebaute und wohlbekannte Ebne, auf Neuendorf zuging, wo ich mein Herz mit Wein stärkte, und bald rechts seitwärts über Pfarrhofen nach Baden gelangte, das ich noch einmal begrüßen wollte. Dieses Baden ist ein kleiner unansehnlicher Ort, etwa drey Meilen von Wien entfernt, und durch seinen Brunnen und seine Bäder auswärts bekannter, als im Lande selbst. Das öffentliche Badehaus an der schönen Promenade und den Weinbergen, ist sehr nett eingerichtet. Jedes Bad hat seinen besondern Namen, der meistens irgend einem Heiligen gestohlen ist, und sein eignes zierliches Gemach. An Erzählungen von Wundern und seltnen Wirkungen fehlt es natürlich hier so wenig, als anderswo; aber doch fehlen die Gäste selbst dieses Jahr, da der Kaiserliche Hof hier bey den Augu-

steinern eingezogen ist, um zu baden. Das Gewimmel, das hier oft von Spielern und Huren zu sehen ist, ist nichts Bleibendes, sondern ephemerisch, wie die Fremden, die hier dem Magen und Ohre eine gute Unterhaltung geben, oft auch noch einem unedleren Sinne, und dann wieder dem schönen Wien zufahren. Und in der That verdient der Ort zur Unterhaltung, wenn sie nemlich nicht blos im Wiener Sinn genommen wird, wohl einen Besuch, so schön und lustig ist die Gegend umher. Gegen Norden und Osten breitet sich die weite Ebne aus, mit manchen freundlichen Dörfern, aber südlich und westlich liegen Hügel und Berge in so romantischen Gruppen, daß man gern einige Sommermonate hier wohnen mögte. Schon die Promenade an dem obern Brunnenhause ist ganz hübsch, so wie die Weinberge drüben. Aber man vergißt dies alles, wenn man den Kalvariberg mit seinen Häuschen hinansteigt, und von seinen kahlen und grauen Felsensteinen die Gegend übersieht. Ich ward sehr unangenehm durch die Knieenden und Betenden gestört, die hier in der Sonne brieten; denn meine Anbetung war eine ganz andre, als die ihrige: doch zum Glücke konnte ich über sie und ihr Gebet zum höheren Berge mich aufschwingen. Doch selbst den Kalvariberg vergißt man, wenn man in den schönen Waldgrund eingeht und bergan steigt, dessen beyde Bergschlösser der Doppelhof heißen. Ein

Bächlein rieselt zur Seite, und dunkle Tannen rauschen; so steigt man hoch und höher, bis man selbst die alten Schlösser mit ihren Burgen unter sich hat. Die lieblichste Ebne, mit einzelnen Weinhügeln und Kleefeldern durchgrünt, und mit schönen Dörfern durchsäet, breitet sich wie ein Teppich aus. Aus der östlichen Ferne kommen die ungrischen Grenzberge herüber, mit Wienerisch Neustadt, und weit im Süden schimmern im Strahl der Sonne die Schneespitzen der stairischen Gebirge. Ich genoß dieses Anblicks, wozu ein Wiener wohl selten Füße und Augen mitbringt, der auch hier seinen Tisch und sein Mädchen, und auf dem Sommertheater allenfalls auch seinen Kasperl wieder findet. Dem Aeußern des Städtleins sieht man das Leben nicht an, das doch zuweilen darin herrscht: seine Häuser sind nicht elegant, und meistens nur beschindelt, und seine Gassen kothig und schlecht gepflastert. Unten am Bache, am südöstlichen Ende der Stadt, ist noch ein Häuschen zu Fußbädern eingerichtet, wo Bauern und Knappen, ein Pfeifferl im Munde, bis auf die Kniee aufgeschürzt, auf langen Bänken im Wasser saßen. Gegen Abend wanderte ich durch Weinberge und Wäldchen auf das anmuthige Dorf und Schloß Holtingbronn zu, das, wie die folgenden Dörfer, von Bäumen und Wassern sehr angenehm umschlossen, liegt. Es ward Abend, ich sah den Mond noch auf einen spiegelglatten Teich seitweges

schimmern, ruhte einige Augenblicke in süßen Träumen, und dann ging ich in Günselsdorf zum Schlaf ein.

Mittwoch den 12. September.

Um sieben Uhr war ich auf dem Platze, und ging voll Entzücken über den schönen Morgen vorwärts. Die Berge und Wiesen dampften, und silberne Wolken floßen um die hohen stairischen Schneewolben, deren ehrwürdige Scheitel ein glücklicher Sonnenstrahl zuweilen dem Wanderer zeigte. Die Sonne stand im Osten, wie ein großes Feuerrad, noch still und unbeweglich, wie sie am frühen Morgen so gern erscheint. Meine Schritte waren Flügel. Bald war ich in dem langen und niedlichen Dorfe Theresienfeld, und von da eben so schnell in Wienerisch Neustadt. Dieses Städtchen ist von mittlerer Größe, schlecht gebaut und gepflastert, mit schindlichen Dächern und mit einer altfränkischen Mauer eingefaßt. Es hat ganz ein ungrisches Ansehen und liegt tief in Wiesen und Wasserbächen, die nach der Wiener Seite einen angenehmen Vorgrund bilden. Die Gegend vor- und nachher wird unfruchtbarer, und man sieht große Strecken unbebaut und mit Steinen bedeckt, und einzelne Streifen hie und da mit Heidekorn besäet. Ja zwischen hier und Neukirchen waren ganze Felder Heide,

worin man, nach Lüneburger Heideart, eine Menge von Bienenstöcken für den süßen Raub ausgestellt hatte. Es war eine glühende Hitze, als ich aus der Stadt ging, die etwa Dreyviertel Meilen zu einem solchen Grade der Beklemmung stieg, daß ich nie so etwas erstickendes gefühlt habe. Der Wind, der mich anwehte, war ein Sirecco, und dörrte die Quelle meines Athems noch mehr aus. Es war, als trocknete das Mark in meinen Gebeinen, und meine Kniee wollten nicht mehr fort. Setzte ich mich nieder, so war auch da keine Rettung, ich ward nicht erquickt; kein Haus, kein Baum bis vor Neukirchen. Hier wäre ich beinahe verzagt, und sehnte mich kindisch nach dem Thurme, den ich nicht mehr ferne erblickte, wohin ich aber mit wankenden Knieen nur fortstümperte. Endlich um Mittag erreichte ich das verwünschte Schloß, und that mir gütlich. Bald rollten Donner und Blitze, und kühlten mit Regen die Gluth. Neukirchen ist die vierte Station von Wien nach Grätz, ein nettes Dorf an einem Flüßchen, der Schwarze, die nachher in die ungrische Grenzleita fällt. Ich ging Nachmittags um 4 aus, als der Regen aufhörte. Mein Weg ging nun immer bergan, und engte sich endlich zu einem anmuthigen Thale, mit schönen Wiesen und Feldern, ein. Ich kam durch Redlock und Würth. Hier wird die Gegend mahlerisch. Die Berge treten näher zusammen, und

rechts hat man Weinberge und eine Menge von Pflaumen- und Wallnußbäumen. Glognitz, der letzte Ort vor Schottwien, liegt äußerst lustig, besonders sein Kloster, mit Weinbergen eingefaßt, und links die schöne alte Burg Bartenstein, am Mittelberge, unter sich mehrere kleine Hügel und grüne Alpen, und über sich dunkles Tannengebirg. Dies war eine holde Erscheinung des einbrechenden Abends, und so schlang sich mein Weg unter Weinhügeln und Gärten und an fließenden Wassern fort, bis die grauen Steinmassen von Schottwien wie Riesen im Nebel vor mir auftraten, und ich in die dunkeln Felsenthore einging.

Mariazell Freitag den 14. Sept.

Mein Eingang war hier lustig genug. Wie ich eintrat; fand ich alle Tische unten in der Wirthsstube breit besessen, und kaum für mich einen Platz an der Thüre. Alles schmauste, trank und lachte. Ich sah bald, daß es Pilgrimme seyen, manches Gewerbes und Ortes. Allein neben mir saß ein armer Teufel, der erbärmlich den Kopf hing, und immer die Uhren im Zimmer anglotzte. Ich mußte auch bald merken, daß er den Uhrwurm hatte; denn er fing sogleich mit meiner Uhr an, und besahe sie, und so die andern nach der Reihe, stellte und rückte daran, und führte sehr gelehrte Diskurse,

wovon ich leider nichts begriff. Denn die Sprachwurzeln fehlten ihm, ünd überall zeigte ein gewisses freundliches Lächeln und Hinstarren ins Blaue, er sey der Natur vom Deichsel geglitten. Dies war also mein Tischkumpan. Ich ließ mir einen guten rothen Wein auftischen, und trank tapfer drauf. Dies reitzte meinen Alten auch, doch bekam er nur wässerigen weißen. Nachher hauten wir ein, ich in einen tüchtigen Braten, er in Kalbsknorpel, die er aus einer Wasserbrühe heraus fischte, in Salz tunkte, und mit einigen Löffeln voll des bleichen Uebels hinabspühlte. Wir wurden aber in unserm frohen Schmauß sehr unangenehm unterbrochen. Die andern vier Tische, die mehr als zwey Beisitzer zählten, waren fertig, und fingen nun ein heilloses Geplärr an. Endlich ging es auf die Kniee, und Stühle und Schemmel dienten zu Vorhaltern. Ich sah mich um, ob ich nicht auch mit zu Boden müßte, und ward zu meiner großen Freude gewahr, daß einige der sogenannten Klugen noch hinter dem Tische saßen. Ein ave Maria und Maria, Mater Dei, salve, salve, salve! überschrie das andre, und dies dauerte so lange, daß Braten und Suppe mir erkalteten. Es waren unter den Knieenden drey bis vier hübsche Weiber und Mädchen, die mit Lächeln und Winken, die grade nicht überirdisch waren, eben so freundlich zunickenden Nachbaren barmherzig dienten. So ging es, bis alles auf-

sprang, und die ganze Sache sich in wildes Getöse und muntre Scherzreden auflöste. Die meisten gingen von dannen zur Ruhe. Ich unterhielt mich mit meinem Alten, oder vielmehr er sich mit mir, und mit den schönen und süßlächelnden Augen der Wirthin, und so empfing mich nach einem heißen Tage und drey Seidel Wein das Bette. Ich wachte heute Morgen früh, und hörte etwa nach einer halben Stunde, um 5 Uhr ungefähr, die Frühmette tönen. Mein Stubengeselle, ein rüstiger Jäger, ward munter, und war schnell auf den Füßen. Man pochte an: „Steht auf! es ist fünf“ und zugleich vernahm ich es in allen Zimmern und Kammern oben rumoren. Doch ich ließ mich das nicht kümmern, sondern drehte mich noch bis Sechs in den Federn — und schreibe nun.

Gestern, den 14. September, um 9 Uhr, ging ich von Schottwien aus. Der Gebirgpfad war von vielem Regen schlüpfrig; doch spannerte ich frohen Muthes weiter. Es ist dies unstreitig einer der schönsten Gründe der Welt, und diese schöne Natur und die dampfenden Gebirge umher, schwellten meine Brust mit Muth und Leben. Tief unten liegt der Marktflecken Schottwien an rauschenden Wassern, eine länglichte Gasse, zwischen schroffen Felsenspitzen eingeklemmt, die in mancherley Gruppen empor steigen. Eine Mauer, mit einem Thore zu beiden Enden, schließt den Ort ein. Man sieht, wenn man

drinnen ist, immer nur einzelne Theile der schönen Gegend, so springen zu allen Seiten die Felsenzacken vor. Aber so wie man den Schneckenweg um den Ort hinanklimmt, und höher und höher den Semring vor sich erblickt, so springen auch die lieblichen und furchtbaren Naturgebilde immer größer und majestätischer vor's Auge. Man hat links das anmuthige Kloster Maria Schutz am Mittelberge auf grauen Alpenrasen, und hoch hinauf fernes Waldgebirg mit Einschnitten, die die Hand des fleißigen Menschen gemacht, und zu Viehweiden und Kornfeldern bereitet hat. Unten am Bergpfad ist ein freundliches Thal, von rauschenden Bächen gewässert, reich an Wiesen und Feldern; aber hoch thürmt sich das Felsengebirg mit himmelandräuenden Zacken in die Wolken, die zum Theil dunkel auf seiner Scheitel ruhen. So wanderte ich die steile Straße hinan. Die Sonne vergoldete wechselnd die fernen Gebirge, und bildete aus den dampfenden Rauchsäulen des Morgens Feuersäulen; bald bedeckte wieder eine dunkle Wolke alles mit Nacht, und zeigte bloß einzelne Durchsichten. Regentropfen träufelten von den Blättern der Bäume und aus den Wolken des Himmels auf die Stirne des Wanderers, den nur das Läuten des Viehs am Berge und einzelne Hahnenschreie erinnerten, daß er unter Menschen wandle. Ich kam höher den Berg hinan, zu einem kleinen Sacellum mit einem

Gemählde der Madonna al fresco, und der Aufschrift: Die wahre Abbildung der gnadenreichen Mutter Maria Schutz am Berg Semring. Ich kniete nieder, und kühlte meine Brust mit dem lebendigen Bergkristall, der im Häuschen aus einer eisernen Röhre rann. Bald verschwand das Thal, und ich fand mich in engen Bergen eingeschlossen. Der Weg geht immer steiler hinauf, und ist hie und da durch mächtige Balken gestützt; rauschende Wasser brausen meistens an seinen Seiten. Endlich erreichte ich die Spitze, die ein steinernes Denkmal ziert, ein geschnörkeltes spitzauflaufendes Viereck, mit einer Kugel zum Andenken des Grafen Sinzendorf und anderer Räthe des stairischen Landes, die im Anfange dieses Jahrhunderts bey der Bahnung und Anlegung dieses Weges sich vorzüglich thätig bewiesen haben.

Der Weg geht ziemlich gleichförmig fort, durch einzelne kleine Wohnungen über Steinhaus und Spital nach Merzzuschlag. Zu beyden Seiten hat man immer hohe Berge, woran sich kleine Hütten oft sehr romantisch lehnen. Zuweilen treten sie so eng zusammen, daß kaum für den Weg Raum ist; dann bilden sie wieder kleine Thäler mit grünen Bergweiden, Wiesen und Kornfeld. Diese scheinen alle sehr fruchtbar. Man mähte das Heu in dicken Schwaden, und ein Kornhaufe stand bey dem andern auf dem Felde, in der Form eines zackigten

Zuckerhuts, oder, wenn man will, eines chinesischen Tempels. In der Mitte steckt meistens ein spitziger Stab, und einige Garben machen die Decke. Hanf sowohl stehend, als zum Röthen ausgebreitet, Kohl und Mören sah man hie und da, und Hafer und Weitzen in Hocken; von Weinstöcken keine Spur. Die Pflaumen, die ich sah, waren klein und noch ganz braun, und so das übrige wenige Obst in Verhältniß. Häuser und Scheunen sind fast ganz von Holz, wie in den Wäldern Thüringens. Man macht mit unsrer pommerschen Sense Heu und Korn, und bindet das letzte gleich hinter der Sense. Kühe und Ziegen haben einen schönen und großen Bau. Merzzuschlag ist ein Marktflecken, wie Schottwien, und ganz hübsch für eine so rauhe Gegend. Ich trat ein und empfing vom dreinasigen Wirth das Kompliment, wie lange ich schon zurück sey? (man spricht hier: hinein,) denn er habe mich in mehrern Tagen nicht gesehen. Ich erwiederte: ich habe ihn und sein Haus in meinem Leben nicht gesehen, müsse aber doch wie ein Mensch aussehen, weil er mich für seinen Bekannten halte. Diese Bekanntschaft aber half mir nicht einmal so viel, daß er mir guten Wein vorgesetzt hätte. Doch trank ich einige Seidel und ging fürbaß, und hörte schon am Fenster, wie man über mich stritt, und der eine aus der Gesellschaft rief: es muß halt sicher ein Franzos seyn. Diese Worte, die hier mit

Räuber und Mörder gleich klingen, hießen mich meine Schritte verdoppeln, und so wandelte ich von der Landstraße ab nun in den Westen hinein, auf das berühmte Mariazell zu, das ich zu erreichen hoffte, obgleich man mir sagte, es sey eine Tagereise. Eines der schönsten Thäler öffnete sich hier nun wieder, und der Aran Mirz floß am Wege und neckte meine Schritte bald hie, bald dorthin, und ich bin in einer Weite von drey Meilen gewiß dreyßigmal über seine vielen Holzbrücken gegangen, die Stamm an Stamm nach der Weise der Teufelsbrücke gefertigt, und mit einem eben so natürlichen Geländer versehen sind. Er ist, wie alle Bergströme, sehr romantisch, und strudelt pfeilschnell, bald über seichten Grund, bald über zerfressene Felsstücken und alte Baumstämme fort; bald zeigt er ein reines grünlichtes Bette, bald gräbt er tiefe Strudel, die drey Mannslängen nicht messen. Der Pfad ist äußerst romantisch, und die Berge thürmen sich wilder und schroffer, und sogleich hinter Merzzuschlag sieht man die weißen und grauen Spitzen der gewaltigen Schneewolben aus der Ferne herschimmern. Man kommt einzelnen Sacellen vorbey und kleinen Waldwohnungen, die ihre kleine Wirthschaft, ihre Kühe und Ziegen, Felder und Wiesen, zu beyden Seiten des Berges haben. Wie im Fluge kam ich nach Kapellen, dem ersten Dorfe, und flog eben so rasch durch. Nicht weit

Hinter dem Dorfe traf ich am Wege ein kleines Sacellum, aber nicht von der gemeinen Art. Ich träumte von allerley Dingen, und sprach eben sonderbar genug die Reminisienzen aus einem Spötter der Geistlichkeit: non pastores, sed praestigiatores, als mir das heilige Häuschen ins Auge fiel, und eben so schnell in meine Seele der Gedanke, der hiezu paßte. Aber wie ward ich überrascht. Da war kein Bild, kein eckelhaftes Gemählde hingeklext, sondern ich las die einfachen Worte: Dem, der ist, der war und der seyn wird, zur Ehre, und denen, die im vorigen Jahrhundert an der Pest verstorben sind und unter diesem Hügel ruhen, zum Andenken errichtet von Sebastian Heidenreich 1722, erneuert von Joseph Heidenreich 1792. Es ergriff meine Seele wunderbar, hier in diesem großen Tempel der Natur, vor den ewigen Altären des Unerforschlichen so das Unvergängliche mit dem Hinfälligen in Einer großen Idee zusammengestellt zu sehen: die heiligen Geheimnisse des Lebens und des Todes in dieser Einsamkeit gleichsam wie ein Räthsel ausgestellt. Mir war, als könnten die Berge über mir zusammenstieben und mich unter ihren Trümmern begraben, ohne daß ich dadurch verlöre. O Wanderung nach Mariazell! Wir sind wahrlich sehr unbillig und sehr dumm obenein, alles zu verschreien, was nicht unsrer Sitte, noch unsers Glaubens ist. Der Ka-

tholik versteht es wohl, wo sich recht anbeten läßt. Seine Klöster und Heiligthümer sind meistens gegründet, wo die Natur selbst sich Tempel erbauet hat, und man sieht aus diesem Denkmahle, daß er auch nicht immer das Wie verfehlt. Ich ging desto größer und seliger an meinem brausenden Strom und unter meinen rauschenden Tannen und Buchen hin. Der nächste Ort war Neuberg, wo ich mich nicht aufhielt, der Tagereise eingedenk. Auch hier ist ein Kloster, aber von Joseph entvölkert. Nun wird die Gegend groß und erhaben. Die rechte Seite des Gebirgs springt schroff in die Wolken, und zeigt ihre weißen Himmelszinnen, die man die Schneewolben nennt. Das Thal tritt eng zusammen, und das Rauschen der Mirz wird immer lauter. Unten am Wege stehen gleich Thürmen zackige Felsspitzen; auf einem hat die fromme Andacht ein Kreutz errichtet. Man sieht nun lange keine Spur vom Ackerbau, höchstens eine kleine Wiese und einige Hocken Korn, desto öfter aber kommt man auf Köhlerhütten, Eisenhämmer und Sägemühlen. Gleich hinter Neuberg am Wege sind Eisenbergwerke. So geht der Weg nach Mirzstege, (oder Merzstege, von der Mirz) dem letzten Dorfe vor Mariazell. Ein großes Felsenthor, das nur dem Fluße und einem engen Wege Raum läßt, verschließt es den Blicken, eines der schönsten, die die Natur nur wölben kann. Kaum ist man hie-

durch, so ist links ein erhabener Pfeiler Gottes, aus weißem Gestein gewölbt, in der Ferne. Der Pfad geht nun immer bergan, vor Holzknechten und Mühlen vorbey, bis man zuletzt nicht einmal das Wasser mehr rauschen hört, und ganz einsam durch die hohen Tannen wandelt. Keichend erstieg ich die Höhe des Gebirges, freundlich ging ein blühendes Weib mit ihrem Knaben an der Brust mir vorüber; ich sah im Abendmantel die Bäume und die Schneewolben herüberdämmern, hörte noch über mir an der andern Seite das Pfeifen der Hirten und das Läuten ihrer Heerden. Luna stand zweizackig vor mir, und ein Bübchen begegnete mir mit einem Pferde, das er hier auf den grünen Alpen löste. War mein Weg hinauf ermüdend, so war es der hinunter noch mehr, besonders, weil ich dem kleinen Buben nicht nachbleiben wollte, der wie ein Hase über die Baumwurzeln und Steine hinhüpfte. Unten nahm ich von meinem Bübchen Abschied. Er hieß Görgel, und war etwa 9 Jahr alt. Sehr naiv sagte er: I go hom, will Er mit hinein? und so sprang er ab in eine kleine ländliche Wirthschaft. Diese und Mühlen traf ich hinfort am Wege, und sah sie oben am Gebirg, bis es ganz dunkel ward. Wasser rauschte an meinem Pfade, und war leider auch darauf. Ich ging indessen kühn durch, und kam in solche Engen und Verfinsterungen, daß ich meinen Säbel zog, wenn mir noch was plötzliches aufstieße. Schon riß mir

die Geduld, das verwünschte Schloß vor der sinkenden Nacht zu erreichen, und ich bedauerte es, nicht mit Görgel gegangen zu seyn, als ich mit einem Male auf ein zierlicheres Sacellum stieß, als ich bisher im Walde gesehen hatte. Wenn man den Strom hat, kommt man auch schon ans Meer, dachte ich, und bald leuchteten mir tausend Lichter entgegen. Ich stand vor dem Gasthause in Mariazell, und war bald hinein.

Man merkt es auf dem Wege an allem, daß man im Walde und Gebirge wandelt, so ganz anders ist die Gestalt des Lebens und der Dinge. Selten findet man ein Dorf, oder doch nie ein großes, desto mehr kleine Häuser aber an den Wassern und quellenreichen Abhängen der Berge. Diese sowohl, als die Ställe, Köhlerhütten und Mühlen sind meist von Holz, die hohen Schorrsteine etwa ausgenommen, die bey vielen hoch hinausgemauert wie Pfeiler aufsteigen. Man legt Balken auf Balken und hängt sie ganz meisenfallenähnlich an den Spitzen in einander, so werden die Innen- und Außenwände fertig. Nun ein gutes Gebälk und Schindeldach drüber, und die kleinen Ritzen mit Moos gestopft und Fensterlucken drin gesägt, so ist die menschliche Wohnung fertig. Dies giebt in der That sehr warme und reinliche Häuser. Sie haben so ein einfältiges und doch zugleich anmuthiges Ansehen, und sind unter dem weit überhängen-

den Dache gewöhnlich so lustig mit den Geräthen der Aerndte und des Ackerbaues dekorirt, daß mir der Gedanke sehr natürlich war, ihre Bewohner müßten wohl glücklich darin seyn. Sie sind meistens weit ansehnlicher und bequemer, als die in den thüringischen und fränkischen Bergen, die viel niedriger und unfruchtbarer sind, als diese, und zum Ackerbau nur einige kleine Stiere haben, ja wohl oft die Kuh selbst bejochen und vor den Wagen spannen. So eine kleine Wirthschaft liegt hier meistens allein, wie auch die Aecker und Wiesen gewöhnlich durch Wald und Gebirg, oder durch Wasser von einander geschieden sind. Die Gebirge sind sehr fruchtbar; dies sieht man an den Wiesen und Koppeln, an dem gemähten und noch stehenden Getreide, das oft hoch im Gebirg zu sehen ist. Hier ist die Aerndte noch im vollen Gange. Gras, Hafer, Erbsen, Bohnen und Hanf, ja sogar Weizen habe ich auf dem Halm stehen sehen; wechselnd giebts auch Heidekornfelder. Der Anbau ist freilich sehr beschwerlich, so wie die Aerndte, und nur mit Pferden, die des Kletterns und der Arbeit auf diese Art gewohnt sind, läßt sich hier pflügen. Die Pflüge sind stark und hochrädrig. Es geht gewöhnlich ein Mann nebenher, der die Pferde lenkt, wenn es zu steil und abhängig geht; manches, wo kein Pflug sich lenken und wenden läßt, muß Spaten und Hacke bearbeiten. Um ein neues Feld zu

machen, brennt man oft eine Waldstrecke aus, so einen langen Streifen von oben bis unten am Berge; die einzelnen angebrannten Stumpen stehen traurig da, und unter ihnen das reichste Getreide und die dichtesten Reihen Hocken. Aeußerst anmuthig ist es, so die dunkeln Wälder des Gebirgs mit Streifen grüner Wiesen, mit Koppeln und weißen Aehren, oder Stoppeln schattirt zu sehen, und menschliche Hütten oben an der Höhe, wo man unten zweifelt, einen Weg hinauf zu finden. Unten im Thale an den Wassern sind freilich die Wiesen am besten, doch oben wächst das Korn fast noch munterer. Der Boden ist meistens leimig und lettig, und, daß er nicht schlecht ist, bezeugen die Tannen, die hier gewaltiger stehen, als irgendwo. Wie wenig aber das Holz hier geachtet wird, beweisen die vielen Stämme, die ungebraucht im Walde vermodern. Deswegen ist hier auch alles von Holz gemacht, und zwar von dem besten. Selbst Christus und die Heiligen haben im Gebirge selten andre Bethäuser und Sturm- und Regendecken, als hölzerne, wie sie selbst oft nur aus Holz geschnitten und zusammengeleimt sind; indessen fehlen ihnen keine Blumenkränze. Das Vieh im Gebirg ist schön, meistens große gelbe Kühe mit strotzenden Eutern, und weiße Schafe und Ziegen; Ochsen findet man gar nicht, dafür aber hat ein jeder große und starke Pferde, die der ganzen

Wirthschaft ein tüchtiges Ansehen geben. Mit großer Mühe findet man Koppeln und Gehäge oft das steilste Gebirg hinan, und an den Bergpfaden, für den Wandrer wohl nicht, sondern für die Arbeiter im Felde, hie und da kleine Ruhebänke an einzelnen Bäumen, oder an Wassern. Auch den Menschen sieht man es an, daß sie auf Bergen leben. Schon habe ich manchen Kropf unter Männern und Weibern gesehen. Die Raçe ist nicht groß, noch sehr stark, aber wohl gebildet, mit schöner weißer Farbe und feinem Fuß. Wie ganz anders ist es in Thüringen! Die Tracht ist noch die österreichisch-bairische mit kleinen Abweichungen. Der Hinterthurm der Mütze bey den Weibern wird höher, und der Hut der Männer theils flacher und breiträndriger, besonders habe ich dies bey den Holzknechten (Köhlern) und Bergleuten bemerkt, nach Tyroler Weise; diese zeigen auch häufig das Tyroler Grün an Hüten und Wämsern. Die Sprache wird hie und da schon so arg, daß ich mich zur Noth noch verständlich machen, von den Männern aber wenig, von den Weibern fast nichts vernehmen kann. Diese allgemeinen Bemerkungen gelten für die ganze dreitägige Gebirgkletterung.

Krieglach den 15. September.

Ich hatte mir Mariazell groß und prächtig gedacht, und fand nun beym Erwachen ein kleines Dörfchen, aus wenigen Häusern bestehend, unter denen sich die Schenke durch die schöne Wirthin und die Menge der Zimmer und Betten für die Pilgrimme auszeichnet. Die kleine Kapelle sieht einem spitzen Gezelt ähnlich. Die Wunderthäterin selbst mit ihrem Kinde ist ein kleines Stück, etwa anderthalb Fuß hoch, und weder durch Glanz der Arbeit, noch Schmuck sehr merkwürdig. Der heilige Antonius von Padua und Dismas, der Schächer, hingen ihr als Gemählde zur Seite, und mehrere kleine Stücke, einige ex voto; auch Blumenkränze giebt es, womit man selbst die elendesten Fratzen im Walde ziert. Schemel sind genug für die Betenden und Knieenden da. Das Häuschen fasset höchstens 50 Menschen. Auch hier soll das Wallfahrten abnehmen, und ich gehöre vielleicht in diesen wundersam laufenden Zeiten zu den letzten. Die Waller waren alle weg, und ich konnte mich also drinnen recht umsehen, was ich sonst nicht hätte wagen dürfen, um mich nicht als einen Ketzer zu verrathen, und vielleicht argen Dingen auszusetzen. Die Gegend umher ist wild und im Westen und Norden mit hohen Bergen umschlossen, von deren die westlichen rauh und kahl mit grauer Stirn herabdräuen; ein rauschender Bach strömt

zur Nordseite fort; wenige Aecker und Wiesen sieht man am westlichen und südlichen Abhäng.

Ich nahm meinen Pilgerstab und trat die saure Wanderung des 15ten Septembers an, die mir einen rechten Vorschmack von einer Alpenreise gegeben hat. Erst verstieg ich mich ins Gebirg, wo ich unter einem hohen Ahorn vor dem gewaltigen Regen Schutz fand und Brombeeren rupfte, von da flüchtete ich unter einen Heuschuppen, wo ich eine Stunde aushielt. Aber endlich riß mir die Geduld, ich verachtete den Regen, der nicht aufhören wollte, sprang mit schnellen Schritten thalein, und fand glücklich den Weg durch den sogenannten Graben, welcher auf Veitsch zuführt. Es regnete grimmig und ich klimmte grimmig die Alpen hinan, (so heißt die Bergkette, die ich heute überklettern sollte) bis ich innen von Schweiß und außen von Regen triefte. Da stand ich, wie ein gestellter Eber, wohl eine Stunde unter einer dicken Tanne, trank aus einer sprudelnden Wasserröhre und fühlte mich frohes Muthes; denn die Wolken dampften unter meinen Füßen. Nun ward es beschlossen, recht naß zu werden und die letzte Höhe zu erklettern, und hinfort scheute ich keines Regens und war froh, weil ich es seyn wollte. O wie kann der Mensch doch alles, was er selbst will, und so gar wenig von dem, was andre von ihm wollen! Die Höhe schien mir sonnig, und ich

eilte also desto rascher, aber ich fand dort dichtern Regen, und Sturm, der ihn bis an die Haut trieb. Endlich hatte ich die Spitze, und stand hinter einem hölzernen Sacellum still, vor dem sich hinter einander drey Bänke zum Anbeten fanden. Aermlich und kahl war es, wie der Berg. Ich riß zum Andenken des Tages Sankt Peter, der neben dem Kruzifix stand, seinen Kranz ab, und hohlte ihn mit meinem Säbel heraus. Von hier welches Leben und welcher Blick! Viele der hohen Berge lagen unter mir, und die Wolken strudelten, wie ein weißes Meer, über den Tiefen, und zeigten wechselnd einzelne Höhen mit Feldern, Heerden und Menschenwohnungen. Zur Linken unter mir thürmten sich noch weit höhere Spitzen und lange Lagen Schnee schimmerten, von Sonnenstrahlen erleuchtet, durch die Gräuel der Verwüstung und den Dampf, der schwarz und furchtbar über dem dunkeln Walde lag. Naß, aber groß durch das Gefühl, ging ich über dem grünen Rasen der Höhe, fand auch hier einzelne Menschen wohnen, und senkte mich um einige hundert Schuh, um bald eben so hoch, und höher wieder zu steigen. Die höchste Spitze dieses Pfades (Gangsteig sagt man hier) bezeichneten wieder drey Kreuze aus Holz. Ich ging allmälig abwärts, und hatte nun das lieblichste und lachendste Thal und Bergrücken unter mir, die von oben bis unten mit Feldern durch-

schnitten, und mit grünen Wiesen schattirt waren. Es mogte ungefähr vier Uhr Nachmittag seyn, der Regen hörte auf, und der Wind trocknete meine Außenseite allmälig. So mußte ich dem rauschenden Wasser entgegen, das von unten her zu mir aufbrauste, und mich troß dem besten Karrengaul auf die Fersen setzen, um nicht hinabzukollern. Es ging gut, und noch bin ich auf diesem bösen Wege nicht einmal gefallen, obgleich Regen und Himmelswetter sich gegen mich verschworen haben. Ich ging einer Alpenwirthschaft nach der andern vorbey, begrüßte Mäher und Pflüger, Sägemüller und Holzknechte, und kam endlich ins Thal, wo es am Bache auf Veitsch zu ging. Vor Veitsch steht eine Kapelle, auch eine der berühmten, mit einem Muttergottesbilde und Schemeln zum Knieen. Ein Frommer hat auch vor einigen Jahren gar ein feines Gemählde hingeschenkt, die Mutter mit dem Kinde auf dem Eselein reitend, das noch viel eseliger und dummer aussieht, als die gemeinen Esel, und mit seinen andächtig verdrehten Augen die theure Last gleichsam zu verehren scheint. Ich mußte herzlich lachen, obgleich mich dieses Häuschen sonst freute, besonders wegen des Brunnens, der aus einer Röhre springt, woran zum Schöpfen ein blechernes Kellchen hängt.

Hinter Veitsch werden die Berge sanfter, und die Ebnen weiter; man erblickt mehr Kornfeld und

Wiesen. Zunächst hat man einen großen Eisenhammer und dann eine kreidige und kalkichte Felsmasse über dem Haupte, die wegen eines Denkmals der Sterblichkeit unten am Wege merkwürdig ist. Es lautet: „An dieser Stelle ist Michel Pauer mit einem Maurergesellen im Vorbeigehen von einem fallenden Stück Stein grausamlich erschlagen. es Wörden alle Ver beigehende gebetten, Ihrer mit einem Vatter Unser zu gedenken. Den 1. Abryll 1796.“ Man hat die beiden Unglücklichen gräßlich drauf gemahlt, und das Blut an Kopf und Bauch nicht geschont. Oben sieht man in einem feurigen Kessel eine Figur, die die Hände emporstreckt. Dies machte mich lachen, und ich konnte nichts Vaterunserliches, noch Fegfeuerliches weiter fassen. Mein Weg ging am Wasser rasch auf Muttendorf, wo ich meine gestrige Mirz wieder fand, von da auf Fresens und endlich mühsam auf der klebrigen Chaussee nach Krieglach, wo ich dieses schreibe.

Ich fand Wirth und Wirthin hier im Posthause im blutigen Streit, und ahndete also sogleich nicht viel Gutes von der Mahlzeit, und so geschah es; indessen war ich hungrig, und der theure Ofener Wein gut. Ueber Tische erzählte ein Mann von einem unweit Merzzuschlag im Wasser gefundenen, mit drey Stichen in der Brust durchbohrten Menschen. Man habe die Schnallen ausgelöst, und weder Uhr, noch Börse bey ihm gefunden. Dies

brachte Wirth und Wirthin zur Ruhe, und es ging an ein Kannengießen, wobey einige gar scharf auf mich und meinem breiten Hieber blickten. Ich konnte ihnen das nicht verargen, obgleich ich im Fall des Erschlagnen seyn konnte. Die dicke Wirthin sprach von gefährlichen Zeiten, der brummende Bär schwieg, und ich schlief ein, bis mich das Mädchen weckte, und mit dem Lichte voran ging. — Von Veitsch bis hier wird alles schon flacher und weiter, und die große Natur wird zu einer sanften. Man sieht schon wieder einzelne Häuser, unten gemauert, und merkt in den Dörfern, daß man unter den gewöhnlichen Menschen sich umtreibt. Besonders empörte mich der Wirth, der sein armes dickes Weib in Einem fort hudelte, indessen seine Kinder um ihn her, nicht muksend, bey Tische saßen. Sie standen endlich eines nach dem andern auf, und küßten die gnädige Hand, die er ihnen über den Tisch hinlangte, und die sie wahrscheinlich als eine treue Vollstreckerin der Staats- und Naturgewalt kannten. Ein lautes Geplärr, was man Beten nennt, unter welchem Schüsseln abgetragen, Hunde gefüttert und von den Betenden selbst mitunter geschimpft ward, bekrönte die feine Scene.

Kapfenberg den 15. September.

Weil es regnete, ging es erst um Mittag von Kriegstein fort, wieder durch Fresens und Muttendorf, die ordentliche Grätzer Straße fort. In dem folgenden Dorfe Warteck hielt ich an, und schafte Essen und Trinken. Ein alter Graukopf saß mit einem jungen Weibe am Tische, und bewillkommte mich freundlich, indem er der alten Wirthin zurief: dem mache Sie das allerbeste, das ist ein Ehrenmann, ein Soldat! So viel vermag ein grauer Rock und ein ungrischer Säbel. Nun fing er an, mit mir zu peroriren, von Krieg und Frieden, von Schweden und Preußen, und erzählte, wie er im siebenjährigen Kriege von den Preußen gefangen, und nach Pommern gebracht sey, um gegen die Schweden zu fechten. Dies war ein himmlischer Ton für mich. „Habe viele Kameratten unter den Pommerenken gehabt, sind rechte Düwelskerls; gut, wenn man sie nicht anrührt, sonst hauen sie gleich drauf ein; der alte Fritz hielt hoch auf sie. Sie sollen leben!“ So stießen wir an, und ich trank seinen und meinen Wein mit Vergnügen, mußte durchaus von seinem stairischen grauen Brey essen, und immer mit dem Weibe anklingen. Zuletzt umhalste er mich mit einem herzlichen Kuß, und gab mir ein süßes Gefühl der Menschlichkeit mit auf den Weg. Von hier wanderte ich noch ein vier Stunden durch die lachendsten Gegenden des Erd-

bodens. Es ist immer noch das alte Mirzthal, das aber ein viel freundlicheres Ansehen gewinnt. Gleich die Gegend bey Warteck ist entzückend. Man geht am Strom hin, der hie und da bebolwerkt und eingemauert ist, um den Bergweg nicht zu sich hinunterzuhohlen. Links sind milde und breite Fluren, und rechts steiles Gebirg mit einem alten Schlosse, das in drey Abstufungen mit seinen Thürmen in alter Herrlichkeit dasteht. Hier windet sich der Weg durch eine enge Krümmung, und man geht endlich ganz von hohen Tannen eingeschlossen, bis sich das weite Thal mit einem Male in einem lieblichen Halbmond mit Dörfern, Kirchen und einzelnen Wohnungen öffnet. Die Dörfer liegen hügelweise über einander, und sind bis oben hinan mit Feldern und Wiesen gestreift. Kohl, Rüben und andre Früchte sind allenthalben am Wege, und grüne Koppeln, worin die schönsten gelben Kühe weiden. Gleich hinter Warteck, rechts unten am Strome, liegt das niedliche Gütchen Ester. Dann kommt man durch den stattlichen Markt Fridberg, und hat links in der Ferne den sogenannten Kalvariberg, mit einer äußerst mahlerischen Kapelle. Der Strom und Weg gehen hier reißend abwärts. Rechts hängt eine Kirche mit einigen Häuschen unter Steinwänden und Tannen über den Weg; der Name ist Gegenberg. So ging es durch Merzhofen, Marien, oder Marein, wo ich links am

Gebirge Eisen- und Köhlerhütten sah. Von Imbach bis Kapfenberg wanderte ich langsam, weil die große Gegend, die sich hier im Schimmer des Halbmondes zeigte, mich oft halten ließ. Um halb 8 Uhr war ich im Quartier, wo eine Menge netter Mädchen des Orts versammelt dahlten, und mich die Mühen des Tages vergessen ließen.

Lebring den 17. September.

Ich war mit der Sonne auf, und hatte unten meinen Scherz mit Viktchen, meiner kleinen Wirthin. Ein kleines drolliges Ding, mit soviel Freiheit und natürlicher Koketterie, daß es erstaunte; aber zugleich sprachen Witz und Unschuld so laut aus ihrem ganzen Wesen, daß sie einem nicht das Blut fragte. Ihre schwarzen Spitzbubenaugen hatten immer was im Hinterhalt, und ihre Zunge war wie ein Aal, den man nicht halten kann. Auf meine Frage nach ihren Sachen antwortete sie: Mein Vater lebt nimmer, und meine Frau Mutter ist seit 5 Jahren in Wien. Dies nahm mir die Lust, weiter zu fragen, weil sie es bedeutungsvoll genug sagte. Ich sah erst die fromme Christenheit zur Sonntagsfeyer sich auf dem Markte versammeln, blickte zu dem alten Schlosse empor, und schüttelte dann den Staub von den Füßen. Ich hatte nun die Mirz, oder Merz, immer links,

und wandelte im engen Gebirg fort, das oben felsig und höchstens mit Buchen, Tannen und Birken bewachsen war, und wegen seiner Steinigkeit und Abschüssigkeit keinen Anbau erlaubt, obgleich sonst bey weitem nicht so hoch, als welche ich die vorigen Tage bis an den Gipfel bebaut gesehen hatte. Unten indessen, wo nur Platz war, waren Maisfelder, mit einer unendlichen Menge Kürbisse und seltnern Melonen bedeckt, Heidekorn und kleine Striche Hanf, nebst Kohl und Möhren; Wiesen und Koppeln, und zwischen diesen jenseits und diesseits des Stroms einzelne Wohnungen und Wirthschaften. So ging der Weg ziemlich einförmig durch Bruck, Rettelstein und mehrere Dörfer fort. Das Städtchen Bruck ist höchstens dadurch dem Reisenden merkwürdig, daß die Muhr und Mirz hier zusammenfließen. Doch dauert die Bergstromsart auch künftig in dem schnellrauschenden und strudelnden Wassern noch fort, und nicht leicht kann der Wandrer einen lustigern Begleiter finden. Fünfviertelmeile nach Rettelstein kommt man auf den Flecken Frauleuthen, einen sehr anmuthigen Ort. Hier geht es über die Muhr, die nun rechter Hand fließet, auf einer hölzernen Brücke, und ein liebliches Thal mit Wiesen und Feldern breitet sich rechts an der Muhr aus, und zeigt hübsche menschliche Wohnungen, Schlösser und Waldberge, und am Wege hin Pflaumen- und Wallnußbäume in

Menge. Gleich wenn man über die Brücke geht, hat man links das schöne Landhaus eines Grafen von Wildburg, und etwas weiter, jenseits des Stroms, auf rauhen überhängenden Felsen, das alte Schloß Rabenstein, einen Bruder des fränkischen, links aber ein weit höheres oben im Gebirg, den Pfan- oder Wanberg, der in herrlichen Trümmern da liegt. Vieh und Bäume, und Häuser und Menschen, und die ganze todte Natur haben hier ein frischeres Ansehen. Nach einer halben Meile schließen sich die Berge wieder zu einem schroffen Felsenthore, und kaum hat man den überhängenden, und hie und da schrecklich ausgehöhlten einen engen Weg abgesprengt und abgedämmt, welcher gegen den Fluß meist gemauert und pallisadirt ist. So geht man eine Weile zwischen den grauen Felsen hin, die hie und da mit grünen Tannen und bleichen Birken verziert sind, bis sich ein zweites Thal öffnet, und man nach Peggau, der zweiten Station von Bruck kommt. Dies Thal ist freilich nicht so lieblich, als das von Frauleuthen, aber romantischer. Links über Peggau liegt das Schloß gleiches Namens, und rechts, jenseits des Stroms, der Flecken Feistritz, mit einem Kalvariberg voll Kapellen und Gotteshäuschen auf kahlen und öden Felsstücken, hinter welchen sich eine sanftere Berggruppe in grauer Ferne mit dem Schlosse Waldstein ausbreitet. Die Berge sind immer noch, wie vor-

her, nicht eben hoch, aber steil und blos waldigt. Man kommt durch dieses Zauberthal wieder durch eine öde und steinigte Enge in ein drittes, das schon viel sanfter wird, und in der Milde des Abends unbeschreiblich auf mich wirkte. In diesem liegt rechts über dem Strom, auf einem einzelnen schönen Berghaupte, der Kirchfahrtort Stasenkel sehr anmuthig, bald treten rechts Strom und Berg näher, und man sieht die herrlichen Trümmer des alten Schlosses Gestinen hoch im Gebirg, und geht über die sogenannte Weinsiedelsbrücke, die die Muhr wieder links läßt. Hier sah ich viele Grätzer Welt in einem stattlichen Wirthshause sich erlustigen, wanderte dann in das freundlichste Thal der Erde hinab, und in den Elephanten im diesseitigen Grätz ein, der alten Brücke über die Muhr gegenüber.

Hier fand ich frohe Gesellschaft. Am meisten ergötzten mich drey Tyroler Scharfschützen, die sich keck unter die Vornehmsten mischten, mit den Worten: „Tyroler machen keine Umstände,“ und dann vom Kriege, von den Franzosen und Schweizern, und von ihrem Geschütz sprachen. Sie redeten mit einer Freimüthigkeit von ihren Freiheiten und von ihrem Regenten, die man hier sonst nicht kennt; besonders der eine, Jakey, oder Jakele, sprach mit gewaltigem Ausdruck. So ging mir der Abend fröhlich hin, zuletzt sah ich im untern Zimmer noch

stairischen und allemannischen Tänzen zu, und legte mich um eilf Uhr aufs Ohr.

Ich hatte heute (den 17. Sept.) vortreffliche Gelegenheit, Grätz recht in seinem Glanze zu sehen. Gestern waren in der Vorstadt drey Häuser abgebrannt, (das diente nun heute der schönen Welt zum Spaziergange, um die Verwüstung zu schauen) und heute fing die große Grätzer Messe an. So waren die Leute so etwas auf dem Platze. Zur Mittagstafel kamen die Tyroler jubelnd und springend an. Der Natursohn hatte auf dem Schießplatz 150 Gulden, und ein andrer 75 erschossen. Diese hier sind um des angekündigten Freischießens willen 40—60 Meilen gereist, und diese Reisen machen sie oft zu allen Städten der umliegenden Provinzen. Sie waren munter und die Seele des Tisches. Nachher kam Musik, und nun ward tyrolisch und stairisch getanzt, mit der hübschen Wirthin, der niedlichen Kellnerin und einigen andern Mädchen. Es ist so etwas Eckigtes, Wildes und Abgestoßenes in den Bewegungen, und zugleich eine außerordentliche Gewandtheit. Es sind die Allemanden mit allen Verschränkungen, aber mit weit mehr Ausdruck, und mit sonderbaren Stillständen und unerwarteten Abweichungen. — Die Tyroler tragen schwarze lederne Hosen, graue, oder grüne Schuhe mit Bändern, oder Schnürstiefeln, eine Weste bis hoch an den Hals laufend, und vorn,

oder

oder auch weit nach hinten zugeknöpft, immer Knopf an Knopf, und mit den bunten, oder grünen Senkelbändern geziert. Ihr Rock ist hinten zu, wie ein Mantel, fast ganz stairisch, so wie der breitgerändete Hut, den eine grün und weiße Kokarde ziert; allenfalls sind auch noch ein Paar kleine Federn dran gesteckt, nicht zum Staate, sondern, wie es scheint, zum Reinigen des Zündloches, weil sie nur etwa drey Zoll lang sind. Ihr Haar ist auf fränkisch, oder oberdeutsch geschoren bis auf einen halben Zoll, mit einigen Pürzelchen hinten bis auf die Hälfte des losen Halstuches. Die treffliche Büchse hängt in einem ledernen Futteral über den Schultern. So geht der Tyroler einher, aber was ihn am meisten karakterisirt, ist seine Freimüthigkeit und Keckheit unter allen Menschen, und jenes Selbstvertrauen und Menschengefühl, das man stark in allen seinen Zügen ausgedrückt findet, wie in dem raschen Bau und in den schmeidigen Bewegungen seines Körpers.

Grätz, die Hauptstadt des Stairischen, gehört seiner Lage nach gewiß unter die anmuthigsten Städte in der Welt. Die Muhr, die hier schon ein ganz stattlicher Strom ist, fließt mitten durch von Norden nach Süden, und östlich lehnt sich die eigentliche alte Stadt mit Graben, Mauren und Burg, westlich aber der Grieß (die diesseitige offene Stadt) mit ihren vielen Vorstädten daran, die

mit Gärten untermischt, und mit Landhäusern, Baumgruppen und Alleen, der Stadt selbst das Ansehen eines lieblichen Gartens geben. Rund um die Stadt laufen lustige Berge und Hügel, mit Obst, Getreide und Reben bepflanzt, und mit grünen Wäldern, meistens eine viertel, oder halbe Meile von der Stadt zurücktretend. Nach Südosten aber breitet sich eine reitzende Ebne mit fruchtbaren Feldern, Dörfern und den Wiesen und Büschen der schlängelnden Muhr aus, weit über zwey Meilen, und verliert sich endlich im blauen Dunst der ferneren Berge. Ich bestieg die alte Burg, und hatte von da eine der entzückendsten und himmlischsten Aussichten, so lieblich sah ich die Stadt, und die Welt unter meinen Füßen, und so prächtig stiegen die Berge Gottes mit ihren Kirchthürmen und Schlössern empor. Im Norden auf hohem Gebirg liegen die stolzen Ruinen der Burg Gestinen; im Osten steigen die Hügel treppenweise mit Landhäusern, Kirchen, Gärten und Weinstöcken empor. Man sieht die beiden Thurmspitzen von Maria Trost, wo ein großes Wunder ist, romantisch herüberschimmern, und tiefer unten am Berge das Hallergeschloß. Im Westen liegt im Thale das freundliche Eggenberg, eine viertel Meile von der Stadt, und ein Lustort seiner Bewohner, die durch eine Kastanienallee hingehen und fahren.

Die eigentliche Stadt ist mit Graben und

Mauren umgeben, und hat ehedem wohl eine Festung seyn sollen. Jetzt sind die Gräben zu schönen Wiesen geworden, und auf den Bastionen innerhalb der Stadt sieht man Lustgärten der Großen. Das Glacis rund herum ist in Weide verwandelt, und mit Alleen und Bäumen besetzt. Das Merkwürdigste in der Stadt ist unstreitig die alte Burg, ein stumpfer Kegel, den man mit keichendem Athem erklimmen muß. Diese könnte immer zu einer starken Festung gemacht werden, da rings keine nahen Berge sie beherrschen; aber Oesterreich war es lange nicht gewohnt, seine Feinde bis in Staier kommen zu sehen. Es sieht droben verfallen aus, und eine Kompagnie Soldaten nebst einigen Züchtlingen wohnen dort. Wenn man durch die gewaltig gemauerten Gewölbe geht, die mit Heiligenbildern und matten Lichtern um kleine Sacellen dämmernd erleuchtet sind, und wenn es dumpf und dumpfer unter und um einen ertönt, so weht das Alterthum einen recht magisch entgegen, noch mehr aber, wenn man die alten Ruinen und Thürme selbst besteigt. Von dem Thurm auf der höchsten Ecke hat man die Aussicht nach allen Weltgegenden. Es wohnt ein Wächter darin, und oben liegt ein Elephantenkopf als eine Merkwürdigkeit. Er hat manchen Herrn erlebt, rief die alte Führerin. In der Stadt selbst sind mehrere hübsche und wenigstens ansehnliche Gebäude der Großen. Bey

weitem das schönste ist das Lazareth, im Jahr 1787 unter Joseph in einem sehr edlen Stil erbauet. Auch ein hübsches Ballhaus mit der Aufschrift: Publicae laetitiae praefectus et proceres posuere, ist hier. Des Staathalters, Erzbischofs und der Regierung Gebäude sind hochansehnlich, aber altfränkisch. Die Gassen laufen schief und krumm, besonders nach der Burg zu, wo die Stadt bergigt ist; unten nach der Muhr, der Brücke und dem Markt hin, giebt es einige grade. Wiener Pflaster muß man hier nicht suchen. Es sind die gewöhnlichen Feldsteine mit den Rinnen in der Mitte. Auch auf dem Grieß und in den Vorstädten, die lang nach Norden und Süden laufen, stehen ganz hübsche Häuser, so wie diesseits vor der Stadt um das Glacis herum in Gärten und auf Wiesen, besonders am Sankt Jakominiplatz, wo es einige wirklich pallastartige giebt. Auch unter der Burg im Norden liegt noch eine niedliche Vorstadt, und weiter östlich der nette Garten und das Landschloß des Grafen Wurmbrand, der zum öffentlichen Vergnügen immer offen steht. Die Häuser sind fast alle mit Ziegeln gedeckt, und höchstens in den Vorstädten sieht man etwas Beschindeltes. Zwey Brücken führen über die Muhr, eine aus dem Grieß in die Altstadt, grade auf den großen Platz zu, und eine zweite weiter unten, die vom Jakominiplatz nach der Grießvorstadt geht, und auch unter Joseph

entstanden ist, so wie fast alle die schönen Gebäude und der Jakominiplatz.

Aus allem scheint es, daß die Stadt ein gewerbvoller und muntrer Ort sey, obgleich freilich die Messe viele Fremde, und viel fremdes Leben herein gebracht hatte. Es sind hier viele Manufakturen in wollenen Zeugen und baumwollenen, Kattunen, Strümpfen, auch Seidenzeugen; wie Linz wegen seiner Tücher und Silberarbeiten berühmt ist. Die Vorstädte sind alle offen, und geben mit ihren Gärten ein recht frohes ländliches Ansehen, und freilich auch ländliche Lust und Luft, die für eine große Stadt immer viel werth sind. Die Einwohner scheinen ein frohherziger und muntrer Schlag. Doch sucht man die österreichischen Körper vergebens, und sieht mehr breite und dicke und mehr Rundköpfe. Seltner auch sind die hübschen Mädel, da sie einem in Baiern und Oestreich bey jedem Tritte aufstoßen; und Kröpfe und dicke Beine unter den Waden, (wie ich sie auch zuweilen in den Berggegenden Frankens sah) sind sehr gemeine Gebrechen.

Einschiebsel.

Begrüßen. Jetzt habe ich es weg. Anfangs verwirrte ich mich oft und kam gut niedersächsisch mit meinem: Guten Tag! und, Gott helf! angestiegen, und erhielt dafür: In Ewigkeit. Jetzt sage ich troz dem Besten: „Gelobt sey Jesus Christus!“

und befinde mich bey der ganzen untersten Klasse wohl dabey. Fuhrleuten, Handwerkern und andern gereisten Leuten kann man wohl ein: Guten Tag und, Guten Morgen! zurufen. Ich hätte den Gruß schon seit dem Bambergischen im Kopf haben sollen Man hört gewöhnlich nur Jesus Christus, das erste wird bequem verschluckt.

Heilige Häuschen. Diese Betstäten, Heiligenrepositorien und Krucifixe findet man an allen Wegen, unter hohen Bäumen, an Quellen und grünen Plätzen, oft mit soviel Wahl und Weisheit angebracht, daß man das feine Gefühl für Naturschönheiten bewundern muß, das die Erwähler hatten. Schade, daß sie nicht die elenden Klexereien und Schnitzeleien, die Sinn- und Denksprüche, und gar die Verheißungen anders machen konnten Das ist oft über und unter allem Glauben läppisch und närrisch, und bis diese Stunde ist es mir unbegreiflich, wie man noch zu unsern Zeiten nur den Anblick solcher Erbärmlichkeiten ertragen kann. Was habe ich nicht im Walde, was an der Straße gesehen! Was für eine Moral kann es geben, (zum Glück steht die ewige des Herzens fest) wenn man liest: Wer bey diesem Kreuze fünf Vater Unser, und fünf Ave Maria betet, hat 10000 Jahr Ablaß, wer Ein Vater Unser betet, hat 140 Tage, dasselbe abgekürzt, 40 Tage? So sind auch alle Zimmer und Gaststuben mit elenden Gemählden und Kupfer-

stichen der Heiligen beklebt, und selbst draußen die Wände sind dafür nicht geborgen; doch ist es hier, wie in Ungarn, schon weniger häufig, als in Oestreich und Obersteiermark. Außer diesen Heiligen aber sind die Zimmer der Bauren weit besser verziert, und weit reinlicher und netter, als im nördlichsten Deutschland, wo ein Paar trübe und rußige Rauten kaum einige Schimmer des Tageslichts durchlassen. Die Wirthshäuser sind überall groß und bequem, meistens zwey Stock, mit schönen Zimmern und Ziegeldächern, und ganz guten Betten, obgleich die Strohsäcke für die Federn kommen. Man hat doch feine Laken und eine hübsche bunte gestickte, oder gewebte Decke. Das Essen ist überall viel besser und wohlfeiler, als in Sachsen und Franken, und der Wein mittelmäßig, oft auch recht gut. So habe ich in Grätz für Abend und Mittagsessen, Frühstück und Bette, nebst zwey Maas guten Weins, nur anderthalb Gulden bezahlt.

Die Wohnungen fangen seit gestern an, schon wieder mehr gemauert und gekleimt zu werden, doch giebt es noch hölzerne und balkige Wände, doch nicht aus ganzen, sondern etwa fünfzolligen Stücken; sehr vaterländisch aber ist es für mich, gestern und heute die eilfmeilige Wanderung durch, fast lauter Strohdächer, statt der Schindeln zu finden. Man sieht hieraus, wie alles blos auf Ge=

wohnheit ankommt, und daher entspringt. Warum hat der Oesterreicher lauter Schindeldächer, der doch mit Holz eben nicht übergesegnet ist? und hier, wo die Tannen im Gebirg verfaulen, hier deckt alles mit Stroh.

Anders ist die Menschenbedeckung. Die Bürger und Vornehmen freilich sind meistens, wie in Wien; aber die gemeinen Stairer haben ihre ganz eigne Tracht. Die Männer tragen fast alle Schnürstiefeln, oder Schuhe mit Bändern, und blaue, oder grüne Strümpfe, schwarze lederne Hosen, bunte, grüne und rothe Westen als Kamisol und mit Knöpfen, bis an den Hals zugeknöpft, in Einer Reihe und mit den Hosenträgern bunt geziert. Hierüber hängt der Rock, eine Art Mantel, hinten ohne Durchschnitt und hoch über den Hüften in drey, vier Falten gelegt, weit und vorne grade herunterhängend, ohne Knopf, es sey denn an den Taschen, sondern mit Häkchen und Oesen dicht an einander besetzt, die aber gewöhnlich offen sind. Die Leibfarbe ist grün, dann braun und grau. Der Kopf ist altdeutsch, oder jetzt neuenglisch, beschoren und trägt einen flachen und weitgerändeten Hut, von grüner und grauer, selten schwarzer Farbe, der mit einem breiten Seidenbande, und, wenn es stattlich seyn soll, mit einem Goldbande umbunden ist. Die Tyroler haben fast dieselbe Art.

So wie die Männer, tragen auch die Weiber

ihre schwarzbraunen, oder lappländischhasengrauen Jöpchen hochschnittig recht nach der neuesten Mode, die Röcke unten, wie gewöhnlich, und graue, grüne oder blaue Strümpfe, meistens in Schuhen mit Bändern ohne Absätze, seltner in Schnürstiefeln. Die reiche Fülle der Brüste hält eine weichere Art thüringischer Sturmharnische, worüber das lose Tuch geschlagen ist. Auch sie tragen, wann es stattlich seyn soll, gewöhnlich runde Hüte, wie die Männer, den Kopf oben grau, und die oberen Ränder, wie die der Männer oft unten, mit grauem oder schwarzen Leinen, Taffet oder Bänderwerk besetzt, daß sie etwa, wie die umgestülpten Pilze, aussehen. In der alltäglichen Tracht sieht man sie, so wie alte Kummerlinge, auch wohl in Mützen. Diese Kleidungsart steht nicht gut, besonders kleinen dicken Körpern nicht, wie man so viele in Steiermark findet. Denn die schönen schlanken Körper, die man in Oesterreich bey beiden Geschlechtern so häufig findet, fangen hier an seltner zu werden, und es giebt gar viele kleine knorrige und panzige Körper; und außer den vielen Kröpfen sieht man die Elenden häufig, die auch ein Produkt der Berge sind, und bey dicken Köpfen und Bäuchen, bey bleicher Haut und krummen Beinen, selbst die Organe der Sprache, wie die des Geistes, nur sehr unvollkommen haben; besonders gestern hinter Bruck bin ich auf mehrere gestoßen. Die

Beine sind unten meistens zu dick, von der Wade an gerechnet; dies fällt besonders bey den Weibern auf, die überall dazu mehr hinneigen. Wenn indessen den Weibern in Vergleichung mit den Oesterreicherinnen in der Gestalt viel abgeht, so giebt es dagegen oft sehr feine und viel anziehendere und lebendigere Physiognomien, als in Oesterreich, mit recht brennenden Schelmenaugen. Die Gesichter findet man häufig rundlich, und das Blut äusserst fein, fast wie am Rhein. Im Ganzen sind die Stairer muntrer und gesprächiger, quicker und zutraulicher, als die Oesterreicher, die wirklich oft viel Träges und Ueberreifes haben. Mit der größten Bereitwilligkeit und Gefälligkeit sagen und zeigen und erklären sie alles, und erwarten und vernehmen dafür gern wieder was. Ihre Sprache schon ist lebhafter, obgleich noch kauderwälscher, und ihr Tanz, der mit dem obigen Tyroler viel Aehnliches hat, drückt ihren Karakter aus, in welchem viel Kühnes und Rasches zu liegen scheint.

Wenn die Menschen in der Regel kurz und dicklich sind, so sind die Pferde in Steiermark vorzüglich stark und dauerhaft, und man bekommt so kleine und schwache fast gar nicht zu sehen, als in Ungarn und Oestreich. Eben so ist das Rindvieh auch ächt hollsteinisch und nie mückerig. Schweine sind allenthalben, auch im Gebirg. Warum sind

Pferde und Schweine in den Bergen Thüringens und Frankens so selten?

Die Chaussee von Wien an ist sehr gut erhalten, und es sind am Wege in gewissen Entfernungen eigne Häuschen, worin die Wegbesserer wohnen, welche jede Höhlung und Tiefe sogleich ausfüllen und zuhacken.

Ich wanderte also heute Nachmittag gegen 4 Uhr durch das lachende Grätzer Thal in den Süden hinein, und sah noch oft mit Vergnügen auf die freundliche Stadt zurück. Das Gefilde ist äußerst fruchtbar und so fett, daß ich vier der stärksten Pferde, und vier Ochsen vor Einem Pfluge ziehen sah. Schöne Maisfelder bedecken das Thal, und Hirse, deren Aerndte jetzt ist, Kürbisse unter dem Mais, Kohl und weiße Möhren, auch einzelne Streifen Klee, und die bekannte ungrische Futtergrasart Mohar, der hier Chense heißt. Alles dieses im üppigsten Wuchse, mit lieblichen Wiesen links am Strome hin, der nah an dem linken Hügel hinfließt. Die Berge werden hier sanftere Waldhügel, treten rechts weiter abwärts, und zeigen eine feine Ebne mit mancherley Feldern, Thürmen und Dörfern. Links am Strome liegt fast Haus an Haus, aber ärmlich gebaut, schlechter, als die der Aelpler und Holzknechte im Gebirg; viele ohne Schornstein, oder nur mit einem kleinen Rauchloch seitwärts heraus. An der Straße waren sie denn

doch meist besser, und die weißen Wände mit allerley bunten Heiligen und andern Schnurrigkeiten seltsam bemahlt, und fast alle mit Stroh, die besten mit Ziegeln gedeckt.

So kömmt man durch Feldkirch und die Station Kalsdorf endlich nach Neudorf, wo die Gegend entzückend wird. Grätz freilich ist mit seinen Bergen hinter einem versunken, aber rechts dämmern die reizendsten Hügel aus der Ferne, und die andern kommen näher heran, und näher wieder fließt links die Muhr, von Wiesen und Weiden eingefaßt. Der Boden ist vortrefflich, und Mais und Hanf stehen wie Rohr, und die Hirse fällt in dicken Haufen unter den Händen der Schnitter, die sie mit kleinen krummen Sicheln schneiden. Auch den Mais brauchen sie als Futter, wenn die Fruchtkolben abgenommen sind. Auch Denkmäler des grauen Alterthums erscheinen hier wieder, Schloß Weißenegg im Gebirg über Neudorf im Osten, im Süden das schöne alte Burgschloß Weltow hochgethürmt, und weiter südwestlich und niedriger Schloß Schwarzeneck Die Muhr rauscht nahe zur Seite. So wanderte ich unter den Trümmern des alten Bergschlosses hin, durch den schönen Markt Weltow, der in Einer langen netten Gasse unter dem Berg hinläuft. Der Mond war aufgegangen und in seinem holden Schimmer. Der Strom rauschte wilder abwärts unter mir, und im silbernen Nebel

dampfte fernhin das Thal. Die Lichter des Himmels badeten zitternd ihre Wangen in den Fluthen, die mit Schlangenarmen sich hier um manches liebliche Eiland winden. Mit den Grillen und Wachteln des Abends pfeifend ging ich so noch ein halbes Stündchen fort und kam in Lebring, wo ich über dem rauschenden Strom, und unter den Wiegenliedern der Mais ausrupfenden Junggesellen und Mädchen dies geschrieben habe.

Franzen den 20. Sept.

Ich wanderte Dienstags den 18. Sept. des Morgens um 7 Uhr von Lebring ab, im heiligen Morgendampfe der Wiesen und Berge. Die Muhr fließt hier schöner, als je, und bildet noch immer hie und da lustige Inseln, zum Theil von Heerden begraset. So geht es durch ein anmuthiges Thal fort, zu beiden Seiten Berge, die abwechselnd Wein und Korn tragen, und woran sich Schlösser und Kirchen lehnen. Rechts liegt der Flecken Lainitz mit der hohen Wallfahrtskirche, und links dicht am Wege und an der Muhr das niedliche Schloß Reetzhof mit seinem Park und Garten. So kömmt man durch Leuthen über eine Brücke und hat die Muhr nun rechts. Von hier über Faggau geht es durch Wiesen und reiche Gefilde nach Ehrnhausen, einer Station und einem Markt. Ich ging hier

wieder über eine Brücke, und sagte nun dem Strom, den ich nicht wiedersehen sollte, Lebewohl! Ehrnhausen liegt am Berge, und hat über sich ein sehr anmuthiges altes Schloß, und ein elegantes Thürmchen mit dem kolossalischen Herkules und Mars. Von hier kletterte ich eine Stunde lang immer bergan durch eine wunderschöne Gegend, die immer weiter und wallender unter meinen Füßen sich ausbreitete. Endlich hatte ich die hohe Platsch — so heißt das Gebirge — mit tausend Schweißtropfen erstiegen, lehnte mich an ein Geländer, und sah im Nordosten eine Gruppe von Hügeln und Thälern, Feldern und Weinbergen, Strömen und Schlössern und Kirchen, alles in so lieblichen Farben und so reicher Fülle der Lust und des Lebens, als die trunkenste Phantasie sich nur ein Elysium zaubern kann. Ich lagerte mich unter einem Wallnußbaum, und vergaß der Gluth des heißen Tages, und des mühevollen Kletterns über all dem Schönen. Der Weg geht von hier nun eine lange Strecke bergab und bergauf, doch erst mehr durch Rebenhügel und lustige Thäler, durch Waldungen von Wallnüssen und Pflaumen und andern Obstbäumen, theils auch unter Eichen und Buchen. So kömmt man an Marburg, ein nettes Städtchen an der Drau, die hier als ein breiter und stolzer Strom unter hohen und schroffen Bergen fortschießt und eine Menge kleiner Schiffe und Floßen trug.

Ich sah blos diesen neuen Gast, und wanderte wieder bergan durch eine ebene Gegend von Kornfeldern, die nur in der Ferne Berge zeigte, und zuweilen ein Birken- und Eichenwäldchen hatte. Am Wege passirte ich mehrere kleine Wirthschaften, und die Dörfer Kötsch und Schlez und Oberpolka, und nahm endlich in dem Städtchen Windisch Feistritz um 7 Uhr Quartier.

Eine halbe Meile von Feistritz sind wieder Berge und Rebenhügel, (ich war nemlich seit Marburg meist auf einer Bergebene gegangen) und die Felder übrigens noch immer die alten. Mais und Heidekorn in Menge und Ueppigkeit, Kohl und Mörenpflanzungen, Hanf und sehr kurzer grüner Flachs, Kürbisse und Hirse, selten Himmelthau, eine Art brauner Hirse, die der Italiäner Saggina nennt. Auch heute sah ich die Stäbe der Gegend von Mariazell oft drey Mannslängen hoch, woran die Leute Hirse und Heidekorn, oder Erbsen und Bohnen pyramidenförmig hinaufbinden. Mit den Wohnungen ist es auch noch fast dasselbe, unten oft ganz, oft halb von Holz, oft auch gemauert, einige beschindelt, mehrere mit Stroh gedeckt, andre wieder beziegelt. Viele waren so ärmlich, daß sie mich lebendig an das Vaterland erinnerten. Manche sind mit Kürbissen und Mais ganz umsetzt und umhangen, wie man in unsern Fischerdörfern zuweilen die Häringe, und an einigen Orten zum

Trocknen ganze Reihen von Aepfeln gegen die Sonne hängt. Man hört schon häufig wendisch, und auch die Tracht fängt an wendisch zu werden, und mit den stairischen Wämsern und Hüten ist es vorbey. Bey einigen wenigen Weibern habe ich, wie in Ungarn, das Haar in einzelne Zöpfchen geflochten gesehen. Die Männer tragen statt der Schnürstiefeln, unsere gemeinen Bauernstiefeln und weite Hosen, runde kleine Hüte, und kurze schwarzgefärbte leinene Hosen. Alle fast tragen einen kleinen bunten Sack, wie eine Jagdtasche auf dem Rücken, worin sie auf Reisen die nothwendigsten Bedürfnisse haben. Die Weiber gehen fast ganz wie die pommerschen, gewöhnlich mit schwarzen Röcken und blauen Schürzen und flachen weißen Mützen, seltner schwarzen mit anliegenden Häubchen. Gewöhnlich tragen sie obenein noch ein weißes Tuch über dem Kopf, nicht das häßliche gezipfelte aus Franken, sondern ganz hübsch, wie man wohl die mater dolorosa mahlt. Um den Gürtel tragen einige ein blankes Gurt mit Silberdräthchen, auf Leder gelegt, und alle statt des Bandes unsrer ärmern Weiber einen langen Riemen aus Leder, mit blankem Silber, Messing oder Dräthchen geziert, woran unten das Messer beinahe bis auf die Füße hinabhängt. Man könnte hier viel über die Verwandtschaft der stairischen und pommerschen Slaven schwatzen, die vielleicht auch in diesen Kleinigkeiten

ten

ten sich noch offenbart; doch das Winken sey genug. Die Gestalten sind nicht vorzüglich, selten sieht man einen starken und rüstig gebauten Mann, desto mehrere aber von der kleinen und welken Art. Dies kann man auch von dem Vieh sagen, das ich nun ein 8, 9 Meilen durch gesehen habe. Die großen Pferde werden Klepper, und die Ochsen, so klein, wie man sie in einigen Gegenden des Fichtelberges sieht, müssen hier erbärmlich bergan ziehen. Unter den Kühen sieht man die silberweißen schlanken von ungrischer Raçe, aber doch nicht von ungrischer Stämmigkeit. Der Puter und Schweine giebt es auf allen Feldern eine zahllose Menge.

Mittwoch den 19. September.

Um 7 Uhr ging ich rüstig von Feistritz aus, und war in wenigen Stunden zur ersten Station, zu Gannowitz. Erst hatte ich um mich anmuthige Hügel, mit Reben bedeckt, dann zogen die Berge sich zurück, und ich wanderte durch ein kühles Thal unter Erlen, Birken und einzelnen Wohnungen fort, sah die gewöhnlichen Pflanzungen und schöne Wiesen und Klee. Bauart der Dörfer, wendische Tracht und Sprache ist noch dieselbe. Gannowitz, ist ein kleiner Flecken mit einem schönen alten Schlosse im Gebirg, wo ich gern hinaufgeklettert

wäre, wenn meine Reise mich nicht drängte. Hinter Gannowitz engt der Weg sich, und man geht eine halbe Stunde immer unter Bäumen sanft bergan, bis das Gebirg einen immer höher und schroffer umschließt, und man endlich unter dräuenden Felsen und hohen Bergzacken und Bäumen wandelt. Es ist ein graußer und schrecklicher Weg, Raben fliegen über den Köpfen und Geier der Felsen, und einzelne Menschen hacken Steine und füllen sie in die Lücken der Chaussee. Desto lauter ist das Schreien der armen Fuhrleute und Treiber, die mit ihren Pferden und Ochsen bergan müssen, und die Thiere nicht aus der Stelle bringen können. Ich rannte indessen alle vorbey, wie mein Muth immer mit der Arbeit und dem Schmerz wächst, mußte aber doch endlich unter einen Birnbaum mich niederwerfen und Athem hohlen. Dann errang ich die Höhe des Bergs Pollena, oder des Gannowitzer Berges, und hatte hinter mir im Nordosten, woher ich kam, eine große Aussicht. Doch reichte sie nicht an die von Platsch, weil sie zwar höher, aber die Gegend nicht so reitzend mannigfaltig, und von keinem Strom durchwässert war. Hier genoß ich eine Weile der Luft des Himmels und der Größe der Erde, und trabte dann mit eben der Mühe hinunter, mit welcher ich hinaufgeklimmt war. So geht der Pfad eng und einsam bey fließenden Bächen hin unter einigen alten

Thürmen bis nach Akeneck, das im Anfange des Thals mit seinem alten Schlosse sehr listig da liegt. Die Hitze war schrecklich, die Ebne schön mit Wiesen und Feldern und Waldbergen in der Ferne, freilich ohne Reben, aber doch immer anmuthig. Die Dörfer waren bey den fruchtbarsten Feldern ärmlich, desto schlimmer für ihre armen Bewohner. Schöne Kirchen und einzelne Landhäuser lagen seitweges. Um zwey Uhr war ich in Cilly, und ließ mir ein Halbes Wein und Brod und Käse geben. Das Städtchen ist diesen Frühling fast ganz abgebrannt, und alles ist mit dem Bauen beschäftigt, welches ein künftiges Feuer leicht eben so verheerend machen kann, denn leider decken die meisten wieder mit Schindeln. Im Wirthshause setzte sich ein alter Schwabe zu mir, der mich durchaus zu einem aus dem Reiche machen wollte, ein Faßbinder, der im Kriege reich geworden ist, und seine beiden Häuser schon wieder aufgebaut hat. Wir stritten uns über allerley Dinge unter der Sonne, und über seine ganz neue Behauptung, Ulm allein mit seinem Gebiete sey das ächte Schwaben, und alles Uebrige mit Franken und Baiern, hieße blos das Reich. Nachdem ich mit ihm etwas Wein ausgeleert hatte, ging ich in seiner Begleitung in der Stadt um, und sahe die Gräuel der Verwüstung und die Wiederherstellung. Die Gegend um Cilly ist himmlisch, und es scheint gleichsam, als müsse

hierlandes jede Stadt ein liebliches Thal beherrschen. Das Schloß über seinen verbrannten Mauren mit den hohen Thürmen und der weiten, jetzt freilich verbröckelten, Ringmauer scheint weit und majestätisch in die Ferne. Es liegt fast, wie eine der thüringischen Gleichen auf einem abgestumpften Kegel, und hat in den ritterlichen Zeiten sicher eine der ersten Rollen gespielt; jetzt sieht man Birken und Tannen schon aus seinen Ruinen wachsen. Der Weg von Cilly geht immer durch Thal, bald in Wiesen und Feldern, bald durch Büsche und Dörfer, die ganz pommerisch aussehen. Endlich verschwindet das Thal, der Weg geht durch eine schauerliche Enge bergan. Man sieht im Gebirg alte Thürme und Gemäuer und einzelne Weinstöcke. Zuletzt sah ich sie im Schimmer des Mondes, und ging um 8 Uhr in Frantzen ein. In zwey bis drey Gasthäusern war kein Quartier, wegen der nach Italien marschirenden Truppen. Endlich ward ich im Lampl fest, und hatte meine Unterhaltung mit drey Officieren, von denen ein Wiener den schönen Geist machte, bis sie sich zum Spiele, und ich mich zu Krebsen und Forellen setzte.

Der Karakter der heutigen Gegend ist anders, aber der der Menschen und ihrer Wohnungen wenig, nur daß die letzten hie und da nach ungrischer und pommerscher Art werden. Manche indessen, auch Bauerhäuser, sind gar fein, und mit Bildern

von Heiligen, mit Engeln, mit Reitern und Husaren bemahlt. Die Brunnen sind offen und mit großen Schwangruthen, wie die Söhte in Pommern, selten mit Pumpen. Die Heiligenbilder und Krucifixe sind alle in kleinen Lorettanischen Häuschen eingefaßt, und stehen so unter der großen Decke, hie und da reichlich mit Kränzen und Blumen verziert. Die armen Schächer jammern mich nur, daß sie so lange nach ihrem Tode sich noch so schändlich machen lassen müssen, als man sie zuweilen sieht. Die Menschen haben noch fast ganz die alte wendische Tracht, nichts stairisches mehr, und der gemeine Mann spricht schon wendisch. Braken, Wagen, Hüte, Stiefeln, weite Hosen sind fast, wie im Pommern. Selbst unsre Zäune findet man hier allenthalben wieder. Etwas sonderliches aber sind einige Schuppen, oder Scheunen, oft bloße Gerippe, drey, vier Ellen breit, mit einem Dache drüber, worin man Klee, Erbsen, Bohnen, Hirse zu beiden Seiten flicht, trocknen läßt von Wind und Sonne, und dann dröschet. Oft sind es ganze Zimmer, blos oben gedeckt, in der Mitte mit einem solchen Gerippe, vier bis fünf Ellen weit, wo das Korn hinein gethan wird, und zu beiden Seiten mit einem ähnlichen Flechtwerk aus Balken und Sparren, wo diese Getreidearten wieder umgewickelt werden. Man findet sie sehr häufig auf den Feldern, wie in den Dörfern. Die

Häuser sind zum Theil unten gemauert, zum Theil aus halbdurchsägten Stämmen, wodurch die Fenstern mit Gittern davor klein heraus gucken. Meistens sind sie mit Stroh gedeckt, selten geschindelt, seltner geziegelt. Die Wirthshäuser, auch in den elendesten Dörfern, sind ganz stattlich. Das Korn wird fast durchaus mit der Sichel geschnitten, das Gras mit der Sense gemähet. Eine ganz eigne Art dieses und des stairischen Landes, die nachher nach Italien übergeht, ist es, alles auf dem Kopfe zu tragen, besonders bey Weibern: es sey was es wolle, Hartes und Weiches, Trocknes und Flüssiges, es wird auf den Kopf gepflanzt, dem man eine Unterlage, einen Wulst aus Wolle giebt, worauf sie alles so ins Gleichgewicht zu bringen wissen, daß sie rasch fortgehen und die Hände herabhängen lassen, ohne daß es falle. Die Kröpfe verschwinden, und Menschen und Vieh werden wieder stattlicher, obgleich das Land hinter Cilly weniger fruchtbar ist. Die Menschen sind freundlich und fidel, nicht kriechend, wie der ungrische Bauer. Leinene Kittel findet man nicht, sondern alles ist braun wollen, auch weiß und roth; weiße und blaue wollene Strümpfe, graue, oder schwärzliche leinene Hosen.

Aus mir hat man schon allerley gemacht. Viele, vielleicht die meisten, haben mich für einen Franzosen genommen. So fragte mich neulich ein

Wirth, ob ich nicht ein Franzose sey, und französisches Geld brauchen könne. Er habe noch herrliches Papier vom letzten Kriege. Ich sagte ihm, auch als Franzose würde ich solches Geld nicht einwechseln. Der Bauer auf dem Wege hält mich wegen meines grauen Kleides und blanken Säbels für einen Officier, und weicht so einem herrischen Wesen ehrerbietig aus. Die Wirthe härmen sich ab, in welchen Diensten ich stehe, wenn ich nicht so barmherzig bin, mich ihre Neugier jammern zu lassen. Kaiserliche Soldaten fragen selbst so unter sich. So hörte ich gestern im Vorbeigehen einen sagen: Nein, es ist ein Pfälzer. Ich thue immer es den Ersten gleich, das hilft, und so hält man mich nicht für den letzten, vorzüglich weil ich meist eine gute Zeche mache. ὦ τεχνη τεχνης, πολυζηλου βιου κοιρανη.

Laibach den 20. September.

Hier sitze ich in der Gesellschaft von einigen Officieren, Kaufleuten, einem Pächter und einem exilirten italischen Marchese im Stern an einer guten Gasttafel, und lasse mir guten Wein und Essen gut schmecken. Das Ganze der Unterhaltung, wobey ich klug den Zuhörer mache, dreht sich meist um den jetzigen Krieg, und das Thema aus aller Munde ist: quest' è una cattiva guerra, il Buona-

parte è una grandissima testa. Der König von Preußen heißt nur: il traditore, il distruttor della Germania e della casa d'Austria. Endlich gegen 10 Uhr trennt sich die Gesellschaft und ich schreibe.

Von Frantzen an geht der Weg meist durch ein enges Bergthal, dessen Berge nicht hoch, aber unangebaut und mit bloßem Buchen- und Eichengestripp bedeckt sind. Hie und da lehnen sich einzelne Wirthschaften und Dörfer an den Berg, oder an eine Wiese an. Endlich, nachdem man drey Meilen gegangen ist, breitet sich mit Wiesen und Feldern eine feine Ebne aus, worauf man indessen nichts sieht, als Heidekorn und einige Streifen Klee. Das Gebirge rechts wird höher und wendet sich von Süden mehr nach Westen, indem es mit weißen und schroffen Zacken in die Wolken steigt. Man geht selbst jetzt auf der Heerstraße ganz in den Westen hinein, und hat links eine weite Fläche. So kömmt man eine Stunde vor Laibach auf die Brücke der Sau, und hat eine der lieblichsten Aussichten, die sich denken läßt. Der Strom fließt rasch, wie ein ächter Bergsohn, bald seicht, bald mit tiefen Strudeln südwärts. Rechts stehen große Bergklumpen, Abrisse der grauen Bergseite, mit Trümmern alter Schlösser, links im Süden sieht man die Burg, oder das Kastell von Laibach und den Strom, und vor sich eine lachende Ebne. Ich

wanderte im Schimmer des freundlichsten Abends in Laibach ein.

Diese Stadt liegt zu beiden Seiten der Sau, meist unregelmäßig und hügelicht, besonders nach dem Kastell hin; übrigens ist sie ganz offen. Die Vorstädte umher sind kümmerlich, und haben Häuser und Scheunen zum Theil mit Stroh und Schindeln gedeckt. In der Stadt sieht man doch wenige Schindeldächer. Die beste und geradeste Gasse ist unstreitig die, so nach dem großen Platz hinführt, und die Wiener, und man findet da manche recht hübsche Häuser, ja einige schon nach italischer Weise mit flach werdendem Dache. Das Pflaster ist schlecht und die Rinnen der Gassen meist in der Mitte. Die Hauptkirche ist groß und hat ein Paar stattliche Thürme. Ich mußte dort gleich bey meinem Ausgehen niederknieen, so sauer auch meinen Knieen diese fromme Uebung ankam. Man klingelte eben die geweihte Hostie, oder le bon Dieu zurück, und alles Volk stürzte wie angedonnert sich kreuzend zu Boden. Schön liegt das alte Schloß östlich von der Stadt mit seinen Thürmen und Mauren unter grünen Bäumen, die wie ein Wald bis unten an die Stadt hinablaufen. Schöne Menschengestalten habe ich hier vergebens gesucht, so sehr der große Platz und die andern Tummelplätze von Menschen auch wimmelten. Desto mehr Pfirsiche, Weintrauben, Citronen, Schildkröten und Krebse,

und alle Arten Korns sah ich, und hörte das gellende Zusammenklingeln der Tyroler und lombardischen Ausschreier von Salami veronesi und formaggi parmegiani. Ueberall merkt man es an den Preisen und Speisen, daß man Italien näher kömmt. Die Speisen sind wirklich derber, und doch viel schmackhafter und leckerer bereitet, als weiter unten, aber dafür muß man auch, selbst in elenden Dorfschenken, alles doppelt bezahlen.

Freitag den 21. Sept.

Mein Weg ging bis Oberlaibach, eine Meile durch Blachfeld, mit Waldbergen und Hügeln zu den Seiten und Heidekorn, Klee, Kohl und Rüben auf den Feldern. Das Land scheint nicht fruchtbar, so wie die gestrige Ebne und auch die gestrigen Berge den vorigen nicht gleich kamen, und des Weins, Kukuruz (so nennt man Mais) und des Himmelsthau meist mangelten. Es ist häufig ein kalter Mohrgrund mit Binsen und Torfgras. Hinter Oberlaibach geht nun eine ganz eigne Gegend an, welche mit mehrern und niedern Abwechselungen bis Triest über 10 Meilen fortdauert. Schroffe Berge steigen gleich hinter diesem Dorfe empor, und sie sind nicht niedrig. Man hat den Weg mit großer Arbeit in tausend Windungen durch das Waldgebirg geführt, und hie und da erhöht, mit

Seitenmauern gestützt, und mit Brücken und Gemäuer über Tiefen und Abgründe geleitet. Die Seitenwände der Berge sind theils mit Buchen und Eichen bekleidet, theils kahl, und der Weg läuft bald tiefer, bald höher. In den Gründen haben sich denn die Menschen angebauet, und den Steinen und undankbaren Bergen kleine Wiesen und Felder abgewonnen. Die Dörfchen sind doch wirklich besser gebaut, als man in einer so öden Bergkluft es erwarten sollte. So mußte ich einen heißen Tag auf und abklettern, bis ich nach Plennina kam, das mich reichlich für alle Mühen entschädigte, so wild und romantisch liegt es da hart unter dem Gebirge westlich. Im Südosten ist eine tiefe Kluft unter schönen grünen Wiesen, durch die ein Waldstrom unter einem alten Thurm hinrauscht. Der Weg läuft in Schlangenwindungen immer bergan um die Kluft herum. Man bahnt jetzt aber einen nähern über die Tiefe und das Bergwasser, und schon hat man einen guten Theil durch Felsen gesprengt, und die Brücke angefangen auf großen Balken über den Strom zu führen. Ich ging entzückt die Spitze hinan auf steinigem Wege, sah noch einmal in dies tiefe Thal hinab, und dann nach Adelsberg, wo ich eine dicke Quicklywirthin fand, die aber guten Wein, gebratene Krammetsvögel, Fische und Krebse und ein weiches Bette zum Besten gab.

Häuser und Wohnungen bleiben noch immer, bis auf kleine Unterschiede, den vorigen gleich, auch die gesparreten und belatteten Schuppen sieht man weniger, vermuthlich weil sie nicht so viel ein und aufzuhängen haben. Das Wasser wird seltner, desto süßer erquickt es den Wandrer, wenn es aus einer Rinne, oder hölzernen Röhre hell wie Krystall aus dem Berge sprudelt. Das Vieh ist das alte von Ansehen, doch sind die vorgespannten Ochsen sehr klein und können 6 — 8 an der Zahl doch nicht immer die Berge hinan ziehen; man fährt auch mit Kühen und spannt sie wohl mit Pferden zusammen ein. Sie ziehen mit der Brust unter einem im Feuer ziemlich gekrümmten Joche, nicht mit dem Haupte. Die Ochsenwagen sind sehr lang, und laufen auf vier niedrigen Rädern; auch ihre Aerndtewagen sind in der Regel um drey Ellen länger, als die unsrigen im nördlichen Deutschlande. Der Pflug hat zwey Sterzen, und ein sehr weit abstehendes und langes Legbrett. Sie müssen in dem steinigen und kalkig lettigen Boden tief pflügen, und also viel vorspannen; so habe ich sechs Ochsen hinter einander gesehen. Man findet hier häufiger, als im Stairischen, Kartoffeln auf den Feldern und Tischen. Die Schafe hier im Gebirg sind über zwey Drittel pechschwarz. Das Gebirg selbst nährt wenig Rehe, Hirse, Hasen, Füchse und Wölfe, welche im Winter in Menge her-

vorkommen. Die Menschen auf den Dörfern haben alle kein recht kräftiges Ansehen; wenigstens weiß ich mich keines Bauren zu erinnern, dem ich dies Wort beilegen mögte. Die Körper sind dürr und schwankend, und große und stattliche selten. Hübsche Gestalten habe ich weder unter Männern noch Weibern gesehen. Die letztern sind meistens unförmlich dicklich, mit runden Köpfen, welche bey wenigen durch schwarze lebendige Augen ein Interesse erhalten. Doch scheinen sie ein muntres und frohherziges Völkchen, das gern lacht und plappert, obgleich ich leider von dem ganzen Getöse kein Wort verstehe; dann alles spricht ein Gemisch von Wendischen, Slavonischen und Italiänischen, und nur die Wirthe in den größern Dörfern müssen ihres Gewerbes wegen teutsch verstehen. Ihre Tracht wird unsrer pommerschen immer ähnlicher; lange Stiefeln mit weißen, oder blauen wollenen Strümpfen, schwarzgraue leinene Hosen, rothe und bunte, oder weiße tuchene Jacken mit blauen, oder rothen Leibbinden. Unsre leinene Kittel sieht man nirgends, wohl aber haben sie einen braunen Ueberzieher, halb Rock, halb Mantel, ganz nach dem Schnitt des stairischen. Die Weiber haben die kurz vorher beschriebene Kleidungsart, doch sieht man jetzt fast nichts, als Stiefeln statt der Bänderschuhe und Schnürstiefeln; diese sind entweder ganz schwarz und laufen in einem Stück hin-

auf, oder kurz bis auf die Knöchel, und haben dort einen Einschuß von ganz weichem braunen Leder, wie gefaltete Strümpfe. Das Hemde ist über dem Busen in tausend Falten gelegt, und wird an der Kehle durch eine kleine Spange züsammen gehalten; das Haar dicht um einen bunten mit rothem, oder gestreiften Bande umwundenen Zirkel zusammen geflochten, und darüber ein flaches Mützchen, und über diesem, oder über dem bloßen Haare, gewöhnlich das weiße Schnupftuch. Die Männer tragen auch, wenn sie unterwegs sind, noch die bunte Tasche, die gewebt, oder aus altem Tuche zusammen genähet ist.

Sonnabend den 22. Sept.

Adelsberg liegt in einer sehr öden und rauhen Gegend, ein altes zertrümmertes Bergschloß über sich; wie man fortgeht, wird die Wüste und Einöde immer größer. Anfangs hat man doch noch zuweilen Wald, aber zuletzt sieht man blos dürres Gestripp und eine Sündfluth von neben einander hingestreuten Kalksteinen. Wo etwas Vertiefung ist, und ein wenig Feld und Wiese sich machen ließ, da sieht man auch ein Dörfchen, oder Häuschen, Heidekorn und Kohl, und die Steine sind mit vieler Mühe weggewälzt. Solche kleine Umsteinungen mit Rüben und Heidekorn sieht man oft

mitten in einer Steinwüste, und erstaunt über den Fleiß und die Mühseligkeit der arbeitenden Menschen. Das Wasser ist selten und schlecht. Man trifft in diesen Steinklumpen und Feldern große Gruben und trichterförmige Kessel, die wie Kratere ausgebrannter Berge aussehen, und worüber oft der Weg gemauert ist. Einzelne Heerden schwarzer und weißer Schaafe weiden ferne an den Bergen, und auf den Spitzen derselben liegen Trümmer alter Schlösser, aus eben dem Stein gebaut, und eben so düster und traurig auf den Wandrer herabblickend. Alles fast hier im Gebirge ist aus diesem Stein, die Mauren und Dächer der Kirchen, die Wände und oft die Dächer der Häuser, die Einhägung der Gärten, Felder, Wiesen und Dörfer. Einige Meilen von Triest sieht man auf diesem Gestein in den Feldern und Gärten herrliche Weinstöcke und Trauben davon so voll und üppig, als ich sie noch nicht gesehen habe. Sie sind meist an Ulmbäumchen gepflanzt, die in Einer Reihe 6 bis 7 Fuß aus einander stehen, und schlingen und winden sich gleich schönen Guirlanden, freilich von Menschenhänden geleitet, um diese herum. Wahrscheinlich wüchsen sie an mehrern Stellen des öden Gebirges recht gut, wenn es nur Menschenhände genug gäbe, die Steine wegzuräumen, und den Boden urbar zu machen. Jetzt wird die Sprache schon kauderwelsch, das heißt ein Gemisch von Deut-

schen, Slavonischen und Italiänischen, wovon ich kein Wort verstehe, wie sie aus dem Munde dieser Leute tönt.

In Optschina, eine Stunde von Triest hielt ich an, trank ein Halbes Wein, ließ meinen Paß von K. K. Gränzzollamt visiren, lief dann rasch die Höhe hinan, und sahe nach einem halben Jahre zum ersten Mal das Meer. All mein Blut kochte vor Freuden, und mein Herz schlug höher. Aber ich wollte mir nichts verderben, und wandte also meine Blicke, indem ich mit meinen müden Füßen seitweges rechter Hand auf spitzigen Steinen die höchste Höhe hinter Optschina erstieg, wo Menschenhände fünf bis sieben Fuß hoch eine Art Gemäuer aufgestapelt hatten. Hier setzte ich mich, und sah auf die heilige Fluth des mütterlichen Meers hinab. O es ist doch ein großes Schauspiel der Anblick des Meeres, auch wenn nicht die Träume der Kindheit, und die Erinnerungen der Jugend daran hängen. Es ist ein Weg, der Völker zu Völkern führt, der Sitte und Kunst in die fernsten Inseln bringt, und ohne welches wir fast alle noch in Düsterheit und Wildheit herumtappen würden. Dieser Berg liegt sehr hoch. Unten in der Bucht sieht man die niedliche Stadt mit ihren schönen Häusern, und einer Menge Masten und den prächtigen Malo. Weit hin zu beiden Seiten laufen die schöngebogenen und durchschnittenen Ufer bis in eine blaue Dämmerung

fort,

fort, und kleine und große Segel fahren allenthalben über die blauen Fluthen, worin die Sonne ihre letzten Strahlen warf. Graue Berge steigen ferne hinter der Stadt auf, und näher liegt sie in einem Kranz von Eichen, Oelbäumen und Weingärten, mit netten Landhäusern und Gartenhäuschen geschmückt. Hiezu denke man sich das Rasseln der Wagen, das Knallen der Kanonen, und das Tosen vom Hafen her, das bis zu mir drang; hiezu die Sonne des heitersten Abends, bereit ihr letztes Licht ins Meer zu tauchen, und man findet es begreiflich, daß tausend Erinnerungen in mir erwachten und tausend streitende Wünsche mir das Herz schwellten. Ich wankte wie berauscht den Berg hinab, zuletzt auf einem steinigen Pfad, der steil zwischen Weingärten ans Meer lief. Es war Dämmerung, als ich unten anlangte, und ich ging einigen terrassigen Gärten vorbey, wo helle Lichter unter offenen Portiken brannten, und Trauben und Getränk herum ging. Aus einem tönte eine Guitarre, mit einer hellen Stimme begleitet, zu mir, und ich rief und fühlte zum ersten Mal Italien! Ich ging in die Stadt ein, drehte mich ein halbes Stündchen erstlich unter dem lustigen Volke auf dem Markte herum, und ward dann in einem Gasthause an eben diesem großen Platze fest, wo ich ein Zimmer mit einem zierlichen Balkon habe, und also immer mitten unter der Menge bin. Es ward

gut gegessen und getrunken, mit Engländern geradbrecht und über Nelsons Sieg bey Abukir politisirt, und so legte ich mich dann zur Ruhe nach heißen Strapazen des Tages.

So habe ich denn wieder einen kleinen Marsch von 12 Tagen gemacht, der mit der Wanderung nach Mariazell wohl nahe an 70 Meilen macht. So bin ich denn von Einem Ende des heiligen deutschen Vaterlandes, das ach! jetzt so sehr entheiligt wird, bis zum andern gewandert; und werde bald in das Land der Citronen und der Banditen übergehen. Ich frohlocke nicht über mein Glück und meinen Muth, daß ich die Nemesis nicht reize.

Triest.

Diese Stadt gehört zu den anmuthigsten, die in meine Reise fallen. Sie liegt an einem kleinen Busen des Adriatischen Meeres, und gleich hinter ihr und zu beiden Seiten steigen Hügel, und höher Berge empor, woran sie sich lehnt. So liegt sie von Osten nach Westen am Meer, und hat im Norden die Berge im Rücken, und südwestlich das Meer. Zunächst unter der alten Festung sind die Häuser klein und runzelicht, und die Straßen eng und schmutzig, und man findet hier culs de sac, die mit allen möglichen Exkrementen des Thier- und Pflanzenreichs einem so unangenehm begegnen, daß man auch ohne die Verschlossenheit einen andern

Weg einschlagen würde. Diese kleinen ärmlichen Wohnungen sind noch Ueberreste der alten Stadt, das andre hat sich verjüngt, oder ist neugebohren, seitdem der Handel der Stadt einen neuen Schwung gegeben hat; und man sieht um den großen Platz, um die Kanäle und überall in der Ebne am Meer hin, viele sehr schöne und nette Häuser, und manche, die man Palläste nennen mögte. Da sind die Straßen grade und breit und mit breiten Quadern gepflastert, die sie dem Fußgänger sehr bequem machen. Drey, oder vier Kanäle laufen ziemlich tief in die Stadt hinein, und erleichtern den Transport beym Aus- und Einladen sehr. Der längste ist der, welcher bis an die Antoniuskirche läuft, und den ponte rosso, oder die rothe Brücke über sich hat. Es mangelt nirgends an großen, stattlichen Plätzen, mit hübschen Häusern umgeben, aber doch ist der Platz, den man la gran piazza, oder den großen Markt nennt, der merkwürdigste. Hier ist die Hauptwache und das Kommandantenhaus an der einen, und Rathhaus und Regierung, ein stattliches Gebäude, mit einem großen Portikus, an der andern Seite. Das schmälere Ende zwischen diesen nimmt die Kirche und das breitere östliche fassen schöne Kaufmannshäuser ein. Am östlichen Ende des Platzes prangt eine Säule auf einem Brunnen zu Ehren des Wiederherstellers der Stadt, Karls des 6ten, wo seine Verdienste um sie

und um Handel, Schiffahrt, Ackerbau und Gott weiß was sonst, woran seine Seele wohl nie gedacht hat, mit allegorischen Hautreliefs vorgestellt sind. Noch auf einer andern, hart dabey, ist er selbst im Brustbilde. Wenn man von diesem Platze auf den ponte rosso zugeht, breitet sich wieder ein großer unregelmäßiger Platz aus, und rechts ist ein schönes großes Kaffehaus, wo man Tag aus Tag ein, bis spät in die Nacht hinein, Gesellschaft und Jubel findet, und fast sicher ist, Leute zu treffen, die man nicht zu Hause vorfand. Gleich an die Stadt stößt der Hafen, der eigentlich ein künstlicher ist, und in welchen bey Stürmen das Einlaufen immer doch schwer seyn muß. Gegen Nordosten, Norden und Westen sichern die hohen Berge ihn vor gewaltigen Stürmen, und gegen Südosten schützt ihn der Molo vor der Gewalt der Fluthen, und noch mehr vor Verschlemmung und Versandung, welcher er sonst ausgesetzt seyn würde. Immer ist dies ein braves Werk, etwa tausend Schritte vom östlichen Ende der Stadt, wie die Fangscheere eines Krebses, ins Meer hinein gebaut. Die Mauern sind brav mit Sand und großen Steinen gefüllt, und unten mit mächtigen Quadern gemauert, die gezackt desto kräftiger den andringenden Fluthen die Stirn bieten. An der Außenseite hat man 20 bis 30 Schritt weit große Steine ins Meer gesenkt, um die erste Gewalt der Wellen zu

brechen. Am Eingange und am Ende stehen Wachen, und in der Mauer sind Lucken für Kanonen, um den Hafen zu sichern. Es ist ein angenehmer Spaziergang, der eine feine Ansicht der Stadt vom Meer her, und eine große und weite über das Meer hinaus giebt. Diesem Molo gegenüber, unter den hohen Bergen von Optschina am Ufer, liegen, etwa 6 bis 800 Schritt von der Stadt, der Hafen und die Gebäude, wo die Levanteschiffe Quarantaine halten müssen. Ich ging eines Abends dahin, weil es unter den Bergen und Landhäusern ein sehr lustiger Spaziergang ist. Der Aufseher fragte mich, ob ich Lust hätte, 32 Tage drinnen zu bleiben, ließ mich aber doch ein. Es wimmelte drinnen von Menschen alles Standes und Alters, die ruhig neben einander spazierten, saßen und arbeiteten, was ein jeder nun grade trieb. Sie schienen das Unangenehme nicht zu fühlen, an einem der schönsten Sommertage in einem so engen Raume eingesperrt zu seyn. O die Nothwendigkeit, wie gewaltig ist sie und zugleich so leicht! Wußten sie es doch vorher, daß es so der Brauch ist. Es waren ganz feine Männer drunter: Muselmänner, Italiäner, Griechen und Teutsche, nebst einigen hübschen Weibern und Jungfrauen. Einige aßen die Früchte des Jahres, andere saßen zechend an Tischen unter freiem Himmel; die Matrosen und die gemeinen Passagiere arbeiteten, und einige

tanzten lustig nach einer gräßlich gekratzten Violine herum. Alle Schiffe, die aus der Levante kommen, müssen ohne Ausnahme 40 Tage hier liegen, und dürfen dann erst in den ordentlichen Hafen einlaufen und löschen. Die Passagiere kommen mit 32 Tagen frei, doch bleiben sie nach den Umständen auch länger.

Hoch über der Altstadt liegt die Burg mit ihren Mauern und Thürmen, auf denen große Maststangen mit Flaggen hervorragen. Alles trägt hier die Spur des Alters und der Unlieblichkeit. In den alten Wohnungen sind Soldaten einquartiert, und hinten hinaus Züchtlinge. Die Kirche droben ist merkwürdig genug, wegen ihrer alten Art und wegen des Düstern und Schauerlichen drinnen. Dieses Ansehen des Alterthums wird noch vermehrt durch die alten Steine mit römischen Inschriften, die man hie und da in die äußere Mauer zum Theil ganz, zum Theil zerbrochen eingeflickt findet. Vor ihrem Eingange, auf einem grünen Platze, rauschen hohe und mächtige Bäume. Man hat von hier und von der Burg eine hübsche und nahe Aussicht über das Meer und die Stadt, und kann fast grade in ihre Gassen und Plätze hinabsehen; aber unbeschreiblich schön ist die Aussicht auf den Hafen und die kommenden und scheidenden Seegel. Will man einen schönern und höhern Anblick des Unermeßlichen haben, so erklettere man die Berge bey

Optschina, oder das alte Bergschloß Serf, das nördlich von der Stadt etwa eine halbe Meile an kahlen Bergen liegt. Das Rund der Hügel und Berge um die Stadt gehört sicher zu den schönsten, die es giebt. Man sieht nichts als Weinberge, Oelbäume und Gärten voll Feigen, Kastanien, Granaten, Pfirsichen und sogar schon einige Cypressen. Alles wird schon von einem italischen Himmel angelächelt und befruchtet. In diese Gärten und Weinberge laufen nach allen Seiten hübsche Spaziergänge, einige auch zum Fahren, doch sind die einzelnen Besitzungen meistens mit Mauern, seltner mit Hecken eingefaßt. Der schönste Spaziergang aber bey Triest, den ich immer allen andern vorziehen würde, ist der am östlichen Ende der Stadt von dem Molo immer östlich am Meere hin. Man steigt sanft hinauf, und hat hie und da muntre Wirthschaften, wo die Seeleute sich nach den Stürmen erfreuen. Endlich hat man ein steiles und felsiges Meeresufer, woran unten die Wellen zürnend brausen; jenseits im Osten sind schroffe Gebirge und Gestade, und mich wehte hier eine Sehnsucht an nach der Straße, die ins alte Griechenland führt. Ich habe diesen Gang jeden Abend gemacht, und zu meiner Freude immer Spazierende dort gefunden. In den Gärten nun und den Weinbergen sind allenthalben hübsche Häuschen und Villen zerstreut, die durch ihr nettes und schim-

merndes Aeußere dem sonnigen Bergthal noch ein freundlicheres Ansehen geben. An den obern Bergseiten machen grüne Eichenbüsche oft herrliche Einschnitte; weiter oben aber sind die Berge kahl und mit Steinen und Moos bedeckt.

So wie der Himmel italisch ist, so sind es auch Sprache und Sitten fast ganz, und man hört selten eine teutsche Stimme, obgleich hier viele teutsche Kaufleute, Beamte und Officiere sind. Die letztern behaupten noch am meisten das Vaterländische, und sprechen unter sich gewöhnlich teutsch. In Teutschland zieht sich gegen das Ende des Septembers an den Abenden alles schon in die Zimmer zurück, hier aber geht dann das Leben erst recht an, und dauert bis um Mitternacht fort. Ich sage, das Leben geht an, indem ich nicht blos an Kaufleute, Schiffer und ihren Anhang denke, die des Tages ihr Gewühl und Getümmel laut und lustig genug treiben; sondern ich meine alle, wes Alters und Geschlechts sie immer seyn mögen. Um den großen Platz sind alle Buden und Gewölbe offen und erleuchtet, und die zahllose Reihe der Frucht- und Traubenhändler, die Höcker und Fratschler, schreien wild in die Menge, und sitzen bey ihren Laternen mit der Wage in der Hand, und reichen den Spazierenden reichlich dar. Diese wallen in dichten Gruppen, vom großen Kaffehause an, bis über den Platz auf und ab, nicht in Wie-

nerischer Stille und Decenz, sondern mit lautem Geschmetter und Gelächter, daß es eine rechte Freude ist. Auch treten wohl einige Bursche auf, und singen hinter einer alten Violine her, und schreien in wilder Lust, von Huren und Matrosen begleitet, die auf dem Lande nicht die Stille lieben, wie auf dem Meere. Dies Lärmen und Singen und Gedudel dauert oft bis in die sinkende Nacht gegen zwey und drey Uhr fort, ohne daß die Polizey, wie in Wien und andern Städten der Monarchie, sie zur Ruhe brächte; denn hier soll Handel und Wandel seyn. Andre Wirthschaft und andres Leben sieht man am Hafen in den kleinen Kommers- und Weinschenken, — Horazische Popinen — deren aber auch in der Stadt selbst aufgethan sind. Da sind die Speise- und Trinkhäuser ganz einzig, wie man sie nirgends in Teutschland sieht. Unten in einem großen und langen Laden findet man alles aufgestellt, gelegt und gehängt, was so gewöhnlich für die Kehlen und Bäuche gehört, und in der Mitte stehen lange Tische, oft drey, vier, hinter und neben einander, je nachdem die Kundschaft des Hauses größer, oder kleiner ist. An diesen Tischen sitzen nun die Gäste, und fodern von den reichen Vorrath, was ihnen gefällt. Mich hat dies anfangs wegen der Neuheit und Vollständigkeit unendlich ergötzt; ich will daher zu meinem Spaße so eines der ansehnlichsten dieser Wirthschaften be-

schreiben. Unten zu beidèn Seiten machen große Oxhöfte und Tonnen oft in doppelten Reihen den Anfang, woraus Oel, Wein und andre schöne Flüssigkeit gezapft wird. Auf diesen ruhen nun wieder Tönnchen und Gefäße und Bouteillen mit bessern Sachen, und wieder über diesen in zahlloser Menge und schimmernder Herrlichkeit prangen bey den Abendlichtern eine Menge leerer Bouteillen, Krüge und Gläser. Ueber diesen zuletzt und oben über den Köpfen der Sitzenden, und wo sonst Platz ist, hat man den andern herrlichen Vorrath aufgestapelt, der aus stattlichen Schinken, mancherley Käsen, getrockneten und gesalzenen Fischen, Würsten, Braten, Lichtern, allen möglichen Arten harter Frucht und Korn, Nudeln, Makaronis und aus unendlichen Kleinigkeiten besteht, die zusammen ein großes bilden, und oft so nett und zierlich außer und neben einander bestehen, daß selbst einem Leckerbart die Lust ankommen kann, einzutreten, und der schönen Gaben zu genießen. Hier giebt es Hogarthiaden, besonders wo die Matrosen hausen; doch gehören diese schon den ansehnlichern Wirthschaften an. Die ärmern sind für die Klasse der Strandträger, Tagelöhner und Bauern. Die Absteigequartiere der letztern kann man schon an der Menge Eselein und Mäuler erkennen, welche mit ihren Packsätteln in langer Reihe vor den Thüren stehen, während ihre Herren drinnen schmausen, oder Hand-

lung treiben. Ich habe diese armen Teufel hier in großer Zahl gesehen, am montaglichen Markttage in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Trachten, und ich überzeuge mich immer mehr, daß es eine dürre und schwächliche Nation sey. Sie gehen sehr häufig mit Strohhüten, entsetzlich weiten kurzen Plauderhosen, die unten, wie ein Regenbrett, oder amputirtes Bein, mit den Latschen über die Kniee hängen; sie tragen häufig rothe und bunte Mützen, wie die Matrosen, und die alten halbstairischen, halbkroatischen Mäntel. Die Weiber haben meist die alte Tracht, doch häufig breiträndige Filzhüte, und aufgezogenes und um einen Zirkel geflochtenes Haar. Sie müssen überall das Zusammenknüllen sehr lieben, denn sehr viele tragen die rothen und blauen Strümpfe mit tausend Falten, wie die Tyrolerinnen in Botzen. Von diesem Schlage Menschen erkennt man in dem Triester den Stamm leicht wieder, wenn man die Ausländer, Griechen, Teutschen, Osmanen, Italiäner und andere ausnimmt. Das Frauenzimmer ist meistens klein und von schlechtem Wuchs, und ich habe fast kein schönes Gesicht gesehen, es sey denn unter den Griechinnen. Doch muß ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit diesen Mangel ersetzen.

Von großen und herrlichen Gebäuden und andern Sehenswürdigkeiten weiß ich nicht viel zu sagen, weil ich wirklich keine gesehen habe. Aber

schöne Häuser, Kasernen, Magazine, Lazarethe giebt es, und durch ihre Lage, durch die schönen, luftigen Straßen, durch den Zauber ihrer Umgebungen bleibt Triest immer eine äußerst nette Stadt. Es leben hier fremde Kaufleute von allen Nationen, besonders viele Levantiner. Sie haben meistens ihre eigene Bethäuser und Kirchen. Vorzüglich lustig aber für einen Fremden ist das Gewühl im Hafen und um die Kanäle, wo sich alles zusammendrängt und herumtummelt. Man kann wohl mit ziemlichem Rechte sagen, daß in allen Ländern die Seeleute diejenigen sind, die ein volles Maaß der Kraft in sich erhalten. Ihr ganzes Leben ist ein Kampf mit dem wildesten und furchtbarsten aller Elemente, und stählt die Brust gegen die Gefahr und das Uebel. So bewahren sie einen gewissen rauhen Sinn der Freiheit und Selbstständigkeit, der nothwendig bey vielen Geschäften des friedlichen und sitzenden Lebens verloren gehen muß. Für mich wenigstens hat diese Art Leute immer viel Interessantes gehabt. Sie halten sich auf dem Lande gleichsam für ein besseres Geschlecht, dem manches erlaubt seyn müsse, was andern Erdensöhnen unmöglich zukommen könne, und so fahren sie wild durch alle Netze der Polizey, welche gutwillig ihnen zu Gefallen wohl mal einen Daumen aufs Auge drückt. Es giebt am Hafen herum Häuser für alle ihre leiblichen Bedürfnisse, und da

geht es wild her. Tänzerinnen und Fiedler finden sich, und so stürmt alles unter einander fort in kannibalischer Freude. Ueberall in der Stadt, nicht blos am Hafen, ist es äußerst munter, und dies ist kein Wunder, da in einem so kleinen Ort an 20000 Menschen zusammengedrängt sind, die Fremden und die Schiffer und Matrosen nicht mitgerechnet.

Alle Früchte und Lebensmittel sind hier im Ueberfluß und nicht theuer. Alle Arten Obst, Pflaumen, Eisolen, Feigen, Pfirsiche, Granatäpfel, die schönsten Weintrauben, sind in Menge zu haben. Fische hat man mancherley, auch Austern und große und kleine Schildkröten, die in großer Menge ausgeschifft werden. Besonders preist man als was rares die schwarzen Schnecken, die man bey Duino im Felsen findet. Ich habe sie probirt und mir wollten sie nicht munden. Aber doch ist Triest für Fremde ein theures Pflaster, wie es die Seestädte gemeiniglich sind. Ich kann wenigstens die Wohlfeilheit nicht rühmen.

Fahrt nach Venedig.

Ich schiffte mich den 25. Sept. Abends um 9 Uhr auf ein kleines venezianisches Schiff für die ehemalige Braut und Herrin des adriatischen Meeres ein. Es war der freundlichste und mildeste Abend. Der Mond mit seinen Millionen Sternen

leuchtete so sanft und beruhigend herab, und spiegelte sich auf den stillen Fluthen. Die Stadt mit all ihren Lichtern aus den Weinbergen und von den Schiffen, lag in einem schönen Halbrunde vor uns, und das Tosen und Jubeln im Hafen und vom großen Platze klang noch zu unserm Ohre; weiße Segel schwammen nahe und ferne über die Fluth, wie luftige Schatten, und die Küsten waren mit dem weißen Dufte der schönen Septembernächte bedeckt. Unser Schiff glitt so sanft fort, daß man es kaum fühlte, und die ganze Gesellschaft war heiter und lustig. Ich legte mich auf dem Verdeck auf weichen Wollsäcken, gab wenig Acht auf die Gesellschaft, die bald verstummte, und mancherley Gedanken flogen, wie die Leuchtungen des Himmels, durch meine Seele, bis endlich der Schlaf die müde Natur sanft und süß in seine Arme nahm. Gegen vier Uhr erwachte ich; die Morgenluft war kalt, aber doch wollte keiner in die enge Kajüte, sondern jeder behauptete sein Lager auf den Säcken, so gut er konnte. Endlich ging der Morgen heiter und rosig im Osten auf, und zeigte nahe and ferne Segel. Kein Lüftchen wehte: die Sonne wälzte langsam ihr feuerrothes Rad aus der Fluth, der Schiffer rief: Sturm und Regen! Einige Stunden nach Sonnenaufgang waren beide da. Nun ging es an ein fürchterliches Bängen und Brechen. Die Teutschen behaupteten den Sieg, aber

nicht die beiden teutschen Weiber; die andern Passagiere mußten alle dran. Es waren nemlich außer mir noch zwey Teutsche am Bord, Kaufleute, mit denen ich nun bey'm Tageslichte bald einig ward; außer diesen aber noch zwey Frauenzimmer, Liserl, ein ganz feines Kammerkäzchen, und ein andres artiges und anständiges Frauenzimmer, dessen sich der ältere Kaufmann annahm, und mit der er zusammen nach Padua gehen wollte. Wir und ein alter Engländer, der aber so lange in Italien gewesen war, daß er seine Sprache nicht mehr verstand, waren auf der Pupa. Auf der Prora hatten sich vier Griechen und eine Griechin hingebettet, und zu ihnen hielt sich ein cisalpinischer Republikaner. Diese waren recht feine Leute und der jüngste und hübscheste hatte sein kleines Weibchen bey sich, eine liebliche Fee, blaß, aber schneeweiß, mit schönen gorgonischen blauen Augen und rabenschwarzem Haare, das ihren weißen Nacken hinabfloß. Sie war aber sehr still und lächelte kaum, obgleich der Herr Gemahl es an Lustigkeit nicht fehlen ließ. Dies war die Gesellschaft. Der lustigste aber war der Schiffer Maltha, der in einem fort sprach, Possen erzählte und sang, und selbst den alten Engländer noch einige Jugenderinnerungen ablockte. Von Beiden nur Eins zur Probe. „Qui giace Giovanni Bollatta, ch'in massima rogna visse e morisse, che sotto il sepolcro anche si

grattu.“ „As Robin Hood in the green wood stood, his back against a tree, he look’d over his left shoulder and all besheaten was he.“

Bald hörten Regen und Sturm auf, und nun ward zu Mittag gegessen und getrunken von dem, was ein jeder mitgenommen hatte. Aber gegen 1 Uhr ward es still, und nun folgte eine Hitze, daß wir fast dämisch wurden, und der lustige Schiffer selbst die Zunge hängen ließ. Doch stärkte uns der Anblick der Thurmspitzen der schönen Venezia; aber langsam schwammen wir einher. Vergebens suchten meine Augen die Stadt; nur der Glockenthurm bey Sankt Marco und einige andre Spitzen deuteten sie an. Die lange Insel Lido links, und rechts die anmuthige Murano und mehrere kleinen Inseln vor der Stadt rauben sie dem Auge, und man sieht auch dann nicht viel von ihr, wenn man schon in sie hineinfährt. Desto schöner aber und lieblicher liegen die Inseln mit ihren Gärten, Büschen, Wiesen und Häusern, mit ihren prächtigen Kirchen und Klöstern, die in dem Meere zu schwimmen schienen, mit ihren stolzen Bollwerken und Mauern, und hoch schlug mir das Herz, als ich diese Erstlinge des schönen Italiens erblickte, die in optischer Täuschung uns entgegen zu kommen schienen.

Wir legten zwischen Lido und Murano vor Anker. Es war fünf Uhr und das Zollamt geschlossen,

so war es also der Ausgang, hier bis 8 Uhr des folgenden Morgens zu übernachten. Ich ließ mich indessen mit einigen von der Gesellschaft in Lido aufs Land setzen, und sah dem Exerciren eines Regiments Infanterie zu, und sah herrliche Ochsen weiden. Die Insel ist schmal, aber lang, und läuft weit in den Osten hinein. Sie hat schöne Weiden, Felder, Gärten, Früchte und Trauben, und hilft die Stadt zugleich vor dem Hunger und dem Meere schützen. Auf dem westlichen Ende, wo wir vor Anker lagen, ist ein Kastell St. Andreas, welches den Eingang in den Hafen bestreicht, und dem ein anderes auf Murano grade gegenüber liegt. Von diesem Kastell sah ich zuerst einen großen Theil der Stadt und die schönen Inseln, die des Klosters St. Georgio maggiore, und die der Kirche Maria della Salute. Murano ist bey weitem nicht so lang, als Lido, aber es ist bevölkerter, und macht auf der westlichen Seite gleichsam eine eigne kleine Stadt aus. Hier sind die berühmten Glas- und Spiegelfabriken, deren Arbeitern man zur Zeit des Patriciats eine Art von Adel bewilligt hatte, so daß es keine Misheirath hieß, wenn ein Nobile sich die Tochter eines Glasfabrikanten beilegte. Doch man glaube nicht, daß dieses alles noch so sey, wie vormals. Auch diese berühmten Fabrikanten haben, wie die Stadt selbst, lange schon ihr Monopol verloren, und können nun schwerlich den

Adel des Reichthums, der immer gegolten hat, behaupten. Die Insel ist auch deswegen den Venezianern wichtig, weil eine Menge süßen Wassers von daher in die Stadt ausgeschifft wird; denn in Venedig selbst hat man entweder elendes Zisternenwasser, oder Brunnenwasser, das zum Trinken höchstens durch Wein genießbar wird.

So lagen wir Arme dann vor Anker mit tantalischer Verdammniß, und hielten von dem lezten Vorrath unser Abendmahl. So wurden die Herzen fröhlich und das Gespräch ging lustig fort, bis sich Wolken am Himmel thürmten, und die himmlische Artillerie anfing unsre Ankunft zu feiern. Nun wurden Segel über unsre Säcke gezogen, und alles band und zerrte, um die lange Septembernacht doch einigermaßen zu sichern. Bald kam ein toller Wind und fürchterlicher Regen, der nirgends eine sichere Stätte ließ. Ich hatte mir ziemlich gut gebettet, und wohl einige Stunden geschlafen, aber, als ich erwachte, war ein Theil des Theuersten und ein Fuß durchgenäßt. So ging es allen mehr oder weniger, und wohl tausendmal wurden die Plätze gewechselt. Um Ein Uhr war alles auf den Beinen, und lag und saß unter mancherley Gespräch so durch, bis der Morgen kam. Erst um 9 Uhr kamen die Schiffsbesucher und fertigten uns ab. Eine Gondel nahm die teutsche Zunge, fünf Mann hoch, ein, wir schifften in den Kanal

des Arsenals ein, den Pallast des Doge und den Gefängnissen vorbey, und landeten um zehn Uhr in der locanda dell' Imperatrice di Moscovia Donnerstag den 27. Sept.

Wir lebten hier die ersten Tage zusammen recht munter. Am Freitag zog der ältere Kaufmann mit seiner Begleiterin nach Padua ab. Das Liserl blieb auch in unserm Gasthause, aber nicht in unsrer Nähe. Sie verkündete uns gleich den Mittag unsrer Ankunft, sie habe einen schönen Dienst gefunden, bey einem gar feinen und guten Herrn. Das könne sie ihm gleich ansehen; obgleich er kein Wort teutsch verstehe. Sie werde mit ihm nach Rom reisen. Wir sahen sie den folgenden Tag herrlich geputzt, mit ihrem generoso in einer Gondel unter unserm Fenster hinfahren, und uns gar freundlich und stolz auf ihre Begleitung grüßen. Armes Liserl, wenn du wüßtest, wohin vielleicht bald deine Reise geht? Den zweiten Teutschen, einen Salzburger, der gut italiänisch sprach, und ein wackerer Bursche war, hatte ich nun die Zeit meines Hierseyns zum beständigen und treuen Genossen.

Venedig.

So habe ich dich denn gesehen, wunderbare Stadt, von der die Fabeln und Geschichten, die meine Kindheit lüstern empfing, so oft mit den Flügeln der Feerei um meine Stirne spielten. Ich

habe dich gesehen, die man unter die Wunder der neuen Welt zählte, und die der holde Dichtermund des Mittelalters die Schöne nannte. Ach! sie ist nicht mehr, die alte Venezia, die Tochter und die Beherrscherin des Meers, deren Töchter sich in Gold, und deren Söhne sich in Purpur kleideten, deren siegreiche Flaggen im Orient und Occident weh-ten, und dem finstern Abendlande die Schätze Indiens und Sabas, und die Künste und Weisen des Morgenlandes zuführten. Sie ist nicht mehr, und ist seit Jahrhunderten nicht mehr gewesen. Ihre Flotten haben lange nicht mehr gesiegt, und ihre Helden und Gesetzgeber sind alte Namen. Ein späteres und entartetes Geschlecht schlief auf den Lorbeern der großen Väter, und beherrschte tyrannisch die schwächere und des Joches geduldigere Nachkommenschaft. Aber die Stadt sank nicht blos durch die Tyranney der Patricier, nein durch ein größeres Gesetz, durch das der Nothwendigkeit. Man fand einen Weg nach den beiden Indien, andre Völker wurden groß und reich. Das Venetische, das nur einen zufälligen, keinen nationalen Reichthum hatte, mußte sinken. Jetzt hat es selbst aufgehört, als Gespenst, als ehrwürdiger Schatten eines alten Heldenkörpers da zu stehen. Die Zeit, die alles Große und Kleine umwälzt, und der mächtigere Geist des Jahrhunderts hat diesen Staat, wie so viele andre, in seinen Grundfesten erschüt-

tert. Aber auch in seinen besten und schönsten Zeiten, in der Blüthe seiner Thaten und seiner Macht, hat dies Volk nie eine schöne Stadt bewohnt. Es ist noch das alte Venedig, so wie es da steht; nur die Zeit und die Menschen sind anders. Dieses Volk, das einst in ächt römischem Geist dachte und handelte, das Männer hatte, groß daheim und im Kriege, edle Männer, die alles ertrugen, nur nicht die Schmach des Vaterlandes; das im Glücke nicht vermessen, im Unglücke stolz und ungebrochen war, dieses Volk hat auch seine Stadt in diesem Karakter auf den Wellen des Meers gegründet. Es baute die eignen Wohnungen schlecht und unansehnlich, aber dem Einen Ewigen und dem Vaterlande; das jedes edle Volk nie anders, als unsterblich, denken soll, diesem errichtete es Palläste und Tempel, die noch unsre Bewunderung erregen. Ein Mann hat gesagt: es erweckt billig einen großen und schmerzhaften Gedanken, wann ein Mensch stirbt; ich sage: es erweckt einen größern und schmerzlichern, wann ein Volk stirbt. Doch es leben die Thaten des Einzelnen, wie des Volkes, und wohl ihnen, wenn sie welche hatten!

Das Wort Venezia la bella kömmt der Stadt nur an wenigen Stellen zu. Es giebt wohl keine, wo die Straßen, die man richtig calli, oder Fußsteige, nennt, so eng wären, und so kreuzend krumm durch einander liefen, keine, wo die Häuser ein so

räucherigtes und altgothisches Ansehen hätten. Viele haben statt der Fenster bloße Luken mit hölzernen Läden, oder allenfalls papierne Fenster nach den abgewandten Seiten, und selten findet man sie in dem netten und geputzten Gewande, worin die meisten teutschen Städte so freundlich erscheinen, sondern selbst die bessern, selbst die in einem großen Stil erbauten Palläste haben von außen ein ödes und todtes Ansehen. Das Pflaster ist freilich gut und erhält sich gut, weil kein Pferdehuf darauf kömmt, aber es sollte und könnte reinlicher seyn, und würde es in einer teutschen und holländischen Stadt seyn, wo immer Pferde und Räder darauf rasseln. Es ist meistens aus Quadern. Diese Stadt nun ist durch die Menge Kanäle in viele Inseln zerschnitten, die durch Brücken mit einander zusammenhängen. Sie streichen gewöhnlich an den Häusern hin, und lassen bey wenigen Kallen so viel Raum zum Gehen. Wann die Fluth ist, tritt das Wasser über die Thürschwellen und selbst in die untern Theile der Häuser. Es ist überall ein ganz eignes Gefühl, wenn man in den Gondeln unter den Häusern hinschifft, und ihre untere Quadern tief ins Wasser versenkt und keine Spur von Land sieht, worauf sie ruhten. Auch diese Kanäle macht man gewöhnlich zu was Herrlichem. Sie sind ein Werk der Nothwendigkeit und als solches ganz gut, aber wahrhaftig kein Werk der Schön-

heit. Wenn man den großen Kanal und den rio dell' arsenale ausnimmt, so sind die meisten eng und laufen nach allen Krümmungen und Wendungen mit den Gassen fort. Dies hat freilich in Rücksicht der Fahrt keine Unbequemlichkeit, denn da verstehen die Gondelieri das Ding; aber es hat eine große für die Augen und Nasen. Da man alle Unreinigkeiten, alles Geschabte und Gekratzte und Gefegte und Gerupfte in die Kanäle wirft, und so den weiten Fluthen des Meers überantwortet; da ferner die Kloake und Kommoditäten, und wie die Dreckschlünde alle heißen mögen, in diese Kanäle führen, so hat man oft eben so widerliche Anblicke als Gerüche, die in den heißesten Monaten des Jahres noch ärger seyn müssen. Diese Kanäle nun machen die Gassen so eng und schief und sperren sie oft ganz, so daß man weite Umwege machen muß, wann grade keine Gondel bey der Hand ist, oder der Marschirende nicht von der Art ist, daß er seine 5, 10, 20 Soldi aus der Tasche herlangen kann. Für den Fremden vollends ist es äußerst schlimm, sich in diesem Chaos zurecht zu finden; obgleich alle Kanäle und Gassen reichlich mit Namen versehen sind. Nirgends kann man empor und um sich sehen, um durch einen Thurm, oder desgleichen seine Richtung zu bestimmen, die sich bey dem vielen Hin- und Hergehen nur zu leicht verliert. Oft kommt man in eine calle, wo

man nicht weiter kann, oder an einen Kanal, der den Weg sperrt; doch warnen einem die Leute durch ein non puo passar qui. So liegt denn die schöne Venezia gleich einem Klumpen Antiquitäten auf den Wellen zusammengedrängt. Nirgends in der Stadt ist ein groser Platz, der einen Ruhepunkt gebe. Die kleinen, die man bey Kirchen und andern grosen Gebäuden findet, sind nicht zu rechnen; sie sind überdem häßlichen Geschäften gewidmet. Schmutzige und zerrissene Wäsche hängt dort an langen Seilen, oder man brät Kürbisse, Kastanien, rührt und kocht Polenta, klopft alte Kleider und Lumpen aus, und was der widerlichen Dinge mehr sind. Auf zerfressene Gesichter, Lahme und Krüppel und solche, die ins Spital der Incurabili gehören, darf man zu dem immer rechnen, wo irgend ein Platz für sie ist.

Für alles dieses nun, was in andern Städten ist und nicht in Venedig, giebt es Einen Platz, den es jeder Stadt kühn unter die Augen stellen kann, dies ist der Sankt Markusplatz. Dies ist ein schönes Oblongum, das doch an Einem Ende etwas schmäler ausläuft. Auf dem breiteren Ende steht die prächtige Sankt Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln, ihr gegenüber die niedliche kleine Kirche Sankt Geminian. Zu beiden Seiten laufen die schönen Staatsgebäude hin, die unter dem Namen Prokuratorien bekannt sind. Rechts sind die neuen,

links die alten Prokuratorien. Sie sind zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Meistern, aber doch meistens in Einem Geiste gebaut, und geben dem Platze eine herrliche Zierde. Unten sind Loggien oder Portikus, wo man alle Tage und alle Stunden des Tages Spazierende findet, und zu ebener Erde hinter diesen trifft man die niedlichen Casini und Kaffehäuser, die vielleicht keine Stadt an einem so schönen Platz neben einander hat. Sie sind fast alle sehr artig und manche schimmernd und prächtig möblirt, und geben, da sie bis in die sinkende Nacht erleuchtet sind, dem Platze gar ein heiteres Ansehen. Doch nicht bey Tage, sondern des Abends muß man diesen einzigen Platz in der Welt zuerst sehen, um den ganzen großen Eindruck mitzunehmen. An der linken Seite steht der Campanile, oder Glockenthurm von St. Marko, dem man 330 Fuß Höhe giebt. Unten sind hübsche kleine Gemächer, die man aber in gemeine Krambuden verwandelt, und unten umher mit Unrath recht italiänisch besudelt hat. Dieser Thurm würde an einer andern Stelle sehr hübsch seyn, aber hier taugt er nicht, weil er die Aussicht und Symmetrie des Platzes stört. Gleich von dem Platze geht man der Markuskirche vorbey, zwischen dem Pallaste des Doge und der Münze und Bibliothek über einen andern feinen Platz, den Broglio, ans Meer. Hier stehen zwey prächtige Granitsäulen. Auf der

einen prangt der venezianische Löwe, auf der andern der Schutzheilige der Stadt. Eben so stehen am Ende des großen Platzes vor der Markuskirche drey gewaltige Masten mit großen Flaggen auf einem Fußgestell aus Bronze, worauf man sehr feine Hautreliefs sieht. Ich fragte, was dies bedeute, aber man wußte nichts. Vielleicht spielt es auf die ehemalige Meeresherrlichkeit der Stadt an. Hier sieht man auch am Ende der Prokuratorien eine große Uhr, worauf wieder der goldene Löwe prangt.

Dieser Platz ist unstreitig durch seine Lage und seine Umgebungen einer der ersten in der Welt und auch das Schönste, was Venedig aufweist. Seine zweite beste Gegend ist der Ponte rialto über dem großen Kanal, aus Einem Bogen über 30 Fuß offen, geführt. Für einem Architekten indessen mag diese Brücke wohl viel mehr seyn, als für den bloßen Zuschauer. Die gewöhnlichen Beschreibungen sind offenbar zu pomphaft. Man mag darauf stehen, oder darunter durchfahren, es erregt kein Gefühl des Erhabenen, wie andre große Kunstwerke. Ich denke die meisten Beschreiber haben in der Idee des Meisters geschrieben, der den weiten Bogen wölbte, und der Schwierigkeit der Arbeit das gegeben, was die Größe des Anblicks nicht hervorbringt. Immer hat man eine feine Aussicht von der Brücke über den großen Kanal, der mit einer

Menge Schiffe, Böte, Barken und Gondeln bedeckt ist. Zu beiden Seiten dieses Kanals läuft auch eine schmale Straße hin, die man an den kleinen Kanälen nicht findet. An diesem großen Kanal stehen die besten Häuser und viele Palläste Venedigs, und von hier an bis zum Markusplatz, ist das lustigste und lebendigste Gewimmel des Handels und Gewerbes der Stadt. In dieser Gegend ist die Börse und das sogenannte teutsche Haus, ein Denkmal des alten blühenden Handels der germanischen Nation. Man sieht noch viele Ueberreste der prächtigen alten Zimmerverzierung, woran die besten Mahler der Zeit mitgearbeitet hatten. Aber diese Gemählde sind unverantwortlich gemishandelt und vernachlässigt, beschmutzt und zerrissen, so daß man, wie vom alten Handel, so von der alten Kunst nur die traurigen Ruinen sieht. Diesen großen Kanal entlang zu fahren, ist eine rechte Lust, und wann der Reisende dieses fleißig gethan hat, und am Meere und auf dem Markusplatz sich herumtummelt, so kann er das beste Todte und Lebendige in Venedig zu sehen bekommen. Die Gegend am Meer vom Pallast des Doge bis zum rio dell' arsenale, ist noch ganz hübsch und ein muntrer Spaziergang, wo man die Thätigkeit und das Gewimmel des Seelebens sieht. Denn dort liegen eine Menge Schiffe am Bollwerke, und Böte, Nachen und Gondeln fahren hin und her über das

Meer, und von und nach den Schiffen und Inseln. Diese Meerseite heißt il rio de' Schiavoni. An dem andern Ende längst der Bibliothek und weiter hin ist der Fischmarkt, und dort kann man dieses stumme Thier in seinen mannigfaltigsten Arten sehen. Doch ist es dort garstig und unhold, wie an allen Orten, wo es auf den Bauch des Menschen ankömmt.

Sankt Markuskirche.

Dieses herrliche Gebäude, mit 5 Kuppeln gewölbt, gebeut von außen und innen dem Anschauenden Ehrfurcht. Man wird gleichsam von einem heiligen Schauer ergriffen, wenn man in seine dunkeln Hallen eintritt, und zu seinen kühnen Wölbungen aufschaut. Sie ist fast durchweg mit allerley alten Bildern aus Musaik geziert, sowohl außen am Eingang, als innen, und der Fußboden mit bunten Steinen zierlich getäfelt, welche hie und da eingesunken sind. Gute Gemählde von Tintoretto, Veronese und andern sieht man in den Nischen und Kapellen, die Lichter auf den Altären werfen einen sehr trüben Schein durch das Halbdunkel, und die Fußtritte der Betenden und Durchgehenden hallen dumpf zurück. Die Franzosen haben hier auch aufgeräumt und goldne und silberne Leuchter haben wandern, und die trefflichen bronzenen Pferde weiter ins Abendland gehen müssen, welche sonst über dem Eingang der Markuskirche prangten. Aber die

Mauern und Säulen dieses stolzen Gebäudes lassen sich nicht über Meere und Berge tragen, wiewohl auch sie die Zeit einst zusammenstürzen wird.

Kirche Sankt Johannes und Paulus.

Diese, die auch die Dominikanerkirche heißt, ist unstreitig die gröste in Venedig und auch ein Werk, das einer großen Nation Ehre macht. Sie ist schön und hell erleuchtet und macht einen sehr fröhlichen Eindruck, wenn man eben die Sankt Markuskirche gesehen hat. Sie hat viele alte Denkmäler der venezianischen Geschichte, und man sieht viele der großen Männer der verflossenen Jahrhunderte in Bronze, oder in Stein, zum Theil meisterhaft gearbeitet. Hier wird auch die Haut des heldenmüthigen Bragadin verwahrt, der im 16ten Jahrhunderte die Stadt Famagosta so tapfer gegen die Osmanen vertheidigte, und den der unedle Mustapha nach der Einnahme lebendig schinden ließ. Sonst zeigte man hier dem Fremdling auch Titians Meisterstück, Peter den Märtyrer, der jetzt die Gallerie des Louvre mit ausschmückt, wohin er mit vielen andern Kostbarkeiten dieser Kirche ausgewandert ist. In einer Seitenkapelle sieht man treffliche Arbeiten in Stein und Erz von dem Paduaner Bonazza und seinen Söhnen, und von Aloysius, und ein Täfelchen, welches das Andenken der An-

wesenheit Seiner Heiligkeit, Pius des Sechsten, auf seiner Reise nach Wien erhalten soll.

Nächst diesen beiden sind die Kirchen dello Scalze, die der Jesuiten und die Sankt Salvatorkirche treffliche Denkmähler der Kunst, die einer Stadt Ehre machen, wo einst ein Palladio, Sansovino, Alessandro Vittoria und andre große Namen lebten. Die Kirche Sankt Zacharia ist klein, verdient aber wegen der schönen Madonna des Veronese von den Fremden besucht zu werden, welche wegen des himmlischen Ausdrucks dem Anschauer unvergeßlich sich einprägt. Die Sankt Rochuskirche ist vom Tintoretto gemahlt, und durch seinen Sankt Rochus siegte er über seine Mitbuhler.

Ueber dem Meere liegen noch zwey schöne Kirchen, die Kirche Maria della Salute und die des Klosters St. Giorgio maggiore. Die erste ist ein stolzes Werk mit schönen Gemählden, die leider, wie die meisten in den Kirchen, dem Zuschauer zu sehr im Dunkel stehen, und mit trefflicher Bildhauerey. Sie ward im Anfange des 17ten Jahrhunderts nach einer großen Pest ex voto gebaut, und wird noch von Kranken besucht, die der Deiparae matri salutiferae ihre Gelübde darbringen. Unter der Wölbung der einen Kuppel stehen die zwölf Apostel in der Runde, aus herrlichem Stein gearbeitet. Sankt Giorgio maggiore Kloster und Kirche liegt dieser gegen über, in einer weitern

Entfernung zwischen der Stadt und der Insel Lido auf einem lustigen Inselchen. Auch dies ist ein schönes Werk der Baukunst; aber anmuthiger und lieber war sonst den Venezianern der schöne Klostergarten, der immer offen stand. In der guten alten Zeit war es eine gewöhnliche Sommerspazierfahrt, und man ergötzte sich unter den blühenden Bäumen und lachenden Lauben. Auch diese Anlagen hat der Krieg zerstört, und die besten Bäume sind von den Franzosen zum Brennholz umgehauen, und alles aus einander gerissen worden. Man hat von hier eine feine Ansicht von Lido und Murano, und aufs Meer hinaus und diesseits wieder auf die Stadt, dem Broglio und das Gewimmel des rio de' Schiavoni am Hafen.

Der Pallast des Doge.

Gleich aus der Markuskirche, oder vom Markusplatz tritt man in den Pallast des Doge, ein stattliches gothisches Gebäude, das von der Kirche bis an das Bollwerk des Meeres läuft. Die eine Seite nach dem Broglio der Bibliothek gegenüber ist alt, die andre von Sansorino. Zwey stattliche kolossalische Figuren stehen an der Treppe des Eingangs, auch von Sansorino musterhaft gearbeitet. Auf dem Hofe stehen zwey alte Brunnen, die, wie die Säulen unten und die Treppen, leider mit Unrath bedeckt sind. Ich will diesen Pallast grade kein Meisterwerk der Kunst nennen; aber so wie er

ist, macht er mit seinem ganzen großen Bau, mit seinen Portiken, Treppen und gewaltigen Säulen einen ehrwürdigen Eindruck, wie die alte Zeit, worin er gegründet ward. In diesem Pallast saßen in den mancherley Sälen und Zimmern mehrere Kollegien, und es sind auch noch deren da. Fast alle Gemächer sind mit Gemählden der besten Künstler der venezianischen Schule geziert: eines Tizian, Veronese, Tintoretto, Bassano, der Palma und andrer. Doch auch von diesen haben die Franzosen mehrere der vorzüglichsten mitgehen heißen. Die meisten von diesen Gemählden schildern natürlich tapfre und große Thaten der Vorzeit im Frieden und Kriege, und es giebt viele gewaltige Schlacht- und Seestücke darunter. Aus dem Kampf Friedrichs von Hohenstaufen mit Alexander dem 2ten, sind fast alle Scenen darin gemahlt, weil die Venezianer eine so große, und Friedrich so verderbliche Rolle dabey spielten. Sogar der Nackentritt des stolzen Dreigekrönten ist nicht vergessen. Dies erinnert mich an das Porphyrtäfelchen, das unser Führer uns als eine Seltenheit zeigte, wo Alexander den Kaiser vom Bann gelöst haben soll. Nein ganz anders ist es jetzt! Pius in seiner Karthause bey Florenz hatte wohl der Cyklopen nöthig, seine Donnerkeile etwas vorstählen zu lassen. Der große Saal, worin diese Schildereien sind, ist einer der grösten und weitesten — Der Pallast ist mit

Bley

Bley gedeckt, und unter diesen Dächern sind die schrecklichen Staatsgefängnisse, worin die großen Sünder, die heimlich gesündigt hatten und heimlich aus der Welt mußten, oft lebendig gebraten wurden. Die berühmten Rachen der Ankläger, die offenen Löwenmäuler vor dem Pallast des Doge haben auch mit dem Staate zugleich ihr Grab gefunden. Der Himmel gebe, daß mit diesen fürchterlichen Denkmählern des Despotismus dieser hier auf ewige Zeit vernichtet sey! Dann mag man ohne Trauren auf den Trümmern eines Staates wandeln, der nach dem Schluß des Schicksals, und durch die Schuld der Zeit und der Menschen, schon seit einigen Jahrhunderten langsam hinwelkte.

Diesem Pallaste gegenüber, an der andern Seite des Kanals, liegen die Gefängnisse, ein großes düstres Gebäude, das schon von außen Grauen und Entsetzen erregt. Die Gitterstangen, drey, vier Zoll dick, die Schwärze der gewaltigen Quadersteine, die kleinen und düstern Luken, die dem Tage kaum einige Lichtstrahlen stehlen können, die Menschenstimmen, die dumpf von unten erschallen, und die bleichen Gesichter und dürren Arme, die aus den obern Gittern um ein Allmosen flehn, alles dies erregt ein höchst gräßliches Gefühl. Noch nie habe ich ein so fürchterliches Wohnhaus für Verbrecher gesehen. Die untern Löcher laufen tief und eng hinab, und sie hat man ehedem unter Wasser ge-

setzt, um schnell das Henkerwerk über die schwersten Sünder zu fördern, die in dieser unterirdischen Hölle sich vielleicht nach der vorbeifließenden Fluth mit tantalischer Quaal gesehnt haben, wo die Hoffnung nicht auch noch um die Träume des Verbrechers säuselt. Ich weiß nicht, ob jetzt viele darin sitzen. In den obern Geschossen saßen für ein menschliches Herz zu viele.

Markusbibliotheck.

Dieses treffliche Werk Sansorinos liegt dem Pallast des Doge gegenüber am Broglio, und schließt sich mit einem Ende an die Prokuratorien an, das andre sieht auf das Meer. Im untern Stock war sonst die Münze, und er heißt eigentlich la Zecca, im obern die Bibliothek, deren Anfang Petrarka gestiftet hat. Sie ist ein rechtes Chaos, wie sie nun da steht, und soll auch vorher nicht in besserer Ordnung gewesen seyn. Jetzt da die Franzosen das Beste von Handschriften und das Schönste aus den Antiquitätensaal mitgenommen haben, ist für den Fremden hier nicht viel mehr zu sehen, als der stolze Bau selbst. Auch hier sind unten im Erdgeschoß Casini am Broglio hin, wie in den Loggien der Prokuratorien.

Das Arsenal.

Dieses war sonst durch ganz Europa berühmt; doch hatten schon einige Reisende gegen diese Berühmtheit protestirt. Die Franzosen haben nun das

legte gethan, und selbst die äußern Verzierungen von Metall und Messing an den Thürmen des Eingangs mitgenommen. Es ist ein weitläuftiger Raum mit mehrern großen Gebäuden, die ihn rund einschließen, und von dem durchfließenden Kanal in zwey Hälften getheilt werden. An dem Eingang stehen zwey gothische Thürme zu beiden Seiten, jetzt ihrer Zier beraubt. Dieser Kanal war bestimmt, die großen Schiffe aufzunehmen, die im Arsenal ausgebessert werden. Wir sehen auch jetzt einige Kauffahrer auf der Seite liegen. In den mancherley Gebäuden war der angebliche Vorrath von Waffen und Schiffsmaterialien, wodurch man die Welt in Erstaunen setzte, und es arbeiteten, sagt man, täglich nicht weniger, als 1500 Mann, darin. Aber alles dieses war gewiß nicht mehr von der letzten Zeit zu verstehen. Jetzt sieht man gar nichts, das nach dem Wiener Zeughause noch merkwürdig wäre. Die Modelle sind so was Herrliches nicht, und überall lange nicht mehr vollständig, und wer den Bucentauro nicht als eine Rarität beschauen will, der findet an ihm auch nichts zu bewundern. Für mich sind die Austern, die man nach dem Arsenal benennt, das merkwürdigste gewesen, und ich ärgerte mich endlich, mit meiner Gesellschaft dreiviertel Stunden gewartet zu haben auf den Officier, der uns aus besonderer Freundschaft gegen den einen unsers Haufens hineinführte.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Doch ist der Eintritt überall nicht schwierig. Man hat sich nur bey dem Nobile, der jetzigen Excellenz, Querini, zu melden und zu legitimiren als einen Unverdächtigen, so erhält man sogleich ein Billet, und wird vom Inspektor, oder einem der Officiere, gegen ein leidliches Stück an den Thürhüter, eingeführt.

Palläste.

Es ist zuletzt ekelhaft, immer nur von schönen Gebäuden das Papier voll zu schmieren; ich will kurz seyn. Der reiche Patricier, der die Einförmigkeit eines Lebens im Meere nur zu gut fühlte, flüchtete sich in den schönen und in den heißen Monaten gewöhnlich auf das Land, und baute sich Villen und Palläste und lukullische Gärten unter den elenden Hütten seiner verschmachtenden Sklaven. Im Winter und wann die schlimmen Tage kommen, suchte er wieder in der Stadt, was er auf dem Lande nicht mehr fand. Da aber jene ländlichen Wohnungen die Lieblingsplätze wurden, so vernachläßigte er seine herrlichen Palläste in der Stadt, und daher kommt es, daß diese zum Theil treffliche Werke der Baukunst und der seltnen Genien, die das Vaterland verherrlichten, von außen meist ein ödes und finsteres Ansehen haben, und die zerschlagenen Fenster nicht selten durch bloße Luken ersetzt sind. Man findet die meisten und

schönsten am großen Kanal, wo sie freilich den einzigen Platz finden, dem Auge zu erscheinen.

Die Menschen.

Endlich von dem Todten zum Lebendigen. Die Venezianer sind im Durchschnitt ein schöner und rüstiger Schlag Menschen, fast alle sehr wohl gebaut, und von männlichem Aeußern und Gebehrden. Sie haben, dünkt mich, einen gewissen Ernst ohne Trotz, der sie sehr wohl kleidet, und die Artigkeit und Feinheit, womit sie unter einander und mit Fremden umgehen, noch liebenswürdiger macht. Man findet wirklich viele Gesichter, die auf dem ersten Blick eine Art von Achtung einflößen, und auf den Gedanken bringen könnten, als seyen in diese Lagunen manche altrömische Geschlechter mitgeflüchtet, die ihr Blut vom barbarischen rein erhalten haben. Oder drückt sich der Geist der edeln Väter der vorigen Jahrhunderte dem Enkel, oder besser dem Körper des Enkels, auch mit seinem Stempel so tief ein, daß er selbst bey dem entarteten Geschlechte sich nicht leicht verwischt? Die Venezianerinnen sind unter den Töchtern Italiens berühmt, und Venedig hat oft den Beinamen des griechischen Korinth geführt. Es ist wahr, man findet reizende, ja himmlische Gesichter, zwar meistens blaß, aber blendend weiß und mit gewaltig blitzenden Augen, man findet die Fülle und Rundung der Körper mit Festigkeit verbunden, die den

nördlichen Ländern oft fehlt, man findet eine gewisse Leichtigkeit bey allem äußern Ernst, die freilich dem schönen Geschlechte ausschließend gebührt, aber doch wohl mehr dem gewandtern Südländer zukömmt; jedoch, wenn man das Einzelne ausnimmt, hat Venedig nach Verhältniß wohl nicht mehr Schönheiten, als manche andre Stadt gleicher Größe. Aber in den einzelnen ausgezeichneten Bildungen ist ein Geist im Auge und eine olympische und rafaelische Ruhe auf der Stirne, die entzückt und alles Kindliche gern unter diese Seltnen mitlaufen läßt. Man findet bey allem Leben und Ausdruck der Gesichter gar viele kleine Puppenformen unter ihnen, und wenige mit dem Wuchs meiner schönen Wienerinnen. Die ihn aber haben, wissen ihn besser zu gebrauchen, als jene. Die Tracht ist fast dieselbe, wie man sie in den meisten Städten Europens findet. Die Zendole, die sonst die Venezianerinnen auszeichneten, sieht man nicht mehr so häufig. Aber eine Art von Schleier, oder auch nur ein Tuch in Form eines solchen, trägt hier alles von den Ersten bis zu der, die an den Schwellen der Kirchenthüren die Hände nach einem Almosen ausstreckt, und an diesem erkennt man gleich eine Fremde. Doch giebt es auch hievon in dieser alles Alte umkehrenden Zeit jetzt Ausnahmen, und ich habe sowohl auf dem Markusplatze, als in den Theatern viele schöne Gesichter unbeschmiert

gesehen, die nicht außer der Brenta gebohren waren. Das berühmte Cicisbeat ist freilich immer noch im Gange, doch meinen viele, daß es mit dem Staate nebst vielen alten Sitten und Weisen wohl über den Haufen stürzen werde. Schon vor der letzten Revolution durch die Franzosen sollen viele diese elende Weise als unwürdig und als eine Teufelsruhebank verschmäht haben. Die Männer haben fast eben die Tracht, wie im ganzen übrigen Europa. Doch trägt man fast gar keine Stiefeln, die überall kein recht italiänisches Ding sind, und wenig runde Hüte. Höchstens mögen die Mäntel, die fast allgemein sind, die Venezianer auszeichnen. Man trägt im Sommer weiße taffeten über den Kleidern, auch bey dem heitersten und schönsten Wetter. Ich habe jetzt nur noch einige Exemplare davon auf den Körpern, und mehrere nebst andern weißen aus leichter Leinwand und Baumwolle an den Stangen der Trödler gesehen. Wann der Herbst heran kömmt, verändert sich der Stoff in tuchene. Die meisten sind rothe scharlachene, aber man findet auch viele weiße. Diese ernste republikanische Tracht steht einem stattlichen Bürger gut. Sie ist so was allgemeines, daß der ärmste Lump, der froh ist, täglich einige Groschen zu erhaschen, doch ein Stück von Mantel haben muß. Ueberall scheint mir der Italiäner kein solcher Narr in Kleidung, als wir Teutsche, obgleich

er gern sauber und selbst etwas steif geputzt ist. Er scheint nicht einmal daran zu denken, wie er gekleidet ist, in welcher Gesellschaft er sich auch befinde, und noch ist es mir nicht vorgekommen, daß einer sich über einen andern Zuschnitt des Rocks, über einen anders aufgesetzten, beschornen, oder bezopften Kopf und dergleichen Kleinigkeiten gewundert hätte.

Die Gondolieri.

Dieses ist eine zu berühmte und zu einzige Klasse von Menschen, als daß ich nicht einige Worte von ihnen sagen sollte. Sie sind die Fiaker dieser meerumflossenen Stadt, und da ihr Fuhrwerk nicht kostbar ist, bey weitem die wohlfeilsten Fiaker, die ich kenne. Ihre Zahl mögte sich wohl schwerlich genau bestimmen lassen. Einige haben ihrer eine ungeheure Menge aufgerechnet, so wie auch der Gondeln, die mir allerdings unglaublich ist. Genau mag sie sich wohl nicht angeben lassen, weil sie wahrscheinlich von Tage zu Tage wechselt, und einige Gondeln einen, andre zwey Führer haben. Dieser letztern will man über 12000 zählen, die den ganzen Tag in allen Kanälen auf und abfahren, für 2, 3 Soldi übersetzen, und für 15 bis 20 eine Strecke fahren, wofür ein rasselnder Fiaker gewiß 80 begehrte. Die Gondeln sind länglichte Kähne, vorn und hinten mit einem spitzen Schnabel. In der Mitte ist ein Kasten mit einem Ein-

gang und Seitenfenstern, schwarz angestrichen, und mit einem schwarzen Tuche umhängt, den oft zierliche Troddeln und Fränschen schmücken. Dieser Kasten ist so niedrig, daß man gebückt hinein muß, und eben aufrecht darin sitzen kann. Vorne ist zu jeder Seite eine Bank für höchstens zwey Personen, und hinten ein schwarzes Polster für eben so viele, so daß nur etwa 6 Personen in einer Gondel Platz haben. Der Gondeliere steht im Hintertheile mit einer langen Stange, und weiß seinen Kollegen und den Ecken und Krümmungen der Häuser mit eben der Kunst und Gewandtheit auszuweichen, mit welchen ein Wiener Fiaker seinen Kollegen in den engen Gassen vorbeirasselt. Sind zwey Leute darin, so steht der eine vorn. Der vordere Schnabel ist mit einem blanken dreigezackten Eisen geziert, das oben 8 bis 10 Zoll vorsteht, um ihn bey'm Anstoßen zu sichern. Die Gondeln sind alle ohne Ausnahme schwarz angestrichen, und mit schlichtem schwarzen Tuch behangen; so befiehlt es ein weises Gesetz, um den zu großen Aufwand zu verhüten, den einige sonst sicher auch hierin machen würden. Die Gondolieri haben keine bestimmte Tracht, doch findet man viele recht hübsch auf Seemannsweise mit weiß und blau, oder weiß und roth gestreiften Jacken, und blauen oder rothen Schärpen mit einem runden Hute. Andre auch sehen gewöhnlichen Tagelöhnern und Arbeitern

gleich. Man kann nicht sagen, daß sie grob sind, wie es sonst diese Klasse gewöhnlich ist; doch nehmen sie billig die Fremden aufs Korn. So forderte einer von uns 2 Lire für eine Fahrt, die er nachher für 15 Soldi machte. Sie sind so beherzt, als geschickt, und fahren mit ihren flachen Fahrzeugen über das Meer hinaus nach Lido und Muratto, und selbst auf das feste Land auf der reißenden Brenta, ohne daß man oft Beispiele von Verunglückten hätte. Die gewöhnliche Anrede ist: vuol' andar padrone? wobey mir das Wienerische: Fahrn mer ihr Gnode? einfiel. Es giebt noch eine andre Art Gondeln, die ich nicht probirt habe, viel größer und auch zierlicher, als diese, mit allem Glanz der Farben und innerer und äußerer Verzierung. Der Kasten in der Mitte macht hier einen weiten und eleganten Saal, worin 30 bis 50, und, wenn sie enge sitzen wollen, wohl 80 Personen Platz finden und im Fahren essen, spielen und aller möglichen Unterhaltung genießen können. Diese sind in den schönen Sommermonaten recht im Schwunge und werden bey Lustfahrten gebraucht.

Außer diesen Gondolieren wimmeln die Kanäle und Bollwerke und alle Anfuhrten der Stadt von zahllosen Barken und Böten, die den vielen Bäuchen der Stadt den Proviant zuführen, oder auch zu den Schiffen gehören, die selbst jetzt noch in ziemlicher Zahl hier liegen. Dies giebt dem Hafen

und besonders dem großen Kanal eine Munterkeit und ein Tosen und Larmen, das dem Fremden eine recht angenehme Unterhaltung gewährt. Zwar ist dies in allen Seestädten so, aber doch vorzüglich in einer Stadt, die alle ihre Bedürfnisse zu Wasser erhält, und wo man zu Wasser Kaffebesuche ablegt. Es ist wirklich allerliebst, so die lange Reihe von Böten zu sehen, die von Morgen bis Abend in lustiger Verwirrung mit den mancherley Schätzen und Gütern einherschwimmen. Einige sind von unten bis oben mit Nüssen, andre mit Aepfeln, mit Weintrauben, Feigen, Pfirsichen, Cisolen, andre mit Kräutern und Salat beladen. In andern endlich grunzt und krächst und kräht und brüllt das vierfüßige und geflügelte Vieh. Dazu das Schreien der Bootsknechte und Verkäufer und Käufer am Ufer, worin das wilde Tosen der Matrosen und muthwilligen Buben dröhnt, und es ist einem da wirklich oft zu Muthe, als müsse man mit machen.

Bettler.

Dieser ist hier eine so heillose und so unverschämte Menge, als ich noch nicht getroffen habe. In allen Kirchen, an den Altären und wo irgend ein Aus- oder Durchgang ist, schreien sie die Vorübergehenden an, und beleidigen zum Theil das Auge durch die scheußlichsten Gebrechen und Schwären, und durch einen Schmutz und Gestank, der un-

ausstehlich ist. Da hilft nichts, als sich hart zu machen, und mit einem via muladotto asinaccio! den ersten von sich zu stoßen; denn giebt man einem, so hat man gleich eine Hetze hinter sich, die einen zu Tode jagen und schreien mögte. Dies ist ein großes Uebel, das bey der Menge leichter zu sehen, als zu ändern ist. Was soll der Staat thun, der nicht immer außerordentliche Ausgaben machen kann, wenn alle Spitäler gefüllt sind, und ein verderblicher Krieg gebeut, gerüstet zu seyn? Doch rühmt man darin die österreichische Regierung, daß schon viele auf die Seite geschafft sind, und daß es kein Vergleich ist mit dem, was man sonst von diesem schreienden Gesindel auf den Gassen traf. Wäre das Betteln, wie das Stehlen, nicht so etwas gewöhnliches in Italien, so könnte man allein hiervon auf den Verfall der alten Venezia schließen. Doch behält dieser Schluß immer noch seine Richtigkeit, wenn man von dem ganzen Italien redet.

Bey alle dem ist Venedig noch immer eine der lebhaftesten und interessantesten Städte. In einem nicht gar engen Raum sind doch nahe an 150000 Menschen eingeschlossen, die bey dem immer noch beträchtlichen Handel und der Industrie, die sie belebt, ein recht hübsches Gewühl hervorbringen. Es ist ein erfreuender Anblick, so alles geschäftig und thätig anzutreffen, wie man wirklich den Venezia-

ner sieht, von früh morgens bis in die sinkende Nacht. Wo man hinsieht, nichts als geschäftige Hände und Füße; sie mögen nun für den äußern, oder innern Leichnam, oder blos für luftiges und lustiges Vergnügen arbeiten, so geben sie doch immer das lebendige Gefühl der Kraft, das gar was süßes ist. Diese Arbeiter vom ersten Künstler bis zum letzten Altflicker sitzen fast alle nach italiänischer Sitte, in offenen Läden zu ebener Erde, wo sie ihre ganze Wirthschaft und oft auch ihren ganzen Vorrath von Materialien, oder Fabrikaten um sich haben. Haben sie Raum, so setzen sie sich, wenn es ihre Kunst gestattet, auch gern auf die Straße hinaus unter freiem Himmel. Dies giebt oft sehr possierliche und allerliebste Gruppen, besonders wenn heterogene Künstler und Handwerker zusammentreffen. Man arbeitet hier sehr viel in Gold und Silber, und ich habe mich gewundert, wie nach so hungrigen Gästen noch so reiche Vorräthe übrig geblieben sind, als man überall siehet. Aber auch in vielen andern Dingen, die der üppige Mensch nur zu seiner Zierde und Bequemlichkeit braucht, findet man Fabrikanten, und all diese Gegenstände in großer Menge beisammen.

Aber diese Industrie des Italiäners erstreckt sich auf viele andre Gegenstände, und zwar auf eine ganz eigne Art, wie man sie fast nirgends sonst findet. Was dem Fremden sogleich auffällt, sey es

auch blos was ephemerisches, das sollte er immer fest halten, weil es, so unbedeutend und klein es sonst sey, fast immer karakteristisch ist. Am Hafen und an allen Plätzen findet man Wiederhersteller und Altflicker aus allen Klassen. Hat einer einen zerrissenen Schuh, oder Stiefel, so zieht er ihn aus und setzt sich so lange bey diesem hin, bis er fertig ist, reicht auch wohl seine Beine hin, und läßt sich einen Strumpf ausziehen, der unten und oben durchlöchert ist, und sitzt mit nacktem Fuße, bis jener fertig ist. Ich dachte erstlich, ich sollte mich zu Tode lachen, fand es aber endlich doch so ganz unvernünftig nicht, sondern schämte mich mehr, daß ich gemeint hatte, jene sollten sich schämen. Kleine Buben, oder alte Kerle, die nichts besseres wissen, setzen sich an einem bequemen Platze ein Paar Stühle hin, und streichen ihr Messer so lange auf dem Leder, bis sich einer ködern und um 1 — 2 Soldi weniger, als er in den Barbierstuben geben müßte, halb schinden läßt. Vor den Häusern und in den Buden findet man häufig zwey, die sich vor aller Augen lausen. Ich will es immer glauben, daß der aktive Theil auch dieses Geschäft um baare Münze übernimmt; denn was thut der Italiäner nicht um's Geld.

Was nun vollends das große Rad aller menschlichen Dinge betrifft, die Sachen, welche den hungrigen Magen stillen, so erscheint da erst die In-

dustrie in ihrem wahren Glanze. Ich habe nirgends so schöne Buden mit Obst, Grün und allen Arten Früchten gesehen, als in Venedig. Man mögte sagen, selbst in der Anordnung und Ausstellung dieser Dinge verrathe das Volk den Sinn für das Schöne, den man ihm vor andern Völkern beizulegen pflegt. Dies erstreckt sich sogar auf den wirklichen Theil dieses Gegenstandes, auf die großen Buden, wo man Geflügel putzt, und für die großen Garküchen und Gasthäuser um einen billigen Profit überläßt, zum Theil aber auch sogleich aufs Feuer bringt, und den Vorübergehenden auftischt. Alles ist in der äußersten Nettigkeit und Sauberkeit, und die verschiedenen Arten des Linneischen Systems behalten im Tode noch den Sinn des Dekorum, den sie, wie wahre Cäsarn, vielleicht im Leben hatten. Aeußerst komisch war es mir, so einer Schlachtbank vorbeizugehen, und die langen Reihen der Gemordeten zu sehen, über denen auf langen Stangen Puter und Hähne, ob klagend oder fröhlich, weis ich nicht, kollerten und krähten. Ich habe dies in Wien und später in Florenz fast eben so gesehen, aber hier geht es mehr ins Große, und wird mit einer gewissen Methode, man mögte sagen, mit einem gewissen Handwerksbrauch betrieben, und dies kann in einer Stadt nicht anders seyn, wo bey großen Stürmen die Zufuhr leicht einige Tage ausbleiben kann.

Andre Arten Lebensmittel brät und bereitet man auf der Straße, und schneidet ein Stück ab, oder aus, so einer der Vorbeigehenden Lust hat, davon zu kosten. Wo irgend ein Platz ist, da steht sicher einer, oder mehrere, und haben ein Geschirr mit Kastanien, oder Aepfeln und Birnen über dem Feuer. Andre rühren Polenta zu einem harten und gelben Brey über Kohlen und schneiden stückweise aus; noch andre haben lange Flaschenkürbisse, in zwey Hälften zerschnitten, über dem Feuer, und geben dem Liebhaber gleich die ganze Faust voll. Auch der berühmte Theriak Venedigs wird häufig auf offener Straße, besonders am großen Kanal unweit dem Ponte Rialto, bereitet. In den sogenannten Höckerbuden, die man aber wegen ihrer Vielseitigkeit und Vollständigkeit kaum so nennen kann, geht es völlig so her, wie in Triest, doch jetzt nicht mit der Fröhlichkeit.

Eine eigne Art Leute hier sind die Sänger und Schreier, die man auf dem Platz Sankt Marco, Rialto und Rio de' Schiavoni findet. Diese haben ein Stück Papier mit irgend einem abentheuerlichen Bilde gemahlt, oder gestochen, das sich gewöhnlich auf eine weit abentheuerlichere und wunderbarere Geschichte bezieht, die sie mit pathetischen Worten hersagen, oder hersingen, und die Soldi in Empfang nehmen, die ihnen aus Ernst oder Spaß zugeworfen werden. Oft haben sie auch ge-

druck-

druckte Blätter dabey, welche sie für einige Soldi den Zuschauern und Zuhörern feil bieten. Dieser Leute sollen ehedem viel mehr gewesen seyn, und auch dieser Zweig der öffentlichen Unterhaltung soll durch die Umwandelung der Dinge viel gelitten haben. In die Tage meines Aufenthalts fiel auch das Herumtragen der Blättchen, worauf für einen Soldo die Nachricht von Nelsons Siege bey Abukir zu lesen war, und man hörte an allen Ecken: la relazione della sconfitta dell' armata francese per gli Inglesi sotto il commandamento di Nelson.

Alles, alles weis der schlaue Italiäner in Geld zu verwandeln, wofür der ehrliche Teutsche und Schwede nur einen schönen Dank erwarten würde. Es war am letzten Tage meines Aufenthalts in Venedig ein heftiger Sturm aus Nordost, der das Wasser mit Gewalt gegen die Stadt trieb, und machte, daß es zu einer ungewöhnlichen Höhe stieg, in der Mitte des Markusplatzes einige Schuh hoch stand, und auch andre Gegenden unzugänglich machte. Eine Lust war es zu sehen, wie auf dem Markusplatz sogleich 10 bis 12 Leute sich fanden, die Schuh und Strümpfe abwarfen, und für zwey Soldi feine Herren und Damen auf ihre Schultern luden, und von einer Seite zur andern transportirten. Wo der Uebergang schmal war, fanden sich andre mit einem Brette und einigen Steinen ein, und strichen von jedem, der sich ihrer Bequemlich-

keit bedienen wollte, einen Soldo ein. Ich glaube sicher, der eine Kerl, der diesen Fund an der Markuskirche gethan hatte, hat in wenigen Stunden über einen Zechin eingenommen; denn es wimmelte um seine Brücke, und, hätte er drey gehabt, sie wären immer besetzt gewesen. Aber noch eine größere Lust, als diese, war es, wie Leute in Schuhen und Strümpfen bis über die Knöchel im Wasser wadeten, vielleicht, um einige Soldi zu sparen. Auch da ist wieder der Italiäner.

Die Lebensmittel und alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, sind vortrefflich in Venedig. Alles dieses kommt, das wenige von den Inseln abgerechnet, von dem festen Lande aus den reichen Gefilden zwischen Venedig und Padua her, und ist gar nicht theuer, wenn man den Transport und die große und üppige Stadt rechnet. Treffliche und wohlschmeckende Fische mancherley Art und herrliche Austern findet man in Menge, und kann also den Festtagen in ziemlicher Ruhe entgegen sehen, und auf die Frage des Wirths: che comanda? magro o grasso? immer magro sagen, man wird dabey nicht verlieren. Will man die Fische selbst in ihrer lebendigen Mannigfaltigkeit sehen, so gehe man an die Meerseite der Markusbibliothek, wo sie in Menge ausstehen, oder auch an den großen Kanal, wo an einigen Plätzen die Fischer landen. Ich muß gestehen, ich erschrak et-

was vor dem Beywörte: das theure Venedig, was man in Triest gab, und doch bezahlte ich nur halb so viel, als in Triest. Das einzige, was man in Venedig entbehrt, und was die geringe Klasse wohl sehr fühlbar entbehren muß, ist gutes Trinkwasser. Man muß das venezianische durchaus mit Wein mischen, wenn es nur irgend genießbar seyn soll. Das beste Trinkwasser giebt die Insel Murano, und man trägt es häufig zum Verkauf herum.

Die venezianischen Kurtisanen, oder schlechtweg Huren, gehören wahrscheinlich auch zu den Dingen, die die lügenhafte Fama mehr vergrössert hat, als billig, und die, beim Lichte besehen, wie ihr Arsenal und andre Wundersachen, viel von ihrem Ruhm und ihrer Furchtbarkeit verlieren. Ich glaube, die venezianischen Kurtisanen müssen nicht mehr ausgezeichnet werden, als andre in Italien. Daß die Teutschen zu dem Geschäfte nicht gemacht sind, ist eine alte Erfahrung, die der Nation keine Schande macht. Eine schlaue und kluge Italiänerin wird bey wenigern Reitzen durch Kunst und List weit mehr erbeuten und ganz ansehnlichern Fang machen, als jene, und es auch nicht genau nehmen, die unvorsichtigen Kolibris, die in ihr Netz fallen, wie eine ächt surinamische Spinne, bis auf den letzten Blutstropfen auszusaugen. Dies ist der Karakter dieser Gattung, und insofern hat man-

cher Fremdling sicher seine Thorheit hart büßen müssen; denn bey Einheimischen geht es schon so leicht nicht an. Man sieht diese Geschöpfe wenig auf öffentlichen Plätzen und Promenaden, und sie mischen sich nicht unter die gute Gesellschaft, wie in andern Städten. Des Tages leben sie ruhig, und nur gegen die Zeit des Schlafs kommen sie wie ächte Nachtvögel hervor und stellen ihre Netze aus. Gewöhnlich müssen sie mit abgelegenen Straßen, Schlupfwinkeln und schlechten Zimmern sich behelfen. Aber diese und ihre werthe Person putzen und illuminiren sie mit aller möglichen Kunst, legen sich auch wohl hinter durchsichtigen Vorhängen, oder auch, wie sie sind, zur Schau hin an den Fenstern, die sie mit zwey, drey Lichtern erleuchtet haben. Die Besten unter ihnen leben natürlich zierlicher und lustiger, als dieser gewöhnliche Schlag, die Aermern noch kleiner und verzagter. Dies ist am Ende allenthalben dasselbe. In sofern aber mögte es sich ändern, daß sie nun bey dem Einmarsch der Teutschen auch einen freiern Ton annehmen, und nach teutscher Sitte mehr ans Licht kommen. Das will ich ihnen herzlich gern gönnen, wenn sie doch einmal keinen bessern Weg durchs Leben mehr zu finden wissen.

Nicht am Tage muß man Venedig sehen, da hat man nur enge und schmutzige Gassen und alte räucherige Häuser vor Augen, und blos die arbei-

tende, geschäftige, fromme und theils die pflaster-tretende Klasse ist auf den Beinen. Man sieht wenige, ja fast gar keine, Frauenzimmer aus den bessern Klassen, oder ist es auch, so fahren sie in Gondeln, oder eilen auf den Gassen verschleiert, gleich himmlischen Erscheinungen in Wolkendunst, vorbey. Aber die Nacht, wo eigentlich das Scepter des schönen Geschlechts sich erhebt, die Nacht ist auch hier die Zeit ihres Glanzes, und zugleich die Zeit, wo man Venedig wirklich lieb gewinnen kann. Freilich ist die Nacht in den wärmern Klimaten für die meisten Menschen erfreuender, als der Tag, und daher kommt es wohl, daß gewöhnlich ihre besten Freuden und Vergnügungen auf die einbrechende Nacht gestellt sind. Man kann dies vielleicht an keinem Orte besser sehen, als in Venedig, wo alles, was feine und schöne Welt heißt, dann auf Einem Platz zusammen ist, und in liebenswürdiger Unordnung unter einander auf- und abstrudelt. Ich rede vom Markusplatz. Er ist wunderschön von den tausend Lichtern der Casini erleuchtet, die unter den Portiken der Prokuratorien zu beiden Seiten ihn umgeben. Alle diese wimmeln dann von Menschen, Männern und Weibern im bunten Gemisch unter einander, und draußen auf dem Platz selbst zunächst an den Loggien, ist eine Menge Bänke und Sessel hingesetzt, worauf die Spazierenden sich ausruhen, und den Botteghen

Limonade, Gefrornes, Chokolate, Kaffe, Liqueurs und Konfituren abschreien, die sogleich da sind. Unter den Loggien nun und auf dem schönen Platze schwärmt es, wie ein Bienenschwarm, im frohen und lauten Gesumse, und doch so ohne Zank und Händel, als wenn der König als Weiser voran wäre, und es ist eine Freude, so viele frohe, feine und geschmückte Menschen neben einander zu sehen. Hier kann es nicht fehlen, daß dem wundesten Herzen die blutende Brust sich auf einen Augenblick schließe, und die krauseste Stirn sich entrunzle. Hier kann jeder einige Stunden einer angenehmen und gebildeten Gesellschaft ohne Aufwand und Zwang genießen, weil auch die Ersten der Stadt mit ihren Frauen und Töchtern sich nicht schämen, in die niedlichen und eleganten Casinis einzutreten. Man kann diese letztern wie eine zweite Börse ansehen, wo Geschäftsmänner und Fremde fast sicher sind, diejenigen anzutreffen, die sie zu Hause vergebens suchten. Hier liest man die öffentlichen Blätter und Neuigkeiten des Tags und spricht darüber, soviel man darf und sich getraut. Hier ist der Stutzer auf seinem Boden, wo er seine Talente zeigen und Eroberungen und Bekanntschaften machen, oder sich doch anstaunen und bewundern lassen kann. Doch muß ich zu Venedigs Ruhm sagen, daß diese Klasse hier weder sehr zahlreich, noch überall recht bemerkt und geachtet ist. Hier endlich schöpft die

Schöne, die zwischen den väterlichen vier Wänden, oder den schlimmeren des ehelichen Dekorum den langen sauren Tag seufzte, oder höchstens auf den schmutzigen Kanälen in dem Leichenhause der Gondelieri hinfuhr, endlich ein wenig Luft, und darf den sympathetischen Mond und die freundlichen Sterne frey anblicken, auch sich von andern Sternen, die nicht unfreundlicher glänzen, ohne zu erröthen, anschimmern lassen. Doch auch dies ist noch nicht so ganz wahr; denn die meisten, die hier herumwandeln, sind verheirathete Weiber, die schon das Recht, anzugucken und sich angucken zu lassen, mit mehr Freiheit ausüben dürfen. Hier werfen endlich die den Tag unter Akten und in Schreibstuben geschwitzt haben, die Last des Tages von sich, und thun sich gütlich in politischen Gesprächen über die seltsamen Zeiten und den Weltlauf.

Aber nicht blos der Markusplatz ist die Abende bis in die sinkende Nacht voll Jubels und frohen Gewimmels, nein die ganze Gegend von ihm bis zum Ponte Rialto, bietet mir den Anblick einer schönen und erleuchteten Stadt dar. Alle Läden und Buden, oder die sogenannten Mercerie sind offen, und bey hellen Lichtern hat man alles Schönste und Kostbarste und Niedlichste den Augen der Vorübergehenden und der Kunstliebhaber ausgelegt. Dies ist ein bewundernswürdiger Anblick, und man

erstaunt, wenn man den Mercerien der Gold- und Silberarbeiter vorbeigeht, was für reiche Vorräthe von diesen Metallen hier noch sind. Dies ist auch die Zeit, wo Handel getrieben wird, und fast in allen Läden sieht man Menschen. Selbst der Obst- und Fruchthändler illuminirt seine Körbe und Tische, und der Traiteur und Aepfel- und Kastanienbrater stellt die Dinge unter die Nasen, von denen er hofft, daß sie den besten Effekt machen werden. Dies ist die Zeit und dies die Gegend, wann und wo man Venedig sehen muß, wenn sie gefallen soll. Alles Häßliche ist nun bey Seite, und die schmutzigen Arbeiter und die schmutzigen Geschäfte pflegen der Ruhe. Was die Gassen und Häuser unleidliches und ekelhaftes haben, wird nicht bemerkt, da die erleuchteten Gegenstände Augen und Herzen an sich ziehen, und die laute und frohe Menschenmenge einen an nichts anders denken läßt, als was zunächst um einen ist. Dieses Gewimmel ist desto lebendiger und munterer, je enger der Raum ist, der es in sich schließt; denn außer dieser Gegend ist alles todt. Die Straßen sind öde und verlassen und still, und einzelne trübe Lampen erleuchten sie grade genug, daß man die Brücken nicht verfehlt, oder in einen offenen Kanal hineinläuft. Alle Läden sind hier geschlossen, höchstens die Höcker und Fruchthändler und Geflügelputzer, haben die ihrigen offen, und in den Barbierstuben, oder den Casinis

der zweiten und dritten Ordnung sitzen noch einige alte Dickbäuche bey einem trüben Lichtlein, und träumen vor sich hin, oder einzelne Laternen stehen an den Ecken, und warten auf einem verirrten, oder furchtsamen Wandrer, um ihm für einige Soldi zu Hause zu leuchten. Alle übrigen, die das Leben mit Mühseligkeit tragen und durcharbeiten, hält lange der Schlaf gefangen, wenn jene Muntern und Frohen kaum anfangen zu schwärmen.

Theater.

Es giebt hier mehrere Theater und mehrere Gesellschaften, die spielen, und der Fremde hat also das Wählen, wann ihm ein längerer Aufenthalt die Wahl erlaubt. Jetzt war die Gesellschaft, die auf dem Theatro di San Benedetto spielte, die beste, so wie das Theater selbst von denen, die offen sind, das beste ist. Es ist sehr elegant und geschmackvoll und größer, als eines der Wiener, ohne die Ueberladung und den Prunk zu haben, die jene nicht zu ihrem Vortheil auszeichnen. Hier konnte man in den Logen die Blüthe der Schönheiten und Anmuthigkeiten Venedigs sehen, und manche schöne Gestalt und manches funkelnde Aug ist mir begegnet; denn Augen haben die Venezianerinnen und wissen sie auch zu brauchen. Vorzüglich sah ich auf diesem Theater Lodoisca und die Cosa rara spielen. Ich habe in Wien berühmte Opern trefflich spielen und beglei-

ten sehen, aber die Spielenden, selbst wenn sie Italiäner sind, haben dort ihren Himmel und ihr Volk verloren. So wie die Oper ein Kind Italiens ist, so scheint sie auch hier nur recht zu gedeihen, und der Italiäner wie eine Treibpflanze in kältern Ländern seine angebohrne Gewandheit und Lustigkeit zu verlieren. Alle, die ich hier sah, schienen auf dem Theater gebohren, so natürlich und leicht, so ohne Grimasse und Affektation spielten sie das Stück durch; aber auch das Ohr hatte an dem schönsten Gesange seine Rechte, und nicht blos das Auge ward durch Leichtigkeit und Freiheit ergötzt. Das Wiener Ballet fand ich hier nicht wieder. Man zeigte Geschmeidigkeit und Leichtigkeit und Kraft und Stärke bis zur Bewunderung, aber doch waren es keine Künstler, sondern nur Springer. Es fehlt die Seele der Bewegung, die Grazie und Anmuth, die Zartheit und Huld der innigsten Empfindung, der tiefe und stille Sinn, den die Viganos und Casentinis in die Tänze zu bringen wissen.

Das schönste und gröste Theater, il teatro di Venise auf dem Platz San Fantino in der Nachbarschaft unsrer Locanda ist jetzt geschlossen, und wird erst gegen den Anfang der Winterlustbarkeiten eröffnet. Es ist in einem edlen und simpeln Geschmack erst vor einigen Jahren erbaut, und innen

eben so geschmackvoll verziert; wahrscheinlich das letzte öffentliche Werk der Republik.

So also lebt der Venezianer, und so sind seine Vergnügungen, wenn man die gewöhnlichen Konversatorien und andre Gesellschaften, die Lustfahrten nach den Inseln und vor dem Hafen noch dazu rechnet. Dies giebt im Ganzen denn doch ein sehr einförmiges Leben, und wer es liebt, auch einmal die Erde zu betreten und sich auf Blumen und Gras herum zu wälzen, wer Vogelfang und Busch und Wald wünscht, wem das Geschrey der Käufer und Verkäufer, das Wimmern und Jammern der Bettler, das Tosen und Lärmen der Matrosen und Gondelieri, das Krächzen der Trödler, Ausrufer und Bänkelsänger, der Hammer- und Beilschlag und das Feilen der Schmiede und Künstler und wer weis was für Schälle und Töne sein inneres und äußeres Ohr betäubt hat, für den ist Venedig nicht, und der ist zwischen den Lagunen ein Halbtodter. Der Venezianer fühlt dies auch nur gar zu gut; indessen muß die arbeitende und erwerbende Klasse schon aushalten, und es giebt gewiß manchen, der seinen Fuß im Leben nicht aus den Lagunen gesetzt hat. Die Reichen aber und Edlen, die sonst vom Fett des Landes schwelgten, wußten wohl, wie einförmig und langweilig das Leben in einer Stadt ist, wo man nur Wasser und Himmel sieht, und sie bauten sich draußen auf

dem festen Lande die Villen und Landhäuser, woran die Palladios und Sansövinos ihr Genie verschwendet haben. Sie scherzten und spielten in epikuräischen Gärten und Weinbergen, wann der heiße Sommer brütend über den Lagunen und den dampfenden Kanälen stand, und kehrten erst im Winter zu den Freuden des Stadtlebens wieder um. Man sollte denken, die Luft in Venedig müsse sehr ungesund seyn, und zusammen mit dem schlechten Wasser sehr schlechte Folgen hervorbringen. Dies erscheint indessen äußerlich eben nicht sehr, und man trifft hier nicht mehr Bleichsüchtige und Erdfarbige an, als an andern Orten gleicher Größe, die unter dem freiesten Himmel auf dem gesundesten Erdstrich liegen. Doch klagen die vielen Krebssüchtigen und andre, die mit zerfressenen Knochen und schwärenden Gliedern den Leuten unter die Augen treten, die venezianische Luft an. Die Gewohnheit thut freilich sehr viel, und kann endlich ein Batavia unschädlich machen; aber für Fremde ist es hier sicher nicht gesund. Glücklich, wenn sie Anhänger des Brownschen Systems sind, und brav Wein trinken, der sicher ein Präservativ gegen viele Uebel des Geistes und des Körpers ist. Man trinkt hier gewöhnlich rothen Tischwein, der um Padua wächst und recht gut ist. Der beste Paduaner ist vortrefflich, und gehört schon zu den gepriesenen rhätischen Weinen. Außerdem hat man schöne Florentiner

Weine, den weißen und rothen und den Montepulcianer zu billigen Preisen, auch französische Weine, die aber nicht die besten und jetzt sehr theuer sind.

Die Polizey wird hier sehr gerühmt, und sie kann sich unter dem österreichischen Zepter unmöglich verschlimmern. Man hört fast nie von Unordnungen und Excessen, und eben so wenig von blutigen Dolchen, die man im Auslande immer als Schreckbilder und Gespenster hinstellt, und die in Italien, gottlob! so häufig nicht sind, als das tolle und blinde Gerücht sie macht. Wie das heiße Blut des Südländers überall kochender und sprudelnder und bey dem Italiäner desto schlimmer ist, jemehr er seine Heftigkeit und Munterkeit unter einem gewissen Ernst und Wohlanständigkeit von Jugend auf fesseln lernt, die der eben so lebendige, als aufrichtige Franzose eine Betise nennt; so ist es auch natürlich, daß diese erstickte Flamme zuweilen ausbreche, und daß blutige Rache den Feind und Beleidiger verfolge; man hat also auch Ursache sich vor Händeln zu hüten. Aber hat man diese nicht, läßt man sich nicht mit Spielern und Raufbolden und gefährlichen Nymphen ein, so kann man in Venedig sicher gehen bey Tage und bey Nacht. Dieses wird gewiß noch mehr der Fall seyn, wenn die Teutschen im Besitz dieser Stadt bleiben, so wie man dieses in den Städten der Lombardei be-

merkt haben will, die lange unter österreichischen Scepter gestanden haben. Man ruft hier so alle Augenblicke dem Fremden zu: non è più questo ch'era; e tutt'un altra maniera di viver a Venezia. Mir fiel es selbst wirklich auf, als ich hier ankam, des Abends nicht mehr Lärm und Jubel am Hafen und auf dem Markusplatze zu finden, da hier doch immer noch ein beträchtlicher Handel und so ein munteres Gewühl ist. Ich fand es ja in dem kleinen Triest ganz anders. Dies ist auch vor einigen Jahren so gewesen, aber zuerst die Revolutionszeit der Franzosen, dann der Einmarsch der stilleren Teutschen haben natürlich eine große Veränderung hervorgebracht. Vormals ist die Abende bis in die späte Nacht ein Geschrey und Getümmel der muntern Jugend auf dem Markusplatze, und in allen besuchten Gegenden der Stadt gewesen; Bänkelsänger haben sich unter die zahlreiche Versammlung der Spazierenden und Sitzenden gemischt, und ihre Mord- und Wundergeschichten abgesungen; Banden von Musikanten oder einzelne Instrumente sind umgezogen, und haben zur Ergötzung der Menge aufgespielt, und so ist es sonst die ganzen Sommernächte durch gegangen. Jeder, der eine Anlage und Ader in sich gefühlt hat, eine öffentliche Person spielen zu können, hat sein Talent zum allgemeinen Besten hergegeben, und es immer recht gut verzinset. Dies alles hat mit dem

Patriciat bestanden, weil die Herren immer ihre Spione drunter hatten, die schon wußten, wenn es Zeit war, diesem, oder jenem die Maulschrauben anzulegen, und diejenigen sogleich ausmerzten, welche die Heerde räudig machen konnten. Es ist wirklich Schade, daß solche an sich unschuldige Freuden der niedern Klasse beschnitten werden, die überdem so wenig vom menschlichen Leben hat; noch mehr aber findet man dies traurig, wenn grade diese Art sich zu freuen, im Karakter des Volkes liegt und des Landes, das es bewohnt. So verliert jedes besiegte Volk unersetzlich durch Fremde, weil mit vielem Gleichgültigen manches andre zerstört und unterdrückt wird, was auf das zarteste und innigste mit seinem natürlichsten und heiligsten Leben verwebt ist. Aber auf einer andern Seite kann man es dem neuen Regenten doch auch nicht verargen, wenn er äußerst auf seiner Hut ist und alles verhindert, was das Volk zusammenbringen kann. Venedig hat durch diese Veränderung sicher so viel nicht verloren, wenn ein Volk nicht alles verliert, das aufhört ein Staat zu seyn. Aber es ist doch sehr natürlich, daß Mistrauen mit ihrer ganzen Lage in allen Herzen mehr, oder weniger sich rege, so natürlich, daß es unter der mildesten und besten Regierung nicht anders seyn würde. Dies weis Oestreich wohl und fühlt es. Darum ist alles was teutsch ist, so auf seiner Hut, und findet

sich wohl berechtigt, sein Mistrauen gegen den Italiäner noch höher zu spannen. Denn die Unzufriedenheit der Meisten mit ihrer jetzigen Lage, selbst ihre Verachtung der Teutschen und ihr heimlicher Groll gegen das Militair ist nicht blos stumm, sondern offenbart sich ziemlich laut und unverhohlen. Viele sind wüthende Demokraten, die freilich durchaus toll seyn mußten, da sie eben nur von den Ketten des Aristokratismus losgemacht wurden. Andre wünschen freilich nicht die alte Verfassung, aber doch eine eigne; die Großen säßen gerne wieder auf goldnen Stühlen. Alle endlich hegen wohl den natürlichen Wunsch, in welcher Lage der Dinge es auch sey, wieder ein eignes Volk auszumachen. Manche Vernünftigere freilich, die diese Unmöglichkeit sehen, dienen der Nothwendigkeit und sind mit ihrem Zustande zufrieden, weil sie müssen und weil sie in dem großen Lauf der Dinge keinen bessern sehen. Es ist ein sehr unbehagliches Gefühl, das selbst dem Fremden sich mittheilt, so eine Menge Menschen in einer Art von Gewitterschwüle zu sehen, wo das Wetter immer bereit ist, zuzuschlagen, wenn nur ein Luftstrom kommt, so es zieht. Dies ist hier offenbar der Fall, und man kann es aus allen Gesichtern lesen, und aus den Gruppen in den Kaffehäusern, die jede für sich flüstern und murmeln und sich unter einander nicht berühren. Man sieht hier auch noch die Reliquien des alten

re-

republikanischen Militärs, die eben keinen hohen Begriff davon zu geben im Stande sind. Die Officiere sind meist verabschiedet und haben Pension, sie gehen mit mächtigen Säbeln bey Schuhen und Strümpfen und mit gewaltigen galonirten Hüten einher, zum Theil wie rechte Lumps, und man sieht wenige, die nicht die Züge des gemeinen Trotzes trügen, besonders wenn sie einem Oesterreicher begegnen. Es sind hier in allem drey der besten Oesterreichischen Regimenter, die etwa 10000 Mann ausmachen. Es sind schöne Leute, allein das Misvergnügen leuchtet aus ihren niedergeschlagenen Mienen hervor, und spricht laut aus ihrem Munde. Sie wissen es nur zu gut, daß Italien auch ohne Schlachten das Grab der Teutschen ist, so wie die Indien der Holländer und Engländer, und alle sehnen sich nach dem lieben Vaterlande zurück. „Ja „wenn wir nur Krieg hätten, sprechen sie, und es „ginge ins Feld, das wäre uns lieber, als hier „wie die Fische im Wasser zu schwimmen und zu „verhungern. Alles ist theuer und selbst das Wasser schlecht; die Einwohner hassen uns, geben uns „das Schlechteste, und es ist ihnen eine rechte „Freude, den Teutschen zu betrügen. Von jedem „Regiment liegen 3 bis 400 Mann krank in den „Spitälern, und die bravsten Kerls welken so ungebraucht in diesen verfluchten Pfützen hin, die „ärger sind, als die Mantuaner.“ So war nur

Eine Klage, die leider nur zu sehr gegründet ist. Da diese Truppen in der Stadt selbst keinen Raum haben, so werden sie gewöhnlich nach Lido überschifft, um dort zu exerciren; Kompagnieweise suchen sie dies auch hie und da auf den einzelnen kleinen Plätzen der Stadt möglich zu machen. Die Officiere, die ich hier sah, halten sich in allem viel netter und eleganter, als die Wiener. Vermuthlich treibt sie ein löblicher Ehrgeiz, mit den weiland Italiänern nicht in Eine Klasse gesetzt zu werden.

Der Glockenthurm.

Ich habe des Glockenthurms von Sankt Markus schon bey Beschreibung des großen Platzes erwähnt, und will ihn nun in seinen eignen wahren Verdiensten preisen und verherrlichen. Will man nemlich einen großen und schönen Ueberblick der Stadt und der ganzen Gegend haben, so muß man ihn besteigen. Er ist immer offen, und man giebt dem Thürmer unten ein Paar Lire, so macht er auf. Es geht ohne Treppen und Stuffen, immer einen sanften Hügel hinan, der sich wie eine Schnecke windet, bis sich endlich das Licht des Himmels und der Erde mit Einem großen Anblick eröffnen, weil man vorher in einem schauerlichen Helldunkel hinaufgetappt ist. Man hat unter sich den Markusplatz, den Pallast des Doge, die Prokuratorien, die Bibliothek und den Hafen, im Osten

das Meer und die Inseln mit den Kastellen, Kirchen und Klöstern, den Segeln und Wimpeln nah und fern, und all dem Leben der Gondeln, Barken und Böte zwischen hier und der Stadt. Sieht man südwestlich, so erscheint die meerumflossene Stadt mit dem Arsenal, den Türmen der Kirchen, dem großen Kanal und Ponte Rialto, und der Menge Palläste mit den Durchschnitten der Wasser und Kanäle, die wirklich einen einzigen Anblick gewähren. Alles Kleine, alles Alte und Häßliche verschwindet nun, und man sieht nur das Ganze. Die Stadt erscheint nicht groß, und ist es auch wirklich nicht für die Menge ihrer Bewohner. Sie kömmt einem wie ein Ameisenhaufen vor, wenn man rund umher alle die kleinen Fahrzeuge und Böte sieht, welche ab- und zusegeln, oder rudern, und das Tosen von unten herauf an diesem lebendigsten Platze erregt wieder das große Bild des geschäftigen Lebens. Im Westen sieht man die schönen Weiden und Ebenen, die bis an die dämmernden Berge von Padua hinlaufen, und sehnt sich hinaus in den freien Raum der mütterlichen Erde. Diesen Thurm muß kein Fremder unerstiegen lassen, wenn er ein lebendiges Bild der Stadt haben will. Friedrich August, der Starke, König von Pohlen, ist diesen Thurm hinauf und hinab geritten, wie man erzählt; eben keines der schwersten Stücke, die er gemacht hat.

Reise von Venedig nach Florenz.

Weil in der Lombardei durch die Plünderungen und Wegschleppungen nach Frankreich nicht viel für mich aushing, überdem das Reisen auch beides wegen französischen und österreichischen Argwohns sehr unangenehm war, so beschloß ich, erst nach dem schönen Florenz zu gehen, mich dort im italischen Leben fest zu setzen, und so meinen Faden nach einigen Monaten, nach den übrigen merkwürdigsten Orten, weiter auszuspinnen. Dies alles ist mir nun freilich durch die leidigen Umstände sehr verdorben. Bald nach meiner Ankunft kamen die römischneapolitanischfranzösischen Händel, und sperrten mir Rom und Neapel. Die Lombardei, Mantua, Mailand, Parma, Turin sah ich nur wie auf der Flucht, und der drohende Krieg jagte mich in das südliche Frankreich. Was ich nun gesehen und erfahren habe, von dem ich glaube, daß es den Geist der Zeit, den Karakter der italischen Nation, ihr äußeres Leben und den Einfluß des südlichern Himmels schildern, und manches schneidend und scharf von allem Nördlichen auszeichne; was ich endlich meine, daß es menschlich auch menschlichen Herzen gefallen könne, das werde ich in diese kleinen Bruchstücke meines halbjährigen italischen Lebens aufnehmen, und will, wenn jemand nach einem gewissen Plan fragt, ihn hiemit noch

einmal auf meine Vorrede zum Wiener Leben gewiesen haben.

Weil die Reisen im Venezianischen zu Lande mit der Post äußerst theuer sind, und ich keinen Gesellen für die Hälfte der Kosten finden konnte, so bestellte ich mir einen Platz bey dem öffentlichen Boten, oder corriere und procaccio von Bologna, um mit ihm bald zu Bote, bald zu Lande nach Ferrara zu gehen. Wir stießen den 6. Oktober des Morgens um 3 Uhr von rio de' carbonai am großen Kanal vom Lande und schwammen in der schönen Sternennacht unter frohem Geschwätz über die Lagunen hin, jenes flache und seichte Meer, welches Venedig und seine Inseln vom festen Lande trennt. Mit dem dämmernden Morgen kamen wir an Malamocco, einem Dorfe, das in einer langen Häuserreihe flach am Meere hinläuft. Länger noch liegt Palestrina, welches man ein unendliches Dorf nennen kann; doch liegen die Häuser meistens einzeln. So streicht man zwischen den Lagunen und diesen wenig lieblichen Gestaden hin, und gelangt an das nette Städtchen Chioggia, berühmt durch den harten Kampf mit Genua, wo Venedig durch Standhaftigkeit edler siegte, als es vor einigen Jahren durch Schwäche fiel. Gegen 9 Uhr waren wir am Porto di Brondolo, wo die Lagunen ihr Ende haben, und die weitere Schiffung auf Kanälen und der Etsch und dem Po bis Ferrara veranstaltet

wird. Wir kamen von hier bald auf die Etsch, wo wir einige Stunden, von Pferden nach Art guter Treckschuiten gezogen, landeinwärts fuhren. Von hier kamen wir links in einen Kanal, von dem ich nichts merkwürdiges weiß, als daß er eine gute Herberge an seinem Ende hatte, wo wir uns ein treffliches Mittagsmahl um zwey Uhr Nachmittag schmecken ließen. Zuletzt führt die Cavanella, ein Mittelding von Fluß und Kanal, in den Po. Nahe am Po mußten wir Halt machen, um unsre Pässe von dem österreichischen Posten visitiren zu lassen. Dies hielt uns lange auf, weil der kroatische Officier, der dort stand, nicht recht italiänisch und auch das Teutsche nicht recht verstand; doch machte ich den Dolmetscher und half ihm expediren. So zogen mir langsam ein drey Stunden stroman auf dem Po, wo wir auf dem linken Ufer, cisalpinischen Gebiets, bey einer französischen Postirung anlegen mußten. Hier ward alles in eine andre Barke ausgeladen, und die venezianische Mannschaft und Barke zogen wieder zurück. Die Sonne ging darüber unter. Wir lagerten uns unter Ulmen und Weintrauben bey einem ärmlichen Häuschen, aßen Trauben und Granatäpfel, die uns die freundliche Bäuerin verkaufte, und schifften nach anderthalb Stunden Rast wieder ein. Ein sternenheller und lieblicher Abend krönte den schönen Tag, mächtig rauschte der gewaltige Strom

hinter uns fort, und immer reitzender spiegelten sich seine Ufer in ihm, die mit waldigten und buschigten Krümmungen, Büschen, Weiden und lustigen Inseln wechselten. Ich saß nach unsrer Abendtafel mit einem lieben Türken bis an Mitternacht auf dem Verdecke, und legte mich dann zu den Uebrigen in der Kajüte auf Matratzen.

Doch nun ein wenig zurück, um Land und Leute etwas näher in hohen Augenschein zu nehmen, und so die Geschichte dieses Tages zu schliessen. Die Gegend um die Kanäle, welche die Etsch und den Po mit einander verbinden, und um die Ströme selbst ist äußerst flach und zum Theil sumpfig, herrliches Weide- und Kornland. Braves Vieh sah ich hie und da, aber bebaut schien es mir wenig, und viele Ebnen waren so mit Disteln und hohem Grase bewachsen, als führen wir durch eine der Südseeinseln. Die Ufer der Flüsse waren mit Pappeln und Weiden bedeckt, auch sah man zuweilen einige Ulmen mit ihren Reben. Dörfer sieht man wenige, sondern fast immer nur einzelne Wohnungen, welche zum Theil äußerst ärmlich aussehen, und meist ohne Fenster sind, deren Stellen hölzerne Läden ersetzen. Hievon nehme ich die Zoll- und Schleusenhäuser nebst den Wirthshäusern aus, die fast durchgehends nett und stattlich sind. Doch hat man weiter im Hintergrunde bessere Wohnungen und hübsche kleine Meiereien. Manche

der kleinen Wirthschaften an den Strömen und Wassern sind auch recht elysisch. So lag ich den Nachmittag am cisalpinischen Ufer des Po unter phantontischen Pappeln bey einem allerliebsten Gehöfte unter Rebenumschlungenen Ulmen und mächtigen Mais- und Sagginasstauden. Im Ganzen doch scheint die schöne fruchtbare Gegend öde, und ihre Bewohner in elenden Umständen zu seyn. Dies schließt man ziemlich sicher aus dem Kleide, und es war heute doch Festtag, und alles ging und kam zu uns aus den Kirchen. Zum Theil mag diese Unangebautheit auch von den Ueberschwemmungen und Durchbrüchen herrühren, welche der Strom zuweilen macht, und wodurch manche Strecken für einige Zeit wieder in einen Sumpf verwandelt werden. Dies macht die Sicherheit und den Ertrag dieser niedrigen Felder dann natürlich zweifelhaft. Man hat den Fluß an den niedrigen Stellen häufig mit Wällen und Dämmen eingeengt, besonders am linken Ufer umher nach Ferrara hin, wo er oft über das flache, sumpfige Land sich verwüstend ergossen hat. Wir hatten am Ufer der Kanäle und Ströme fast immer Gesellschaft, zu beiden Seiten die kaiserlichen und französischen Postirungen, und italiänische Reiter auf Maulthieren und Eselein und kleine Wagen. Der Bauer fährt meist mit Ochsen, die ganz den Schlag und die Silberfarbe der ungrischen haben. Auch seine Wagen

sind noch die gementia plaustra der Alten; breite Ueberlagen von Leitern auf den langen Schulterbäumen der Axen, um die sehr kurze, entsetzlich stöhnende Räder laufen. Ihre Wohnungen sind meistens mit Stroh, wenige mit Ziegeln kümmerlich bedeckt, und auch hierin sind diese Gegenden den ungrischen zwischen Presburg und Pest an der Donau ähnlich. Die Männer gehen größtentheils in weiten Hosen, wollenen Strümpfen, blauen und grauen, einer schlechten Jacke und noch schlechterem Filz, oder Strohhut, die Weiber im kurzen zusammengefalteten Rocke und Jüpchen, doch meist mit geflochtenem Haar und Filzhüten mit breiten Rändern, wie unsre herumspielenden Cither- und Bänkelsängerinnen. Die Männer sind ein robustes Geschlecht, aber stumm und grämlich von Ansehen, die Weiber sehen eben so finster aus und sind häßlich und gelb.

Die Gesellschaft bestand aus dem Korriere, einem ehrlichen, aber freudenlosen Gesellen, und aus zwey Kaufleuten mit ihren Weibern; zu diesen fand sich um Mittag aus noch ein türkischer Unterthan Panajo Doxa, auch ein Kaufmann. Dies war bis Ferrara die bleibende Gesellschaft, andre gingen und kamen wie Schatten. Es waren alle muntre Leute und gaben durch die Kontraste viel Lust. Der Demokrat hatte eine Aristokratin und der Aristokrat eine Demokratin am Halse. Dies gab zu muntern

Gesprächen und kleinen Zänkereien Anlaß. Der ehrliche und gelassene Aristokrat hatte ein feines und kluges Weib, mit einer schönen Stirn und ein Paar brennenden blauen Augen, die ihr Feuer und ihre Heftigkeit unter dem Ernst der Sitte und Wohlanständigkeit zu verbergen wußte, aus welchen ein vernünftiges Weib nie leicht tritt. Nur wenn es auf politische Materien kam, diesen Stein des Anstoßes für so manche gescheute Leute, konnte sie sich nicht halten, sondern fing an mit feuriger Zunge und mit Händen und Füßen zu sprechen. Sie verhehlte es nicht, daß die Franzosen ihr in Vizenza gefallen hatten; besonders ward sie lebendig, wenn sie auf ihre Bälle und Tänze, auf ihre Gewandtheit, und jene kleinen Galanterien zu sprechen kam, die doch den meisten Weibern an den Männern immer das Erste dünken: o come ballono! ma i Tedeschi — Die kleine Aristokratin war noch jünger und hübscher, aber ein bellendes Wesen, voll Launen und Tücke, selbst bei'm Scherz, und daben sang sie ihr Italiänisches unausstehlich ab. Ihr Mann, ein kleiner muntrer Kerl, hatte ein halbes Jahr in Toulon auf einem Komptoir gestanden, und warf immer mit französischen Floskeln um sich, und mit einigen stärkern der Freiheitssöhne. Kaum hatten wir den Fuß auf cisalpinischen Boden, so steckte er mit großem Jubel und mit einem: Vive la liberté! à bas les tyrans! seine Kokarde an, und

trat mit einer Patzigkeit einher, als sey er durch dieses Zeichen mit einem Male ein Herr der Welt geworden. Zu diesen fand sich nun der cittadino ottomanno Panajo, ein Mann, der an Stattlichkeit des Körpers, Vernunft und Menschengefühl uns alle hinter sich zurückließ. Er gab sich für einen kroatischen Griechen aus, und so waren auch seine Pässe gestellt, aber sicher war er ein ächter Muselmann; ein Mann von 36 Jahren, groß und nervig, aber schlank, mit einer schönen weißen Stirn, schwarzen funkelnden Augen, einem Mannesbart, mit türkischem Turban und auch im Uebrigen türkisch gekleidet. Er konnte es drinnen wegen des Weibergeschnatters nicht aushalten, und saß meistens vorn, oder auf dem Verdecke, wo ich als ein Freund von Himmel, Erde und Meer und dem, was drinnen und darauf ist, gewöhnlich auch zu finden war. So machte er sich denn an mich und machte Glossen über die Weiber, die herrliche neue Republik und ihre Bewohner, und so kamen wir in die höhere politische Sphäre, und endlich auf Gustav den Dritten von Schweden, dessen großer Freund er war. Dies ward sein Shiboleth, und ich mußte ihm nun von seinen ehemaligen Alliirten, den Schweden, erzählen, wobey er sie ungeheuer lobte und gestand, er habe im letzten Kriege manche wackre Officiere in Konstantinopel gesehen. Er aß mit uns, bettete sich aber apart, um mit den

Weibern nichts zu thun zu haben, und ich wollte, ich hätte es auch gethan. Gegen Mitternacht nemlich ordneten wir unsre Säcke und Mäntel und Decken wieder zu einem Lager, und legten unser Haupt zum Schlummer. Aber nun fing die kleine Aristokratin Händel an, und jagte erst die Demokratin fort, welche ihr Lager verließ, und sich unten neben ihrem Mann an einer schlechtern, aber ruhigern Stelle ein Plätzchen suchte. Aber dies war noch nicht genug. Sie brummte und rührte so lange hin und her, bis sie auch den zweiten demokratischen Flügel in die Flucht schlug, und ihr Mann das Weite suchte, und sich verdrießlich draußen hinter dem Muselmann auf einen Sack bettete. Nun ärgerte sich das kleine beissige Thierchen, daß sie keinen mehr fand, mit welchem sie poltern und keifen konnte. Indessen hatte sie keine Ruhe auf ihrem schönen Bette, sondern machte sich auf und legte sich hinter meinem Kopfe auf die Bank, wo sie eine halbe Stunde still lag, und dann wieder mit Händen und Füßen anfing sich zu rühren, so daß sie mit ihren unlieblichen Füßen oft den Thurm meiner Mütze berührte. Dies hätte auf allerley Gedanken bringen können; doch sie war davon frey und all dieser Spektakel ihr natürlich. Ich konnte dem Ungewitter doch nicht entgehen. Sie wälzte sich so lange um, bis sie von der Bank fiel, und in der Stellung der Thümmelschen

Margot über mir stand; doch fiel es mir nicht ein, das kleine Körperchen zu umschließen. Vielmehr lachte ich und die andern, von diesem Poltern erweckt, überlaut; sie brummte und schrie über ihren Mann, der aber keine Lust hatte, zu kommen. Endlich des Thorenspiels überdrüßig machte sie sich fort und setzte sich hinter uns auf einen Sack, wo sie des Morgens noch mit genicktem Kopfe schlief.

Wir waren noch immer auf dem Po, als wir den 2ten Tag unsrer Reise, den 7ten Oktober, erwachten. Ich machte mich heraus aus unsrer Kajüte, und fand den Ottomannen schon auf und sein Pfeifchen auf dem Verdecke rauchend. Gegen 8 Uhr kamen wir zu la'l Ponte an, einem niedlichen Städtchen am Po, wo ein Hauptzoll der cisalpinischen Republik ist, und viele Schiffe und Barken lagen. Auch wir mußten hier anlanden, um unsre Waaren nach einem Kanal, etwa 100 Schritte weit, transportiren zu lassen, welcher grade nach Ferrara führt. Man wagt es nemlich nicht, die Kanäle hier sogleich aus dem Po ins Land zu führen, weil er bey reichern Wassern sie leicht ausreißen, und die Ebnen überschwemmen könnte. Dies hielt uns über zwey Stunden auf, wir nahmen also etwas Chokolate und Früchte zum Frühstück, und kauften die republikanische Kokarde, die sogleich angesteckt ward. Ich mußte mit dem Türken zu einem Handelsfreund, wo gut gezecht ward. Endlich nahmen wir uns

ein Fuhrwerk, weil uns das Zögern des Einladens misfiel. Da hielten eine Menge parat mit einem: Cittadino, comanda una sedia per Ferrara, per Bologna? Dies comanda entging der Satire meines Gesellen nicht, so wie der mächtige Freiheitsbaum, der unweit dem Kanal vor der schönen Pappelallee stand, und um den ein Nationalgardist mit mächtigem Säbel und zerfetztem Rocke schildwachestehend herum spazierte. Wir rollten die schöne Pappelallee entlang, immer durch ebnes und zum Theil sumpfiges Gefilde nach Ferrara, das etwa drey viertel Meilen vom Ponte entfernt liegt. Welche sonderbare Gefühle schwellten diese Brust, als ich dem Thore näher kam, wodurch einst Helden zogen, und die grösten Geister Italiens aus und ein gingen. Ach! jetzt ist alles umher so öde und drinnen so todt, und nur die 1500 Franzosen in der Festung und an den Thoren geben einiges Gewimmel, was aber doch kein fröhliches ist. Wir nahmen im Wirthshause zum Mohren Quartier, bezahlten dem Corriere 1½ Zechinen für Reise und zwey Mahlzeiten, und sahen von der Gesellschaft keinen wieder, weil diese nach einigen Stunden schon nach Bologna abging.

Die Böte, worin man diese ländlichen Kanal- und Stromfahrten macht, sind ganz im Geschmack der holländischen Treckschuiten gebaut, flach und breit, mit einem Kasten in der Mitte, worin man

bequem auf Bänken sitzen, und ungebückt umhergehen kann. Zu den Seiten sind kleine nette Fenster, und Tische werden für die abendlichen Mahlzeiten hingesetzt und wieder weggeräumt, sobald zum Nachtlager die Zurüstungen gemacht werden, wozu der Schiffer, oder Procaccio sich weiche und bequeme Matratzen hält. Wie oft dachte ich an die komische Beschreibung der horazischen Kanalfahrt mit Mäcenas. O es ist doch noch vieles vom alten Latium übrig, und noch jetzt hat kein Land so gute Straßen und Kanäle für die innere Kommunikation der verschiedenen Provinzen.

Ferrara.

Ferrara ward nun mit dem wackern Muselmanne die Kreuz und Queer durchstrichen, und er hörte hier vielleicht zum ersten Male Tasso und Ariost nennen. Die Stadt hat von außen und hie und da von innen ein stattliches Ansehen, und einen weiten Umfang, der in den schönen Zeiten der Herkules und Alfonse von Ferrara nahe an 100000 Menschen und die Blüthe des Witzes und der Dichtkunst enthielt. Diese Zeit ist vorbey. Seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts, wo es nach Alfons des 2ten Tode wieder unter die päbstliche Herrschaft fiel, ist Land und Stadt sichtbar verödet und entvölkert, wo damals Villen und fruchtbare Felder waren, sieht man jetzt Rohr und Sümpfe; die Kanäle sind verstopft, der kleine Fluß Reno hat die

schönsten Gefilde zu ungesunden Morästen, und die Plackereien und Vernachläßigungen der geistlichen Statthalter haben die blühende Stadt in eine Wüste verwandelt. Die neuern Revolutionen haben das Maaß des Elends voll gemacht, und kaum zählt man 20000 Menschen in Ferrara. Was noch von Gemählden, Kunstwerken und Schnurrigkeiten in den Kirchen, Spitälern und Pallästen war, auch das ist nun verdorben und verschleppt, und alles also Denkmal der Vergänglichkeit.

Einige geben dem ältern Theil des jetzigen Ferrara einen gleichen Ursprung mit Venedig, indem sie meinen, bei Attilas zerstörenden Einfällen um 450 in die Provinzen Venetien und Ligurien (die jetzige Lombardei) hätten sich mehrere geflüchtete Einwohner aus Aquileja, Verona, Padua, auch in diese jenseitigen Sümpfe und Wälder des Po geflüchtet, und aus ihrem Zusammenfluß sey Ferrara entstanden. Der schönere Theil der Stadt datirt seine Entstehung von Herkules dem Zweiten. In diesem sind manche schöne Palläste und Häuser und die prächtige Straße Sankt Benedikt, die an 3000 Schritte von Süden nach Norden läuft, und von einer stattlichen Straße, die auch zwey Thore zeigt, durchschnitten wird. Im Südwesten liegt die Festung, oder Citadelle, die durch die glorreiche Vertheidigung Alexanders so berühmt ward. Auch sie war mit den übrigen Herrlichkeiten ver-

altet,

altet, nun aber haben die Franzosen wieder ein wenig aufgewühlt. Sie ist rings mit Wasser und Sumpf umgeben, und mit mächtigen Pappeln eingefaßt. Man hat von ihr eine unermeßliche Aussicht auf Ebne und Sümpfe, leider auf wenige Menschenwohnungen. Nach allen Traditionen soll der Po ehedem dicht an Ferrara geflossen haben, von welchem er nur eine halbe Meile entfernt ist.

War Ferrara im 15ten und 16ten Jahrhunderte durch seine Fürsten groß, so ist es noch berühmter durch die beiden größten Dichter des 16ten Jahrhunderts, durch Ariost und Tasso geworden, welche diese mit mehrern großen Geistern in ihren Mauern beherbergten. Dieses Blüthenalter Ferraras fiel leider in die Zeit der letzten Freiheit Italiens. Unter dem Joch der Spanier und Teutschen hat das genievollste Volk alle Kühnheit und Kraft verloren, und manche kennen es jetzt nur durch Kastraten und Banditen, und richten es nach seinen Arien und Dolchen. O wenn es Eins wäre, welche Rolle könnte es auch jetzt noch spielen? Mit diesen ernsten Gedanken, worin vielleicht der meines zerrissenen und verrathenen Vaterlandes sich mischte, wandelte ich noch ernsthafter unter diesen Denkmälern des letzten italischen Heldenalters. Man zeigte mir ein kleines fast zerbröckeltes Häuschen, an dessen Wände einst Ariost die Verse geschrieben haben soll:

„Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia,
sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus."

Man erzählte noch viel von einem Stuhle, worauf er einst in himmlischer Begeisterung gesessen haben soll, aber wo er nun hingekommen sey, wußte niemand. So heiligen die Engländer den Lehnstuhl Shakespeares zu Strafford. Wohl dem Volke, das solche Dinge als heilige Reliquien ehrt. Der Teutsche lächelt über solche Kindereien und vergißt. Selbst das Grabmal dieses lieblichen Sängers in der Kirche Sankt Benedikt ist nun geschändet. Einer seiner Urenkel ließ es ihm 1612, beinahe 80 Jahr nach seinem Tode, mit einer stattlichen Inschrift setzen. Die Franzosen haben aus der Kirche ein Magazin und Lazareth gemacht, und auch dieses Denkmal gröblich beschädigt.

Wenn Ariost bitter über seine gezwungene Lage und über das Hof- und Staatsleben klagt, das für das freie Spinnen und Würken eines Künstlerlebens nicht paßte, so hatte Tasso, der 50 Jahre später unter Alfons dem zweiten, dem letzten Herzog von Ferrara, hier lebte, ein weit traurigeres Schicksal. Er verfiel wegen einer unglücklichen Liebe, wie man meint, mit Eleonore, der Schwester des Herzogs, in tiefe Schwermuth, ward von Alfons wie ein Verrückter (oder Verbrecher) behandelt, und saß 7 Jahre im Hospital Sankt Anna

gefangen. Mit inniger Rührung stand ich einige Minuten zwischen diesen heiligen Mauern. Er kam endlich auf Fürbitten vieler Fürsten und Großen los und ging nach Rom, wo er aber gleich nach seiner Ankunft 1595 im 51sten Jahre seines Alters starb. Mehrere Städte stritten sich homerisch um seinen Lebensursprung, siehe da graute ein Lorbeer aus dem Häuschen zu Sorrento, wo er seine Jugend durchspielt hatte, und erklärte dieses lieblichste Städtchen Kampaniens für seine Wiege. Süße Fabel, du bist doch des Volkes würdig, das dem Virgil noch ein Grab aufsucht, und in Florenz die Häuser bemahlt, worin Dante, Vespucci und Galilei gelebt haben sollen.

Mit einer Art Entzücken spricht jeder lumpigste Einwohner der Stadt die Namen dieser großen Genien aus, und vergißt es einen Augenblick, wie nun das Vaterland an Glück und Ehre so ganz arm ist. Gern legt jeder eine gewisse Artigkeit und Feinheit im Betragen und in der Sprache dem Zeitalter der Alfonse und Hippoliten bey, und dem Einfluß des Hofes, den sie hielten und der Ritter und Künstler, die sie an diesem kleinen Hofe versammelten. Und ist dies dann so nichtig? So ein Geist des Schönen und Guten wirkt langsam fort im stillen Gang der Zeit; sollte er denn schnell wieder untergehen? Woher ist Florenz und das toskanische Volk vor ihren Schwestern in dieser Hin-

sicht so liebenswürdig und groß geworden? In der That selbst diese Ferraresen, die so lange als Sklaven behandelt, die auf Nichts in Ehre und Wohlstand herunter gebracht sind, selbst die Ferraresen des heutigen Tages zeichnen sich doch durch eine gewisse Urbanität und Bescheidenheit aus, die man rings um und auch in Bologna nicht findet.

Man sieht in dieser verödeten und verlassenen Stadt jetzt fast nichts als Armuth und Unmuth. So ist es freilich wohl schon länger gewesen, allein die neuere Revolution hat die letzten Reichen und Großen weggejagt, und dafür sind 1500 Franzosen eingezogen, die selbst auf fremde Kosten leben wollen. So wie der Bürger trostlos, so sieht der Bauer zerlumpt aus, und allgemeines Misvergnügen und Trauer sitzt auf allen Gesichtern, selbst auf denen, die nicht mehr an die Blitze des Vatikans, noch an die Gräber Petri und Pauli in Rom glauben. Alles hat man angegriffen, nicht blos, Nonnen und Mönche zum Pfluge und zur Spindel zu weisen, sondern selbst Armenhäuser und Hospitäler sind geplündert, und doch macht die furchtbare Zeit täglich mehr Dürftige und Krüppel. Die Franzosen, welche hier liegen, sollen übrigens gute Disciplin halten, und das kann man ihren netten Aeußern, ihren schönen Menschen und Pferden, die alle gut gekleidet und gefüttert sind, wohl zutrauen. Was übrigens den galanten Karakter die-

ses muntern Volks betrifft, so hat es den bey der neuen Ordnung der Dinge noch nicht verschworen, und es soll viele Händel zwischen den Gardinen geben. Ja einige Officiere sind hier und in Mailand und an andern Orten durch einen nächtlichen Stoß, oder ein heimliches Pülverchen gefallen. Doch ist das selten. Der Herr hat immer einen langen Arm zu strafen, und darf vieles, was eben nicht so ganz recht ist. Auch eine Probe des neuen cisalpinischen Militärs sah ich hier, die mich wenig erbaute. Mehr davon bey Bologna.

Den 9ten Oktober um Mittag aus fuhren ich, mein Türke, ein Kaufmann von Bologna und drey französische Emigranten auf einem großen Wagen mit unserm Gepäcke von dannen, eine kleine teutsche Meile bis an den Fluß Reno, um bald auf dem Fluße, bald auf Kanälen nach Bologna zu gelangen. Wir wählten nemlich diese Kanalfahrt, wozu sich grade Gelegenheit fand, weil die zu Lande durch einige Plünderungen, welche in diesen Gegenden sonst selten seyn sollen, berüchtigt worden ist.

Die Gegend von Ferrara bis Bologna ist äusserst niedrig, und die weiten Ebnen, welche zwischen diesen beiden Städten nach Ravenna ans Meer und an dem Po hinlaufen, sind durch Sorglosigkeit dieser beiden letzten Jahrhunderte und die eigennützige Pfaffenpolizei großentheils in Moräste

und Sümpfe, stehende Lachen, und unsichere Felder verwandelt worden. Die Kanäle sind verfallen, die Menschen verschwunden, und die ehedem reiche Ebne wird von Fröschen und Enten zum Theil bewohnt. Man hat seit mehr als 30 Jahren gearbeitet, durch Ableitungen des Reno, durch neue Kanäle in den Po und andre Ströme diese Sümpfe, deren vorzüglicher Sitz um Comacchio zwischen hier und Ravenna ist, trockner und urbarer zu machen. Manches soll auch gewonnen seyn, aber mehr bleibt noch immer zu thun. Diese Zeit erlaubt nichts, gebe der Himmel, daß sie einst zu was besserem führe! Manches ist indessen doch immer geschehen, und wo jetzt Häuser stehen und Heerden grasen, soll vor 20 Jahren alles noch Wasser und Schilf gewesen seyn. Man rühmt sich nun der großen Reisaussaten in diesen Morästen. Aber wer weiß, was Reisfelder mit den faulenden und stockenden Morästen, die eine Zeit unter Wasser seyn müssen, für die Menschen zu sagen hat, wer die bleichen Gesichter der Bewohner solcher Felder gesehen hat, der wird diejenigen loben, auf welchen Weizenähren wogen, welche jedes Reisfeld reichlich trägt, sobald es durch Kanäle und Gräben vor Ueberschwemmungen gesichert ist. Besser sorgten die alten Aegyptier in solchen Polizeidingen. Lange war der Reisbau in ihren Gesetzen verboten, weil sie außer denen des Nils keine willkührlichen Stok-

kungen des Wassers machen wollten. Auch hatten sie damals nach allen Nachrichten, so viel sie aufgeklärt sind, dreimal so viel Menschen, und nicht alle vier, fünf Jahre die Pest, wie unter dem römischen und türkischen Despotismus.

Unser Weg ging also von Ferrara durch flaches Land, das mit großen Wällen und Deichen gegen die Ueberschwemmungen eingefaßt und aus Sumpf, das es vor 20, 30 Jahren noch war, ziemlich fruchtbares Land geworden ist. Vor der Stadt liegen hübsche Villen, deren Besitzer aber meistens abwesend seyn sollen, und unter andern eine, die ein peculium Pius des Sechsten gewesen seyn soll. Man hat noch weite Weideplätze, wo unzählige Heerden im üppigen Grase waten, dann einzelne Felder und Gärten, wo die Reben in schönen Guirlanden mit schimmernden Trauben sich um ihre Buhlen schlingen. Diese sind meistens noch die Ulmen Virgils und Horazens und wenige Weißpappeln, zuweilen auch eine Art Stromweiden, (man nennt sie salcio di Vetrici) von denen man die Ruthen zum Anbinden der Weinstöcke gewinnt, wo sie zuweilen statt des mangelnden Baums, der zu sehr schatten würde, an einem Stocke prangen müssen. Wir passirten den Reno auf einer Flöße, und hatten nun bis Mal' Albergo nichts als Wiesen und Sumpf in weiter Ferne.

Bey diesem Mal' Albergo, wo wir um 1 Uhr

Nachmittag anlangten, beginnt der Kanal, auf welchem wir heute und diese Nacht nach Bologna gehen. Hier ward abgeladen, und wir schifften uns in die bestellte Barke ein. Dieses Um- und Einpacken nahm eine gute Stunde weg. Ich mußte mit meinem osmanischen Bürger zu einem seiner Kunden, einem kleinen Landmann, der in diesem Dorfe wohnt, und den er auf seinen Reisen nach Bologna immer besucht hat. Wir trafen in ihm einen freundlichen Mann und zu seiner Seite ein feines Weib, bald ging ein gutes Glas alten Rothweins rund, der die Herzen und Köpfe erheiterte. Es gab da noch einige alte Landleute und eine Art von Mittelding zwischen Barbier und Chirurgus, der eine sehr geläufige Zunge nach Art der Quartgelehrten hatte. Er war ein gewaltiger Antifranzose und schrie gleich: Trinkt, Bürger, trinkt, weil wir's haben! der Wein läßt sich dies Jahr gut an, doch will ich keinen Tropfen davon genießen, wenn er Gift für die Franzosen werden wollte. Einer dieser Spitzbuben hat meiner Tochter ein Kind angedrechselt, aber bey Gott, wenn ich dürfte, ich gebe diesem Halbfranzosen eine Kopfdrehung (un torticollo). Dann schimpfte er auf die neue Tabacksaccise, indem er unwillig sein Pfeifchen ausbließ. Wir aber lächelten und tranken, und ließen den Wirth mit ihm kämpfen, der eben keine Lobschrift auf die alten geistlichen Her-

ren hielt. Solche Gespräche unter vollen Gläsern wechselnd war es im Herzen etwas warm geworden, als man uns abrief, wir drückten dem Wirth die Hand und beschlossen, wenn es von uns abhinge, den Namen Mal' Albergo in Buon Albergo umzutaufen.

Die Gegend um den schmalen Kanal, auf dem wir fuhren, ist ganz, wie die vorige, doch sieht man zuweilen Bäume und Gesträuch, und oft war der Kanal so dicht mit Erlen, Weiden und Pappeln besetzt, und mit einem so hohen Wall eingefaßt, daß man gar nicht umhersehen konnte. Die armen Bauersleute gingen finster, zerlumpt und gebückt einher, die Weiber meist nackt und fast noch ärmlicher und zigeunerinnenmäßiger. Große Dörfer sieht man selten, desto öfter in der Nähe des Kanals eine einzige kleine Landwirthschaft, das heißt ein Häuschen zugleich mit den Ställen für das wenige Vieh. Große Scheunen braucht man hier nicht. Das Korn auf den wenigen Streifen Feldes ist nun lange eingeärndtet, und sie tragen jetzt Futterkräuter, und werden nachher noch vor dem Bruma wieder besäet. Der Wein, der in diesem nassen und niedrigen Boden wächst, ist schwach, irdisch und ohne Feuer, je näher dem Himmel, desto himmlischer wirkt dieser Saft des Rebenstrauches. Oefter sieht man wieder Weiden und Wiesen, Sümpfe jetzt weniger, wohl aber die

pestilenzischen Reisfelder, die in üppiger Fülle auf dem Halm standen, geschnitten, eingefahren und gedroschen wurden, versteht sich, dies alles an verschiedenen Stellen. Ich sah dröschen, rein machen und worfeln, ganz auf dem Fuß, wie Virgil es beschreibt, auf geräumigen Tennen unter freiem Himmel, die aus einem Gemische von Leimen, Kalk, Eisenschlacken und andern Materien so fest zusammengestampft, und zugleich um einen halben Fuß über den Boden erhöht sind, daß Regen und Schnee sie nicht so leicht verderben können. Auf einer Tenne vor einem ärmlichen Häuschen, sah ich einen Haufen von wenigstens vier Last Berliner Scheffels zusammengebracht, der eben in Säcke gefüllt ward. Sie dröschen schnell mit dem Dreitakt Ein, Zwey, Drey mit sehr leichtem Flegel, weil der Reis leicht vom Halm springt. Die Aerndte ging still und traurig zu, ohne den Jubel und das Tosen, das man bey uns findet, und doch war eine große Menge Menschen beisammen.

Ich hatte immer auf dem Verdecke gesessen und in die liebe Welt hinein gesehen; als der Mond mit seinen Sternen kam, da horchte ich noch ein Stündchen den Feldheimchen und Laubfröschen, die mir hier viel gellender und später als bey uns zu zirpen schienen, dann machte ich mich zur Gesellschaft und hörte die Franzosen und den Bologneser gegen einander auf klagen. Dieses Geschnatter en-

digte gegen 9 Uhr die Anlandung an einen guten Ort, wo wir um ein warmes Kaminfeuer eine große Gesellschaft versammelt, und die Hühner braten und den Reis sieden sahen, womit wir uns laben sollten. Darauf ward gehörig Wein gegossen, und erst um 11 Uhr gingen wir wieder in unser Bot. Einige Stunden wurden noch froh verschwatzt, ehe der Schlaf einen jeden auf seinem harten Lager überwältigte, denn es gab hier weder Betten noch Matratzen. Zufällig kam es auf die Weiber, und einer von den Franzosen behauptete, die Weiber hätten in Frankreich die Revolution gemacht. Sie seien an allem Unheil Schuld, von der Königin bis zur letzten Halledame. Ein Kapitel, worüber sich manches Feine sagen und schreiben ließe, wenn man bey den Sünden der Montespan anfängt, und mit der letzten Hure der Thuilerien, oder das Palais Royal schließt. Dies gab dem Muselmann einen Haken, woran er fest hielt, um die Weise und das Regiment der Türken mit den Weibern zu vertheidigen, so gescheut, so witzig, so allerliebst, daß der französische Baron ausrief: c'est un drolet, que ce Turc! Dabey unterließ er nicht zu betheuern, er sey kein Türke und verabscheue übrigens ihre Barbarey. Dies ward endlich doch den Franzmännern über, und einer der beiden Geistlichen warf ihm den Fehdehandschuh hin und focht wacker als Kämpe der europäischen und fran-

zösischen Weiber. Wie konnte ein Franzose so ungalant seyn, diese liebenswürdigen Anomalien der Natur so ganz im Stiche zu lassen. Ehrlicher Abbé, hattest auch du der verbotenen Trauben gekostet? oder dünkt uns hier auch süßer was wir kaum ahnden dürfen? Der Schlaf nahm mich aus diesem Zweikampf, den ich nur mit den Ohren mitmachte. Den Morgen des 10ten Oktobers, als es tagte, war ich nahe bey den Mauern von Bologna, ließ bey dem Zollhause meinen Koffer visitiren, und ihn wieder zum Gasthofe zum Mohren tragen, wohin mein Osmane mich führte, welcher etwa drey Wochen hier zu bleiben meint.

Bologna.

Sie ist eine der ältesten und grösten Städte Italiens, und war nächst Rom die erste im Kirchenstaat. Man braucht reichlich zwey Stunden bey einem männlichen Schritt, wenn man ihre Runde machen will. Sie spielte im Mittelalter als gelehrte und martialische Stadt eine große Rolle, bis der gepanzerte Himmelsregent Julius der 2te, die Bentivogli, ihre Schirmherren unterdrückte und die Stadt nöthigte, seine Oberherrschaft zu erkennen. Diese war aber auch nicht mehr, als eine Art Schirmvogtey. Die Stadt behielt ihre Rechte, kannte wenig Zölle und Abgaben und regierte sich meist nach eignen Gesetzen unter einem aristokratischen Senat. Welch ein Unterschied

zwischen Bologna und Ferrara und ihren Umgebungen! und welch ein zweiter zwischen Bologna und Florenz! Bologna war doch immer noch eine Art Republik, obgleich der Pfaffengeist auch hier die Erde verdarb, aber wie ist das arme Ferrara nach dem Verlust seiner Alfonse niedergetreten, wie sind seine fruchtbarsten Fluren öde Weiden und Sümpfe geworden! Dem weiten Umfange der Stadt indessen entspricht die Bevölkerung nicht ganz, die man auf 65 — 70000 Seelen schätzt. Sie liegt am Fuße von Weinhügeln, die südwestlich empor steigen, und hat im Norden nach Ferrara hin eine unabsehliche Ebne, welche der Reno durchschlängelt, ein unbedeutender Fluß, der den grösten Theil des Jahres fast trocken ist, aber in der Regen- und Winterzeit oft nur zu überströmend ist. Er hat eine stattliche Brücke, die ihn in dieser Jahrszeit nicht kleidet.

Sie hat mit den meisten italiänischen ältern Städten bey vielem Schmutz und manchen elenden und finstern Gassen und Häusern das gemein, daß man eine Menge Kirchen, Klöster und Palläste von ihr aufweisen kann, welche die Namen großer Meister an der Stirne tragen. Aber selbst diese zeigen sich hier dem Auge weniger, als in andern Städten, weil fast in allen bedeutenden Gassen offene Portiken, oder Arkaden hinlaufen unten vor den Häusern, welche ihr Vordergesicht entstellen. Diese

Arkaden sind freilich sehr bequem für die Fußgänger, die unter ihnen vor Schnee und Regen geschützt gehen, sie sind noch bequemer für die kleinen Krämer und Handwerker, welche unter ihnen ausstehen, oder arbeiten, und so zugleich einer freiern Luft und des ganzen Menschengewimmels draußen mitgenießen können. Einen Nachtheil aber haben sie, daß sie die Gassen mehr einengen und sie kothiger machen, weil man nun nicht genug Sorgfalt anwendet, sie rein zu halten; überdem geben sie losen Gesindel manche nächtliche Gelegenheit, auch den Dolchen der Banditen, die hier aber nie in ihrer grösten Furchtbarkeit gewesen sind. Das Centrum der Stadt und ihres lebendigsten Lebens, ist um dem großen Platz, (piazza maggiore) bey welchem man zugleich in der Kirche Sankt Petronius ein stattliches gothisches Gebäude bewundern kann. Hier findet man zugleich eine der Merkwürdigkeiten, und eines der stattlichsten Kunstwerke Bolognas, welches sie vielleicht nicht mehr zierte, wenn es sich so bequem, als viele andre Dinge über die Alpen bringen ließe. Dies ist der berühmte Neptunsbrunnen mit stattlichen Figuren aus Bronze, von dem großen Bildner Johann von Bologna (er war aus Flandern gebürtig von Douay) 1563 vollendet, ein Werk, das die Kenner preisen, und das man häufig nach modellirt und im Stich herausgegeben hat. Der Neptun,

eine kolossalische Figur, die man wegen der herrlichen Anatomie rühmt, steht in seiner ganzen Furchtbarkeit und Strenge da, die das gewaltigste Element auszeichnet, in der einen Hand das Dreizack haltend, die andre herrisch erhebend mit der Stellung: Auch ich bin ein Gott! Um ihn spielen am Fußgestell Syrenen auf Delphinen reitend, deren weiche und schwellende Gestalten und üppige Stellungen jene verführerische Lust athmen, welcher der weise Mann Ulyses seine Gefährten die Augen und Ohren verpichen hieß. Neben und unter ihnen tändeln Kinder mit Delphinen. Wenig Wasser sprützen die Röhren, und italiänischer Schmutz entstellt auch dieses Denkmal der Kunst.

Bologna war einst einer der Hauptsitze der schönen und bildenden Künste, und die lombardische Schule lebte hier gegen das Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts wieder recht auf, nachdem die römische und florentinische sehr eingeschlafen war. Mehrere der ersten Meister dieser lombardischen Schule lebten hier, und man konnte in reicher Menge sonst ihre vorzüglichsten Arbeiten hier in den Kirchen, Klöstern und Pallästen bewundern, unter denen man vorzugsweise für die Kunst die Kirche der Mendicanti, der Serviten, Sankt Domenico, Sankt Giovanni in Monte und die Palläste Zambeccari, Tanari und Zampieri nannte. Aber diese neueste Umwälzung, welche

die Menschen und die Welt auf den Kopf gesetzt hat, hat auch hierin vieles verändert und manches Schönste und Beste, was man sonst hier und anderswo in Italien sah, muß man nun nach Paris zu bewundern gehen. Manches hat man hier auch von der Stelle gerückt, anderes verborgen und geflüchtet, und so geht vieles auf immer vielleicht verloren wie Geld, das man in Zeiten der Noth vergräbt und darüber hinstirbt, ohne einem Freund die Stelle zu zeigen, wo er es haben kann. Die Unsicherheit der Zeit hat noch eine dritte, dem Fremden höchst unleidliche Folge. Manche der ersten Familien leben die meiste Zeit entfernt, verkriechen sich in eine ländliche und abgeschiedene Ville, oder schließen sich und ihr bestes und schönstes Habe doch sehr ein, vor den Augen des Publikums, weil Glanz und Reichthum anfangen Verbrechen zu werden. So ist der sonst freie Zugang gesperrt. Mehrere Palläste endlich stehen auch ganz verödet und ausgeräumt da, und keiner weis, wo seine Kunstwerke und Kostbarkeiten geblieben sind. Dieses muß noch mehr bey den Klöstern und zum Theil auch bey den Kirchen der Fall seyn. Wann der Fremde nimmt, glaubt der Einheimische sich dazu noch mehr berechtigt, und man weis schon, wie es in der Verwirrung zu gehen pflegt. Manche Kirchen sind überdem zuweilen Magazine und Lager geworden, und die Rohheit hat sich manches

gegen

gegen die Götter und Heiligen erlaubt, deren Verehrung man sie belachen lehrte. Indessen bey allen dem ist Bologna noch immer so reich an Kunstwerken und selbst an vortrefflichen, daß der Fremde eine Plünderung kaum ahnden würde, wenn die allgemeine Klage es ihm nicht ins Ohr schriee.

Ich will hier kein neues und dürres Verzeichniß von Kirchen, Pallästen und öffentlichen Gebäuden machen, meines alten Wahlspruches eingedenk: Auch das Verschwiegene hat seine Grazie. Doch erlaube man mir, weniges zur Erinnerung meiner alten und kalten Tage aufzuzeichnen. Was einem das Herz bewegte, davon glaubt man so gern, es werde auch bey andern ein gleiches vermögen. Zu den Pallästen habe ich bey diesen verdächtigen Spionenzeiten nicht durchdringen können, einige Worte also von den Herrlichkeiten einiger Kirchen. Die Kirche Sankt Domenico gehörte sonst zu den ersten Merkwürdigkeiten der Stadt, als sie noch fromm seyn durfte, weil die Dominikaner hier den Stifter ihres Ordens liegen haben, der 1221 in diesem Kloster starb. Dieser Heilige hatte Kirche und Kloster sehr reich gemacht. Man zeigte hier sonst eine Menge silberner Weihgeschenke auch herrlich gearbeitete silberne Blumen, Beweise des Bologner Kunstfleißes; alles dieses hat nun wandern müssen. Den Kopf des Heiligen bewahrte man in einer eignen vergitterten Kapelle, die man von

Zeit zu Zeit mit den Ersten der Stadt und einer großen Wache vorsichtig besuchte. Einmal nemlich hatte ein Kardinal von Medicis, dem der Heilige Vater in Rom diese Göttergunst bewilligte, zum großen Aerger der Bologneser dem Kopfe einen Zahn ausgezogen. Daß solches Unheil hinfort unmöglich gemacht würde, brauchte man denn seitdem die Vorsicht.

Außer dem heiligen Mann liegt hier ein berühmter Mann des 13ten Jahrhunderts, Enzius, ein Bastard Friedrichs des Zweiten von Hohenstaufen, König von Sardinien. Die Bologneser, eine der anführenden Städte gegen Friedrich in den blutigen Händeln mit der aufstrebenden Lombardei, fingen ihn, und er saß 23 Jahre bis an seinen Tod 1272 in einem Thurm. Noch über seinem Grabe prahlen sie und man liest die Worte:

Felsina Sardiniae regem sibi vincta minantem
Victrix captivum Consule ovante trahit;
Nec patris imperio cedit, nec capitur auro,
Sic cane non magno saepe tenetur aper.

welche ich im ähnlichen Geschmack so geben würde:

Der Sarderkönig, der, Felsina, dir mit Schmach
Gedroht, geht als ein Sklav dem Siegerkonsul nach,
Der nicht durch Kaisermacht, noch Gold sich rühren läßt.

So hält ein kleiner Hund oft große Eber fest.

Außer diesen beiden Denkmälern der Barbarey des Mittelalters und der Pfaffenherrschaft, liegen hier die Gebeine von Ludwig Caracci und Guido Reni, welche man als die Repräsentanten einer bessern Zeit ansehen kann. Auch von dem um Bologna verdienten Grafen Marsigli sieht man ein Denkmal, das ihm die Clementinische Akademie hat errichten lassen. Unter den Gemählden ist der Kindermord in einer der Seitenkapellen eines der berühmtesten von Guido. Aber das war kein Stoff für den Mahler der Grazien. Wenn der Ausdruck und der Effekt alles in der Kunst wären, so könnte man es heroisch nennen. Das Kolorit ist äußerst verbleicht.

In der Servitenkirche findet man nach einer Menge von Freskomalereien in der Vorhalle zu Ehren Sankt Benizi einige treffliche Stücke von Albani. Trefflich ist der heilige Andreas, der das Kreuz anbetet; welche selige Ruhe und welches himmlische Entzücken wohnt um das graue Haupt und betet aus den schwärmerischen Augen! Aber Andreas gefällt nur noch, wenn man das zweite Stück von Albani, seine Magdalena und seinen Christus nicht gesehen hat. Es ist die Scene, wie Christus der Magdalena erscheint. Erstaunen und Entzücken und der innigste Ausdruck heiliger Liebe

sprechen aus dem reitzenden Kopfe der Magdalena, wie eine Göttin in irdischer Gestalt, und mit dem Hinschauen der bedürfenden Liebe steht sie vor dem großen Heiland, der weder genug Gott, noch genug Mensch ist.

Die Kirche der Mendicanti di dentro war sonst an Gemählden eine der reichsten. Aber man hat in ihr sehr aufgeräumt. Einen der bleibendsten und, ich mögte sagen, ewigen Eindrücke machte auf mich die schöne gemarterte Agnes von Domenichino in der Sankt Agneskirche. Da sieht man die Weisheit des Künstlers, jene Ruhe, die den großen Menschen macht, und die der Künstler nie verlieren soll. Welch ein süßes Ideal der ewigen Liebe, die sie muthig ihre Marter tragen läßt! welche stille und kühne Duldung, die es kaum ahnden läßt, daß der Schmerz auch die schönste Gestalt verzerren kann. Man bewundert das weinende Kind darneben, und die Gruppe der Weiber zur Seiten, die sich wehmüthig zu besprechen scheinen. Auch in der Kirche Sankt Giovanni in Monti findet man ein hoch gerühmtes Stück dieses Meisters, die Geheimnisse des Rosenkranzes, das man wegen der vielen Personen und Gruppen eine Sammlung mehrerer Gemählde nennen kann. Man muß es lange ansehen, um aus dem Einzelnen zu nehmen, was das Ganze nicht geben kann, denn dieses läßt sich weder mit dem Auge, noch Gemüthe zusammenfassen.

Es sind einzelne herrliche Köpfe der aus dem Tiefen schöpfenden Künstlerkraft. Wegen der Zeichnung sieht man dieses Gemählde häufig als ein Studium an. Sonst war hier auch die heilige Cäcilie von Raphael, eines seiner berühmten Stücke; aber es hat wandern müssen. Mehreres sieht man hier noch von Guercino und Perugino.

Bologna hat von den frühsten Zeiten her auf die Bildung Italiens und von dort auf die des ganzen Europa einen wichtigen Einfluß gehabt. Sie ward im Mittelalter die Lehrerin eines menschlichern und weiseren Gesetzes, und half durch den Mund ihrer Lehrer, mehr als Schwert und Bann, die barbarischen Gottesurtheile mit ihren Gräueln abzuschaffen, und mit der römischen Gesetzgebung einen großen Schritt zur Entwilderung und Milderung der Sitten zu thun. Hier schlug Irnerius zuerst seinen Lehrstuhl auf, hier schrieb Accursius seine Glossen. Tausende kamen von Norden her und lernten die Bärenhaut abwerfen, und brachten neue Kenntnisse und Gesittetheit in ihr Vaterland. Bologna blieb lange die erste Universität Europens, bis endlich nach ihrem Muster und nach dem Pariser in allen Ländern ähnliche Anstalten gemacht wurden und der Strom sich theilte, der anfangs mit vollem Wasser hieher floß. Diesen Ruhm des Alterthums konnte sie freilich gegen mehrere Nebenbuhlerinnen in neuern Zeiten nicht

behaupten, aber doch hat sie auch in den letzten Jahrhunderten immer noch einen ehrenvollen Platz im gelehrten Europa behalten. Hier arbeitete Aldovrandi für die Naturgeschichte, Malpighi für die Arzneykunde, der große Caßini für die Kunde des Himmels, und noch sieht man die berühmte Mittagslinie in der Sankt Petroniuskirche, die er 1695 zog.

Die Universität, lo studio, hat ihr stattliches Gebäude nahe an der vorbenannten Kirche. Man muß dieses studio nicht mit dem Institut verwechseln. Die Veranlassung zu dieser trefflichen Anstalt gab im Anfange dieses Jahrhunderts ein gewisser Graf Marsigli, der im spanischen Successionskriege unter Oesterreich diente, aber kassirt ward, und nun für den Degen, womit es ihm nicht glücken wollte, zu den Wissenschaften griff. Er wandte sein ganzes Vermögen an, seltene Gegenstände der Natur und Kunst zu sammeln, und diese schenkte er der Stadt und bewog sie, zu ihrer Aufstellung einen eignen Pallast zu kaufen. Der Pabst vermehrte diese Sammlung auf sein Ansuchen, andre folgten diesem Beispiele und er selbst arbeitete bis an seinen Tod 1730 mit Vorliebe für dieses sein Lieblingskind. In der Folgezeit ist durch die Freigebigkeit der Päbste, durch Schenkungen und Spenden das Ganze so erweitert, daß Marsigli, wenn er mal wiederkäme, sich freuen

würde, seine eigne Anstalt nicht mehr zu kennen. Jetzt ist hier eine stehende Einnahme, mehrere Lehrer, die lesen, experimentiren und erklären. Hier ist nun eine Akademie der Wissenschaften, ein Observatorium, Naturalienkabinet, eine Mahlerakademie, Bibliothek, Maschinen, Modelle, Antiquitätensal und andre Herrlichkeiten. Benedikt der Vierzehnte hat viel für das Ganze gethan.

Die Bibliothek rechnete man zu den ersten Italiens und sie zählte an 100000 Bände, aber auch aus dieser ist von den Befreiern von Tyrannen mehreres nach Paris gegangen. Schlimmer noch hat dies die Antiquitätensammlung erfahren, ob gleich diese noch jetzt in manchem Lande reich heißen würde. Die herrlichen 1500 Medaillen der römischen Kaiser und andern, welche Benedikt der Vierzehnte schenkte, nebst andern Sammlungen sind nicht mehr hier. Kleine etruscische Sachen, Urnen, Gefäße, Lampen, Idoln, Basreliefs, Opfer- und Hausgeräthe findet man noch reichlich. Für die Anatomie sind eine ansehnliche Sammlung natürlicher und Wachspräparate. Von den letztern werde ich mehr sagen bey dem Artikel von Florenz. Für einen Naturhistoriker würde das Aldovrandische Museum mehr Interesse haben, als für mich, der blos sieht und vorübergeht. Unter den Statuen giebt es einige wenig bedeutende Originale. Das meiste sind Abgüsse jener ewigen Wunder der Kunst,

des Laokoon, des farnesischen Herkules rc., welche jetzt die Säle des Louvre zieren, und die man von ihrem heitern und jugendlichen Himmel immer weiter gegen den mitternächtlichen Sonnenuntergang ziehen läßt. Sonst sind noch eine Menge kleinerer Sachen da, einzelne Köpfe, Fragmente und kleine Studien für Künstler.

Zu diesem Institut, wie es heißt, gehört auch eine Mahlerakademie, wozu schon der wackre Marsigli den Grund legte, welcher aber Clemens der Eilfte erst die rechte Konsistenz und zugleich seinen Namen gab, denn noch jetzt heißt sie Academia Clementina. Ihr erster Vorsteher ward ein beinahe hundertjähriger Alter, Karl Cignani, ein würdiger Nachfolger in lombardischen Genien, in Korrektheit und Zeichnung und Kolorit, aber ihr Geist ruhte nicht mehr auf seinem Zeitalter. Es ließe sich hiebey eine Anmerkung machen, welche sich ir gleichsam durch die Geschichte alter Zeitalter aufgedrungen hat. Mich dünkt immer, man sollte mit freien Künsten, die durchaus das freie und ungehinderte Spiel des freien Geistes seyn und bleiben müssen, nie, auch im Kleinsten nicht, herrisch, oder auch nur leitend verfahren. Es gilt hier das Wort eines Weisen: „Der Wind wehet, wohin er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kömmt, noch, wohin er geht.“ Schon die ernstern Wissenschaften, die mehr

dem bloßen Lernen und Wissen obliegen, verlieren durch das Wesen der Akademien und Gesellschaften und Innungen, das Eigensinn und Bedürfniß so machten. Durch den Handwerksbrauch, durch den Professoren- und Doktorenfirlefanz und seine Anhängsel wird mancher, der durch eigne Kraft größer geworden wäre, das, was in der Kunst manirirt heißt. Es giebt nun so wenige Feuer, die aus eignen Kohlen leuchten, und es ist natürlich. Verträgt keine Wissenschaft Zwang und Konvenienz, wie man leicht beweisen könnte, so verträgt es die Kunst am wenigsten. Die Akademien und Universitäten senden nur die Ausrufer und Kolporteurs der gelehrten Welt; ihr heiliges Feuer brennt nicht da; denn viel Geist und mehr Herz zerstiebt mit dem Schulstaub und unter dem Katheder. Die Mahler- und Bildhauerakademien, oder Schulen, oder wie man sie endlich nennen will, haben meistens nur Handwerker gebildet in der Kunst, und man forsche nach, so wird man sehen, daß die Kunst verfiel, sobald man durch Edikte und Dekrete und Professoren sie aufzumuntern suchte. Freiheit der Wahl, Freiheit, ohne gezwungen zu seyn, diesen oder jenen Meister zu honoriren; Ehre der göttlichen Kunst, der Enthusiasmus giebt; Unterstützung des einzelnen aufstrebenden Genies, ohne ihn irgendwo anzuweisen, das schuf die größten Meister und wird sie ewig schaffen. Im spätern Zeitalter Roms und

Konstantinopels behandelte man so die Kunst, und was ward sie? Die Kaiser hatten ganze Werkstätten von Mahlern, Bildhauern, Fabrikanten aller Art, wie man sie noch in China und Japan hat. Gewisse Gegenstände durften nur von diesen Privilegirten, und auch diese nur auf eine gewisse Art gemacht werden. So ward aus Kunst ein Handwerk, und aus Freiheit Sklaverei. Wo hatten die Allegri, Michel Angelo, die Rafael ihre Akademien? sie folgten dem Genius und sahen die Reste der Alten und die Natur.

Bologna hat also den Geist nicht halten können, der Italien mit seiner traurigen Lage verließ, und diese Mahlerakademie hat den großen Männern nichts gleich gestellt, welche aus dem eignen Trieb ihrer schönen Natur so lustig aufwuchsen. Nach den großen Meistern der italischen Schulen Michel Angelo, Correggio, Tizian und Rafael schien gleichsam ein Stillstand zu seyn. Da brach in Bologna ein zweiter schöner Tag an, welcher neue Blüthen hervorlockte. Die drey Caracci, von denen Hannibal das überwiegende Genie war, entrissen den Grazien noch einmal das Geheimniß, wodurch sie Göttern und Menschen gefallen, und brachten in die Kunst, welche Nachahmung zu werden drohte, wieder Kraft und eignes Leben. Domenichino, Guido, Guercino da Cento, Albani und andre traten in ihre Fußstapfen und verherrlichten ihr Va-

terland durch unsterbliche Werke. Nach ihnen ist Hesperien unter dem Joch der Fremden, durch Dürftigkeit und Niederträchtigkeit gebeugt und geschändet, immer ärmer an großen Geistern geworden, und die die vorigen Jahrhunderte so reich hervorbrachten, die stehen jetzt nur verloren da.

Wenn man dieses wenige, was ich hier beiläufig genannt und angeführt habe, nur zusammen rechnet, so wird man schon finden, daß Bologna eine Mutter und Pflegerin vieler großen Männer und eine Beschützerin der Wissenschaften und Künste gewesen ist. Aber auch in andern friedlichen Künsten der stillen Thätigkeit und des Bürgerfleißes, hat sie sich von jeher ausgezeichnet, und schon im Mittelalter ward sie dadurch mit Mailand und Florenz mächtig, und ein Haupt von kleineren Städten. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wanderten von Lucca eine Menge Seidenfabrikanten ein, und seitdem ward dieses ein wichtiger Zweig des Erwerbs für Bologna, doch hat es mit Florenz in neuern Zeiten diesen Ruhm gegen Turin und andre Städte Piemonts verloren, wo diese Waaren viel besser gearbeitet werden. Man sieht künstliche Seidenmaschinen, oder Mühlen, worauf die Seide abgehaspelt und gezwirnt wird, und welche durch Wasser getrieben werden. Man macht hier auch sehr feine und künstliche Blumen aus Seide, welche sehr theuer sind, und zum Theil

nach der Levante gehen sollen. Das Bologneser Papier ist durch ganz Italien berühmt und ein wichtiger Handelsartikel. Der Theriak, den man hier bereitet, wird von einigen dem in Venedig noch vorgezogen. Wegen seiner Rosoli und Liköre, seiner eingemachten Früchte, Salami, Makaroni und andrer Magensachen war mir in dem lieben Wien, wo dergleichen Dinge an ihrem Platz sind, Bologna schon vortheilhaft bekannt. Zu diesen Artikeln gehören noch seine herrlichen Würste, Mortadellen genannt, welche durch ganz Italien und bis nach Frankreich und Teutschland gehen, und die eben so gepriesen sind, als die Salami di Verona und die Presciutti (Schinken) von Mailand.

Bey diesem Gegenstand scheint es mir nicht unzweckmäßig, als einen Handelsartikel auch der sogenannten Bologneser zu erwähnen, die man in meinem Vaterlande ohne Beisatz erräth; denn in Teutschland kennt man Bologna vorzüglich durch die Hunde. Diese kleinen Thiere machen eine eigne einträgliche Fabrik aus, und wer weiß, daß sie das Glück haben den Weibern zu gefallen, der weiß auch, daß sie dann ein Gegenstand des Luxus und der Galanterie geworden sind. Je winziger und behender sie sind, desto theurer verkaufen sie sich. Man beschuldigt die Bologneser, daß sie sie von außen und innen häufig mit Brantewein ausbaden, damit sie fein zwergartig bleiben. Es wäre einer

Untersuchung der Naturforscher werth, dies näher zu beleuchten. Gewöhnlich sagt man ja auch: Kinder, welche Brantwein trinken, werden nicht groß.

Nun einen kleinen Absprung, um auch draußen zu besehen, was denn Himmel und Erde der Stadt bescheert haben.

Die Stadt liegt in einer reichen Ebne, die mit ihren Villen, Gartenhäusern und kleinen Wirthschaften einen recht freundlichen Anblick gewährt. Nach Norden und Osten senkt diese Ebne sich tiefer und tiefer, bis das Auge sich am Horizont verliert. Westlich steigt sie in sanften Hügeln mit Reben, Pfirsichen, Aprikosen, Mandeln, zu Obstpflanzungen, Kastanien, Wallnuß- und Sorbenwäldern, mit Feigenbäumen untermischt, empor, und trägt nette Kirchen und Klöster, die nun leer stehen; im Hintergrunde ist kahles Gebirg. Am lustigsten ist die Aussicht in den Süden wegen der bis zum Fuße des Apennin sanft aufwärts steigenden Gegend, wo Felder, Gärten, Weinberge, Oel und Feigenbäume ein liebliches Gemisch machen. Diese fruchtbaren Umgebungen, welche von Korn und Früchten schwellen, welche Rinder und Sauheerden und Milch und Käse geben, haben der Stadt vielleicht den Beinamen la grassa (die fette) verdient, wo sie ihn nicht von dem weidlichen Essen hat, was man hier sehr lieben soll. Im Nordosten um die Stadt wächst

Reis und Getreide, und noch stand hie und da üppiger Mais und Saggina, (eine Art Hirse) mit unzähligen Kürbissen, und selbst noch mit Melonen zwischen sich, so daß ich mich wieder nach Ungern versetzt glaubte, wo ich im August so frohe Tage verlebte. Weiter hinab sind die Sumpf- und Marschländer für das Vieh. Auch den Bologneser Taback rühmt man unter den schlechten italiänischen als vorzüglich. Früchte aller Art, so gut sie ein andres Land hervorbringt, giebt es auch hier. Die Trauben sind groß und trefflich, und auf den westlichen und südlichen Hügeln wachsen einige Gattungen milden und wohlschmeckenden Rothweins, der mit dem Alter auch Feuer gewinnen soll. Die Wohnungen der Landleute auf diesen Gefilden sind nicht so ärmlich, wie um Ferrara, auch das Aeussere dieser Menschen sieht nicht so gedrückt; indessen sehen sie, mit den Florentinern verglichen, immer noch an Seel und Leib als Sklaven aus. Auch scheint mir die Gegend lange nicht so bevölkert, als sie nach ihrer Fruchtbarkeit seyn könnte.

Noch von einigen Merkwürdigkeiten außer der Stadt. Dahin gehört die Kirche Madonna di San Luca, die eine gute halbe Meile von der Stadt auf dem Berge Guari liegt, und zu einem Nonnenkloster gehört. Zu dieser Kirche ist eine außerordentliche Wallfahrt zum Gnadenbilde der Mutter Gottes, die aber doch, so wie die reichen Gelübde, in

neuern Zeiten sehr abgenommen haben soll. Das Gemählde der Jungfrau ist eines von den wenigen Ueberbleibseln des Sankt Lucas, und ein gläubiger Antiquar könnte darin manche Aufschlüsse über den Zustand der Kunst seines Zeitalters finden. Die Rafaele und Correggen haben Unrecht, soviel Weiblichkeit und Anmuth in das Gesicht der Maria zu legen. Lukas mußte sie ja wohl kennen, oder wenigstens nähere Nachricht von ihr haben, und dieser hat ihr einen sehr verbrannten Teint, die männlichen Züge und die starke Nase einer Virago gegeben; und auch das Kindlein hat kein feineres Blut. Das Gemählde ist im Brustbilde, und mit funkelnden Steinen eingefaßt. Die Kirche ist einige 30 Jahre alt, und in einem edeln Stil erbaut. Man hat gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von der Stadt bis dahin einen Portikus von 700 Arkaden geführt, wozu alles mit unglaublichem Eifer von den Kleinsten bis zu den Größten beigetragen hat; ein Werk der römischen Zeit würdig, wenn der Zweck auch römisch wäre. Mir scheint es doch unchristlich, den Pilgrimmen den Weg zu derjenigen so bequem zu machen, die im Leben so viel Drangsal ausstehen mußte. Auf der Mitte des Weges findet man einen hübschen Pavillon und kleine Häuschen und Ställe für die Fahrenden, weil es hier zu steil bergan geht, und ein jeder also seine Füße brauchen muß. Man beschuldigt diese

Ruheplätze mancher Orgien, die der Maria und ihren Verehrern wenig Ehre machen. Wo man so viele Sünden durch eine Wanderung abschütteln kann, sollte man es sich da verdrießen lassen, für eine neue Gnadenspendung nicht zu sammeln?

Näher bey der Stadt findet man die Karthause, die nun von ihren Bewohnern geleert ist; man muß sie auch immer wegen mancher vorzüglichen Gemählde besuchen. Man findet hier manches von der berühmten Mahlerin Elisabeth Sirani, auch einer Schülerin der Caracci. Sie liegt mit Guido und Ludwig Caracci in der Dominikanerkirche begraben. Von Ludwig sieht man zwey treffliche Gemählde, welche die Dornenkrönung und Geisselung Christi darstellen. Schöner und berühmter war von Augustin Caracci die Kommunion des heiligen Hieronymus, welche ich ein Jahr später im Louvre zu Paris gesehen habe. Noch sind einige kleine Stücke von Guido und Ludwig Caracci.

Berühmter als die vorigen ist für die Kunstwerke die Kirche der Mönche vom Oelberge San Michele in Bosco, die, wie die Oliretaner bey Florenz, auf einem freundlichen Hügel vor der Stadt wohnen. Man bewundert hier vor allen einige Freskomalereien von Ludwig Caracci, die aber, wie die von Guido sehr zerstört sind. Einige halten sie für die schönste Arbeit dieses Meisters. Sie stellen die Wundergeschichte der heiligen Cäci-

lia und Benedikts vor, von welchem letztern man 6 Geschichten sieht, worin er meistens mit Weiberlockungen und Teufelslisten zu thun hat, welche er natürlich wie Spreu von sich bläst. Ein schönes Stück von Guercino stellt San Bernardo Tolomei vor, den Stifter des Ordens, indem Maria ihm die Regeln desselben einhändigt. Es ist ein herrlicher Mannessinn in dem Kopfe des Heiligen, und Maria bleibt auch bey diesem Geschäfte ein holdes und menschliches Weib.

Will man die Stadt in ihrem ganzen Umfange, will man die schöne Landschaft in der vollsten Weite, will man endlich den Schornsteinen und Menschen auf die Köpfe sehen, so hat man hier wieder ein Gegenstück zu dem Venezianischen Kampanile di San Marco, dieses ist der Thurm degli Asinelli, dem man sicher eine Höhe von 325 Fuß Rheinländisch beylegen kann. Man nennt ihn einen schiefen Thurm, aber das Auge kann die Abweichung vom Loth nicht merken, und er ist wenigstens kein hängender Thurm. Die Aussicht ist vortrefflich, und ich freute mich hier eines Nachmittags einige schöne Stunden mit meinem Muselmann, der mir von Serai erzählen mußte. Das alte Mütterchen, das mit uns hinauf ging, fing gleich an, wie wir oben waren: Guardate, Cittadini, qui si vedono cento e cinque città! (Schaut, Bürger, hier sieht man 105 Städte) Wir guckten, anfangs übertölpelt,

umher, und lachten dann über das Spiel. Man sieht nemlich das nahe Städtchen Cento und einige andre kleine Nester, die man mit dem Namen Städte beehrt. Hier erstaunten wir über den Raum der Stadt, mit dem die jetzige Bevölkerung in keinem Verhältniß steht. Wir wären wohl länger geblieben, hätte uns nicht ein französisches Husarenregiment abgerufen, das durch das Thor von Modena her einrückte, und in die Romagna marschirte.

Auch das Schauspiel haben wir fleißig besucht die Tage, welche ich hier verweilte. Das ist aller Orten, nirgends aber mehr, als in Italien, der lebendige Spiegel der äußern Sitten. Bologna ist seit langer Zeit als eine Pflegerin dieses schönen Menschenspiels und als eine Pflanzschule guter Spieler und Sänger in ganz Italien berühmt gewesen, und seine Einwohner, denen man nachsagt, daß sie die Freuden des Lebens und das Wohlleben nicht hassen, sollen auch hiezu gern beitragen. Die jetzige Zeit ist indessen nirgends die günstigste für diese Kunst, die fällt zwischen Weihnachten und Fastnacht. Mancher große Spieler lebt den Sommer still und verborgen, und tritt in jener Zeit erst wieder auf, um so viel einzunehmen, als er bis zum künftigen Jahre braucht. Stehende Truppen von Schauspielern sind überall selten, und die Italiäner lassen sich als ächte Künstler nicht gern

auf lange Zeit verdingen, sondern ziehen mit ihren Talenten von Stadt zu Stadt und belauren die guten Zeiten, wo sie glänzen und ihre Taschen füllen können. Das hiesige Schauspielhaus ist vielleicht eines der größten und elegantesten in Europa — es sind hier sonst noch mehrere kleine. — Es ist vor etwa 40 Jahren ganz neu gebaut und zwar auf dem Platze, wo einst der Pallast der Bentivogli stand, die eine zeitlang die Fürsten von Bologna waren. Julius der Zweite eroberte die Stadt dem heiligen Stuhle wieder, und ließ den Pallast dieser kleinen Tyrannen schleifen. Es ist wunderbar, wie alles von den Sitten abhängt und wie manche Widersprüche diese geben. Welche Grandezza, welche Zurückhaltung beobachten die Geschlechter hier noch größtentheils auf den Gassen, wie ist da der Schleier noch in der Regel! im Schauspiele hingegen, was doch wegen der vielen tausend Augen nicht viel anders, als eine offene Gasse, und wegen der Ruhe und des Bleibens dieser Augen noch schlimmer ist, als eine Gasse, im Schauspiele lebt man ungezwungener, als in einer Conversazione, und jeder thut und läßt mit sich thun, was gelüstet. Die Oper ist eigentlich ein Kind des italischen Karakters und jene kleinen Spitzbübereien der Opera buffa, jenes Tändeln, Necken, Raufen, jene liebenswürdige Ungezwungenheit, die zuweilen Unverschämtheit scheint, sollte das Volk immer an sich

tragen. Hat Verfassung und das Regiment der Fremden es äußerlich spröde und tückisch gemacht, so läßt es im Theater sich doch das Recht seiner Natur nicht nehmen. Da glaubt man mit einem Male ganz andre Menschen zu sehen, als man draußen und in häuslichen und großen Zirkeln erblickt. Da herrscht der Muthwille und die genialische Ungebundenheit, wodurch dieses Volk vor allen andern zu einem Künstlervolke geeignet ist. Die wenigsten gehen hier hin, um singen zu hören, oder sich durch Schwänke belustigen zu lassen. Musik und Oper sind nur ein Mittel, was anderes zu treiben, und dienen höchstens als Intermezzo zu den andern Vergnügungen, die man sich vorgenommen hat. Das ist ein Lachen, ein Schnattern und Tosen, daß man nichts von Musik und Gesang hört, wo man nicht den Spielern beinahe auf den Fuß tritt. Diese sind bey diesem Lärm eben so wenig verlegen, noch die aufmerksamen Zuhörer unwillig, oder berechtigt, Stille zu gebieten. Man ißt und trinkt, als wäre man in seinem Kämmerchen, tändelt mit seinem guten Freunde und Cicisbeo — denn den Herrn Gemahl mit in der Loge zu haben oder die Gemahlin wäre wider alle Schicklichkeit — oder mit der Freundin, und hat es nicht Hehl, daß man artig und zärtlich seyn kann, auch nach des Priesters fürchterlichem Segen. Alles dies aber wird leicht behandelt, und bey aller

Lebendigkeit immer schicklich; es bleibt immer leichtes Spiel und Berühren, und man greift nicht so dick mit seinen Empfindungen, wodurch der grade Teutsche gewöhnlich sogleich in dumme Streiche ausplatzt. Ja selbst kleine Consessus wie Conversazionen kann man sehen, und ordentliche Spielparthien in den größern Logen. Die französischen Officiere waren munter unter diesem Bienenschwarm und um die feinsten Gesichter herum.

Die Schauspieler und Operisten gehörten, wie die Tänzer, nur zu den mittelmäßigen, besser war das Orchester; denn die Musik behauptet hier noch immer ihre alte Ehre. Man schreit auch hier, wie in Venedig: e tutt' un' altra maniera di vivere, che fa, und das glaubt man den Leuten ohne Schwüre. Bologna hatte sonst den reichsten, ältesten und glänzendsten Adel der lombardischen Städte. Dieser ist durch die neue Verwandlung ganz niedergedrückt, zum Theil hat er alles verlassen, und ist mit den Ahnen in ein sicherer Land gezogen; die gebliebenen sind unlustig und bange, leben im Dunkeln, und tragen den alten Glanz nicht zur Schau, oder dürfen es nicht. So verliert die Kunst den Zufluß, den sie immer nur von den Reichen bekommen kann, und die Enkel und Neffen von Päbsten und Kardinälen wollen bis jetzt an den allgemeinen Menschenadel, der allen Adel aufhebt, nicht glauben.

Die Bologneser sind ein rüstiges und meistens wohlgebautes Volk, und der fette Boden, den sie bewohnen und pflügen, trägt auch schöne Gestalten. Aus allen Ständen springt dies in die Augen, und die Weiber sind meistens schöneren Wuchses und zarteren Blutes, als die Florentinerinnen, ja selbst, als die Venezianerinnen; doch bleiben venezianische Augen immer einzig und die Grazie der Venezianerinnen im Tragen und Kleiden. Die Kleidung hat hier nichts ausgezeichnetes; sie ist nach der jedesmal vorherrschenden Mode englisch oder französisch. Doch findet man noch die Schleier, die aber nicht so ganz venezianisch mehr sind und kleine Lücken lassen, wodurch ein freundlicher Sonnenblick der Augen fallen kann. Wollen die Weiber aber diese Bequemlichkeit recht brauchen, so sind die Schleier viel größer, als in Venedig, und es soll selbst dem Ehemann schwer werden, unter dieser Kappe seine Hausehre wieder zu finden. O die schönen verschämten Schleyer! Die Mäntel sind hier nicht so vornehm und allgemein in den bessern Ständen, als in Venedig. Dafür haben die Franzosen den Stiefeln Ansehen zu verschaffen gewußt; die sonst immer noch wenig italiänisch waren. Auch das Tabackrauchen hat man mit der Freiheit gelernt und kann nun also den Taback, den man baut, sehr gut brauchen. Uebrigens sind die Bologneser ein muuterer und frohherziger Schlag Menschen, und haben

eine gewisse Freimüthigkeit, die freuet, lachen und scherzen gern, selbst jetzt noch, da sie doch meistens bitter klagen. Der Dialekt hier ist unangenehm, und man sagt in Italien, wenn einer schleppend und gleichsam singend spricht: er spricht, wie ein Jude, oder Bologneser. Der gemeine Mann schnarrt und singt und beißt die Worte dabey so bequem ab, daß man sehr geübt seyn muß, ihn zu verstehen. Das Singende im Ton können aber selbst die gebildetsten nicht ablegen.

Man kann hier an 5 bis 6000 Franzosen sehen, die in Garnison liegen, und etwa 1000 Mann des Militärs der neuen cisalpinischen Republik. So fein, so elegant, so schön mondirt die ersten sind, so lumpig und ehrlos sehen die letzten aus. Jene sind die Herren, diese die Sklaven, und sie werden auch so von den Franzosen behandelt. Das Wörtchen Brüderschaft steht nur schön auf dem Papiere, der Franzose wird mit dem Italiäner nie eine aufrichtige machen können. Die französischen Soldaten schimpfen allenthalben laut auf die Nation, und noch lauter auf die feigen cisalpinischen Legionen. Auch Bologna seufzt über die neue Ordnung, aber würde es nicht eben so sehr seufzen, wenn die Franzosen als Feinde gethan hätten, und schlimmeres gethan hätten, als sie nun als Freunde thaten? Gekostet hat es der Stadt genug, und die Hypothek der geistlichen Güter ist nichts werth,

weil sie keinen Kredit hat. Unverkauft liegen diese Güter nun zum Theil ganz unbewohnt und unbebaut, ein neuer Verlust für die Kommune. Ich selbst ging den 13ten Oktober zu einer Subhastation von mehr als für 2 Millionen Gütern aufgehobener Klöster. Es war viel Volk da, das sich drängte und fluchte, man bot eine Kleinigkeit und behielt die Güter, so laut auch der Commissair des Direktoriums seine Stimme tönen ließ. Das Volk lachte übermüthig, als die Session aufgehoben ward, und mein Wirth meinte, so viel werden die Heiligen doch über die Menschen vermögen, daß man ihnen ihr letztes Erbe in Bologna nicht stehle.

Manche Lächerlichkeiten habe ich denn doch auch gesehen, die ächt französisch sind, und meinem Osmanen, mit dem ich gewöhnlich spazierte, viel Spaß machten. Obgleich die unsinnigen schwimmenden Batterien und Maschinen, womit man die englischen Küsten ersteigen wollte, in Frankreich längst vergessen und nie ernstlich gemeint worden sind, so tragen französische Schacherer die Abbildungen doch zum Verkauf herum, auf denen die englischen Kriegsschiffe wie Seifenblasen zerplatzen, und an der Küste alles die Flucht nimmt. Eine Menge Menschen staunte die Dinger an, und die Franzosen behaupten noch in den öffentlichen Blättern, nächstens werde England den Todesstreich er-

halten. Schwächer und wirklich erbärmlich aber ist es, daß man in öffentlichen Affichen liest: Nelson sey mit Verlust von 10 Schiffen geschlagen, und Bruys werde nächstens an den Küsten Siciliens seine siegreichen Wimpel wehen lassen. Die Franzosen lachen selbst darüber, da jeder das Gegentheil weiß, und sagen, die Regierung macht uns zu Narren, und wir können doch fechten und brauchen keine Prahlerei. Und wahrlich man kann kaum schönere Truppen sehen, als hier liegen; so fröhlich, so gesittet sind nur freye Menschen. Was können sie für die Sünden des Geschleppes der Armee, für die Gesandten, Kommissäre und Räuber, die ihnen wie die Pest nach ziehen. Indessen ist ihr gutes Aussehen kein Wunder. So gut, wie ihnen, wird es nicht allen Truppen. Jeder französische Soldat kostet der Republick täglich 6½ Groschen, (2 Paoli) außer dem, was ihm sonst geleistet werden muß. So können sie gut leben und Muth und Lust in der Brust behalten, während der arme Teutsche bey seinen 4 Kreuzern und Kommisbrot in Venedig verhungern muß. Man findet die alte Artigkeit noch immer unter ihnen, und viele Gemeine haben ganz das Aeußere der gebildetsten Leute.

Sonderbar ist es bey dieser Stimmung der Gemüther und in dieser verwickelten Lage der Dinge, daß über Einen Mann nur Eine Stimme herrscht,

von Grätz bis Bologna. Man höre Freunde und Feinde, immer wird Buonaparte als ein großer Mann, als ein Freund der Menschen und Beschützer der Armen und Elenden geschildert. Man erzählt nur, wo er diese und jene Unordnung abgeändert, diese und jene Last erleichtert, diese und jene Nothwendigkeit durch sein Betragen und sein Wort erträglicher gemacht habe. Alles verzeiht man ihm gern, nur nicht, daß er seinem Vaterlande die Kunstwerke entwenden lassen hat. Der Patriot, der über sein Vaterland seufzet, erklärt ihn unschuldig, und legt ihm sogar das Gute bey, was vielleicht zufällig war. Der Priester rühmt ihn als einen Mann, der auch in Vorurtheilen die Menschheit zu ehren und das Elend so vieler in eine unbekannte Welt hinausgestossener zu fühlen wußte. Der französische Emigrant, der ungeschworne Priester macht ihn zu einem Aristokraten, der nicht gekonnt, oder nicht gewagt habe, alles auf das Spiel zu setzen, als die berühmte Parthey Pichegrüs und Barthelemys in Paris so thätig war. Wenn dies alles auch für das Einzelne nichts beweist, so beweist es doch so viel, daß ein Mann, der in einer so mißlichen Lage so alle Herzen gewinnnen konnte, werth seyn muß, den Menschen zu gebieten.

Die Insignien der neuen Freiheit sieht man nicht blos an allen Hüten, sondern an allen Stadtthoren und Plätzen, sähe man sie doch auch auf

allen Gesichtern! Das größte Menschengewimmel, das Aufziehen der französischen und cisalpinischen Truppen, die Hauptwache, das Gemeindehaus und der mächtigste Freiheitsbaum findet sich auf dem großen Platz. In den Fahnen der Republik, welche neben ihm wehten, waren die Worte: „chi usurpa i diritti del popolo, è un tiranno“ sehr ominös eingerissen. Das Volk weiß ziemlich wohl, woran es mit allen diesen schönen Worten ist, und mir waren die Unterscheidungen, welche die Matrosen am Po machten, nicht ohne Bedeutung, indem sie das territorio imperiale di quà und das territorio francese di là des Stroms unterschieden. Einfältige und Kinder sagen die Wahrheit.

Mit meiner Tafel war ich bisher wohl zufrieden gewesen. Man isset in Italien weit derbere und nahrhaftere Speisen, als in Frankreich und in Oberteutschland, und ich konnte bey den Schinken, Mortadellen und Mettwürsten wohl rufen: en patria tellus! Rinder- und Schweinfleisch sind vortrefflich, und die Menge der jungen Puter und Hühner, die man mit Butter und Oel sehr leckerhaft zu braten weiß. Der Tischwein ist wenigstens mittelmäßig und läßt sich, wenn man ihn italiänisch mit Wasser trinkt, schon genießen. Auch die Fische und Eierspeisen sind besser, als man in Oesterreich, Baiern und andern Fastenländern sie findet. Von den Suppen muß man in Italien unterscheiden zwi-

schen zuppa und minestra. Zuppa ist, was man eine Brühe, einen dünnen Abguß der Fleischsuppe mit etwas Kraut und einigen Brocken Brod, oder eine dünne Milchsuppe nennen kann. Minestra steht in der Mitte zwischen den Löffel- und Messerspeisen. Dahin gehört der dicke Reis, die Maccheroni und Vermicelli, (Nudeln, Würmchen,) die durch geriebenen Parmesankäse, den man aufstreut, noch fester gemacht werden. Doch bereitet man diese Minestren an einigen Orten so trefflich, daß sie rechte Leib- und Magengerichter werden. Schon bey den Alten war, was zwischen den Eiern und Aepfeln nicht das beste einer Mahlzeit. Das gilt auch noch, und freilich können wenige Völker einen Nachtisch haben, wie die Italiäner. Dies ist die Freude des Mahles, vorher hat man gegessen, nun fängt man an zu genießen. Das Weintrinken und Gespräch beginnt und man schmaust Mandeln, Rosinen, Trauben, getrocknete und frische Feigen, Aepfel, Pflaumen, Parmesankäse und was die Jahrszeit jedesmal zu dem Trocknen Frisches giebt. Des Nachtisches entbehrt der Italiäner nicht gern, und selbst der ärmste muß etwas dergleichen haben.

Eines muß man in Italien nicht versäumen, alles zu bedingen bis auf das Kleinste, so wohl bey den Wirthen als Vetturini, wofern man nicht fürchterlich geprellt werden will. So hart dies

auch der Sitte des Teutschen fällt, so ist es hier Sitte und keiner nimmt es übel, wenn man für jedes den Preis bedingt. Das Bedungne wird redlich gehalten; ich habe während meines Aufenthalts in Italien nur einige unangenehme Abweichungen davon gefunden. So lebte ich zum Beispiel hier in Bologna recht gut, den Wein mit eingeschlossen, für 4 Paoli (14 gute Groschen) die Mahlzeit, und für Bette und Zimmer bezahlte ich zwey. Hat man nicht bedungen, so muß man als Fremder das Doppelte, ja das Dreifache bezahlen.

Reise von Bologna nach Florenz.

Den 16ten Oktober zu Mittage hatte ich mir einen Platz in der Karosse eines Florentiner Vetturino bestellt, um mit ihm dieser Stadt zuzufahren. Mein Türke, der neben mir logirte, kam, weil er zu Mittage bey einem Handelsfreunde aß, drückte mir die Hand und ging, ohne ein Wort zu sagen, fort. Ich sah noch einmal in seine großen schwarzen Augen und er verschwand. Braver Panajo Doxa, warum wurdest du, an Sitte und Art mir fremd, mir doch so lieb, und alle die andern gingen kalt und gefühllos vor einander und vor mir vorüber? Wo du auch leben magst, dein Andenken soll mir heilig seyn; denn du bist ein Mensch. Unter Fremde ausgestoßen, die nur mein Geld wollen, oder

die höchstens die Neugier zu mir treibt, bedarf ich solcher Erwärmung, um nicht ganz zu erstarren, und wehe dem, der ihrer nicht mit mir bedarf!

Sonderbar genug traf ich in der Kutsche, die vorfuhr, meine drey Emigranten, mit denen ich von Ferrara reiste, und die nun diese Städte verlassen, und in Florenz einen unsichern Aufenthalt suchen müssen. Wir nahmen nachher noch einen Mann und Weib ein, oder vielmehr auf, denn sie setzten sich auf dem Vordersitze außer der Kutsche. Der Wagen war sehr bequem mit vier Sitzen innen und hinten mit einem Korb für das Gepäck. Vier Mäuler zogen ihn, die in Bergen am besten und sichersten gehen. Ich bezahlte von hier bis Florenz (15 gute Meilen) zwey Zechinen, zwey Mahlzeiten und das Nachtlager einbedungen, und ward gut gefahren und bedient. Sonderbar traf es sich, daß bei'm Lichte besehen, die ganze Gesellschaft, die mich umgab, aus Franzosen bestand, denn auch jener letzte war einer, und seine Frau eine Savoyerin, also auch eine halbe Französin. Dieser neue Freund war äußerst redselig. Er machte uns gleich mit allen seinen Sachen bekannt, war ein Stück von Juwelier und nannte sich einen Mercante d'antiquità, ein Normann seines Landes. Seit seinem 20sten Jahr — er war jetzt in den 40gen — hatte er in Genua gelebt, sich verheira-

thet, dann eine Flucht nach Spanien gemacht von 14 Jahren. Bey meiner Rückkunft, sagte er, fand ich, daß meine Frau sich verheirathet hatte, aber grade zwey Tage vor meiner Ankunft zum zweiten Mal Wittwe geworden war. Sie hätte mich gern wieder genommen, aber ich dankte. Doch war jener Mann nicht aus dem Lande, sondern in die andre Welt gegangen. Nun habe ich doch närrisch genug mir wieder einen Klotz, indem er auf seine Gefährtin zeigte, an die Füße gehängt, und ziehe mit ihr das Land durch auf Rom und Neapel, wo jetzt guter Einkauf zu machen ist. Von Spanien erzählte er Mord- Inquisitions- und Glücksgeschichten, und von sich selbst Abentheuer, die allen Glauben überstiegen. Dies alles in einem Gemisch von Sprachen und in einem Dialekt, die es noch komischer machten, denn er mischte häufig italiänische und spanische Wörter mit ein. Griff er unsre Geduld an, so that es sein kleines Weib noch viel mehr. Ich ließ sie, als wir aus Bologna heraus waren, in der Kutsche sitzen und nahm ihren Platz ein, um besser um mich sehen zu können, und sie war dafür so gefällig, alle Augenblicke mit der singendsten Sprache und der widerlichsten Stimme ihren Mann mit dem Namen Reyner anzuschreien, daß mein Trommelfell vor Angst hätte platzen mögen. Sonst war sie ein ganz niedliches und gutherziges Persönchen, dem man gar nicht böse seyn

konnte. Die beiden Geistlichen und der Baron dagegen machten mich, obgleich sie sonst gebildete Leute waren, mit ihrer Wuth gegen die neuen Franzosen, und mit ihren Wünschen und Hoffnungen fast toll. Sie finden in Florenz, wo es in Italien einzig noch etwas ruhig ist, eine Menge Unglücksgefährten. Diese Armen hören immer noch nicht auf, wie die Juden den Messias, eine neue Umwälzung zu hoffen, die ihnen ihr Vaterland wieder öffnen wird, das sie doch immer noch über alle Länder des Erdbodens erheben. Ich störte ihre Hoffnungen nicht durch Zweifel, und unterhielt mich angenehm über manches mit ihnen; denn selbst das Unglück nimmt einem Franzosen seinen leichten Sinn nicht.

Bologna liegt nicht weit vom Fuße des Apennins, und die Gegend erhebt sich sanft, so wie man aus der Stadt in den Süden hinein fährt. Im Norden hingegen fließt der Reno und man sieht nichts, als die unermeßlichen Ebenen, welche bis zum Po und zu Ravenna fortlaufen. Der Weg geht auf schlechter Chaussee durch schöne Gärten und Villen immer mälig bergan. Rechter Hand im Westen sind lustige Hügel mit Gärten und Gartenhäusern, und da sah ich noch einmal den Sitz der Madonna di San Luca, wohin auch ich gewallfahrtet war. Bald indessen verloren wir diese Gärten mit ihren Reben und Oelbäumen und Feigen,

und

und kamen in eine ganz andre Natur. Schroffe Felsen, mit Eichen und zahmen Kastanien bedeckt, wechselten mit kleinen Einschnitten, worin die fleißigen Menschen sich Gärten, Felder, Wiesen bereitet und Häuschen gebaut hatten. Diese Gärten und Schluchte waren zum Theil so allerliebst, daß ich mich eben so gerne darin eingenistet hätte, als in die Villen vor Bologna. Alles dieses machte die reizendste Abwechselung und Verschiedenheit, und alle Augenblicke begegneten uns Wagen und bepackte Maulthiere und Esel. Ich wanderte häufig, um so der schönen Erde desto besser und freudiger zu genießen. Als wir drey Meilen etwa gemacht hatten, ward die Aussicht himmlisch, wie der abendliche Himmel selbst. Hinter uns lag die Ebne mit der prächtigen Stadt ausgebreitet, und ferner hin dämmerten die Berge von Padua, links unter Rimini erschien das blaue Meer und sogar einige Segel sahen wir vorüber fliegen. Dies war uns allen so herzerhebend, daß wir in Einen Jubel anstimmten, und der großen Mutter der Dinge ein Loblied darbrachten. Die Gegend ward nun immer ernster und wilder, und die Klüfte und Felder hingen immer abschüssiger. Kleine Eichen und mächtige Kastanien, mit reicher Frucht beladen, begleiteten uns am Wege, und seltner hatten wir ärmliche Hütten und Dörfer zur Seite. Doch geht hier noch Pflugschaar und Sense, und es giebt gar

hübsche grüne Alpwiesen, von kleinen Feldchen durchschnitten. Endlich schloß uns der Abend in seine braunen Schatten ein, und wir traten um halb acht Uhr zu Figliara, fünf Meilen von Bologna, ins Quartier.

Die Bergluft war kalt, und wir stellten uns also in der Küche um das Feuer, wo man unser Mahl briet und kochte. Die Zeit konnte uns nicht lang werden, denn kaum ward Reyner warm, so kramte er aus, und erzählte solche ungeheure Geschichten aus Hispanien, solche verliebte Abentheuer, solche Wunder- und Helden- und Blutthaten von Räuberhauptleuten, Spielern und Zauberern, daß alles, was im Don Quixote steht, dagegen Kinderei ist. Zugleich machte er eine Fechtschule mit den Armen mit mir durch, bis endlich die Eßglocke schellte. Wir hieben lustig ein und legten uns gleich schlafen, weil unser Fuhrmann uns angekündigt hatte, daß wir um 4 Uhr wach seyn müßten, wenn wir morgen Abend in Florenz seyn wollten.

Um drey Uhr war der Markör mit dem Lichte da, und um vier saß alles in der Karosse. Ich nicht. Die Nacht war zu schön und die Gegend zu groß, um mit meinen Kameraden blos zu schnarchen, welche alle Fenster und Vorhänge zugezogen hatten. Es ging zu Fuße über hohe Berge, denen doch grünes Gebüsch und rieselnde Wasser nicht fehlten. Gegen die Dämmerung waren wir auf-

toskanischem Gebiete und mußten still halten, um unsre Pässe visitiren und die Effekten versiegeln zu lassen. Dies währte ungefähr eine halbe Stunde. Der Morgen dämmerte roth und heiter auf über den Bergen, welche Nebel kreuzten. Diese fangen an kahl und öde zu werden, und nähren nur in ihren Klüften und Gräben einiges Grün und Buschwerk; doch auch hier sind noch, wo es eben ist, kleine Felder und hübsche gewässerte Wiesenstreifen, worauf Stiere und Mäuler weideten. Der Weg ist nicht steil, noch gefährlich, sondern windet sich sanft hinan. Um 8 Uhr hatten wir die höchste Höhe des Apennin, die wir zu passiren hatten, und die unter dem Namen Monte Traversa weit berühmter ist, als sie verdient. Ich habe in mehrern Reisebeschreibungen gräuliche Dinge davon gelesen, wie zur Zeit der Stürme Maulthiere mit Mann und Maus sind zurückgeworfen, und in die Abgründe geschleudert worden. Alles dieses ist Wind der Fuhrleute und noch blinderer Reisenden, die Augen haben und doch nicht selbst sehen mögen. Denn dieser Monte Traversa ist sehr flach und geht gar mit keinen Abgründen und Schlünden, sondern ganz sanft hinunter, und die Stürme von beiden Meeren, dem ligurischen und adriatischen, können auch so fürchterlich nicht seyn, da dieses Gebirg mit so vielen Brüdern nach allen Seiten umgeben ist, die eben so hoch, oder doch nicht viel kleiner

sind. Auch wegen der Aussicht hat es eben keine Vorzüge, und die von gestern war bey einer kleinern Höhe viel ausgebreiteter und größer. Nicht weit nach diesem Uebergang über den Rücken des Apennin, sieht man links in einiger Entfernung einen Rauch, der als eine Merkwürdigkeit bekannt ist, unter dem Namen des Feuers bey Pietra Mala (ein Dorf). Diese Flamme, oder Flammen brechen an einem Berge auf einer Stelle von 25 bis 30 Fuß im Umfange blauleuchtend und hüpfend hervor, wie man von der Teufelsflamme bey vergrabenen Schätzen fabelt. Der Vetturino sagte auf meine Frage, es brenne dort von ewigen Zeiten her. Bey Tage sieht man meist nur Rauch, bey Nacht soll es oft weit leuchten wie ein Meteor. Dieser Vulkan ohne Krater und Spalten wäre der Untersuchung doch wohl werth. Wir sahen aus der Ferne nur den Rauch dieses Holzfeuers, (fuoco di legno) wie es der Fuhrmann nannte.

Wie wir nun wieder bergab fuhren, that sich uns eine ganz andre Gegend auf. Ueberall ist diese südliche Seite des Apennin viel milder und romantischer, als die nördliche, und öffnet sich zugleich mit schönen Thälern. Auch weit besser angebaut ist sie, und die Häuser in einem nettern Zustande. Ob aber die Gegend allein dies mache, oder die bessere Regierung nicht auch einen Antheil daran habe, das läßt sich wohl eher fragen, als entschei-

den. Man sieht keine Dörfer, oder doch selten, sondern immer nur einzelne Wohnungen, wo sich in den Bergen ein Feldchen, eine Wiese und ein Gärtchen findet, für eine Familie geräumig und reich genug. Kirchen und Klöster liegen auch meist wie jenseits auf hohen Bergspitzen, und geben einen schönen Anblick. Die Kastanien- und Eichenwälder fangen hier gleich an, und begleiten den Reisenden durch liebliche Thäler bergauf und bergab, bis er die Gegend hinter Monte Carello hat. Von hier an wird alles milder. Man fährt hoch und hat zu beiden Seiten eine anmuthige Aussicht über Thäler, die mit lustigen Wohnungen und Thurmspitzen wie besäet sind. Es geht wie durch einen schönen Garten. Reben voll der herrlichsten Trauben schlingen sich um ihre Bäume, oder stehen auch zum Theil nach teutscher Art an Stäben. Die Kastanienbäume werden seltner und stehen nur noch an den rauhern und felsigtern Plätzen, und Oel- und Feigenbäume kommen dafür, die letzten mit reifen Früchten, die ersten mit ihrer Trauerfarbe unter dem frischen Grün der letzten noch mit unreifen Beeren bedeckt. Jetzt findet man am Wege und seitweges schon anmuthige Villen, wo die hohen und dunkeln Cypressen wie Schildhalter stehen. Selten sieht man einen Park dieser Bäume. Gewöhnlich steht nur Eine, höchstens zwey Reihen vor dem Hause, oder auch rund herum. Sie stehen

wie Riesen unter den andern Frucht- und Obstbäumen. Nun erst hatte ich das rechte Italien, und sah das schönste Land zum ersten Mal in seinem eigentlichen Gewande und unter den schönsten Bergen. Durch die Gärten, Weinberge und Villen laufen Gebüsche, Wiesen und Felder hin. Ich dachte an Plinius Landhaus am Fuße des Apennin, wie er in einem seiner Briefe es so reitzend schildert, noch mehr, als ein Jäger losbrannte, und bald noch ein andrer, der den Hasen erlegte, den jener verfehlt hatte. So wechselte ein Thal nach dem andern mit dem Durchschnitt einer schroffen Anhöhe ab, und wir hielten endlich in einem Wirthshause still, das in einem Bergthale unter Feigen und Nußbäumen am Bache lag. Es gab ein gutes Mahl und guten rothen Florentiner Wein. Der Weg von hier windet sich immer eng durch Bergthäler mit kleinen Feldern und Häuschen, bis endlich Reyner vom Bock schrie: voilà Florence! Alles ward munter. Ich sprang aus dem Wagen und sah eines der schönsten Thäler Italiens, das Arnothal und tief im Grunde die hohe Kuppel des Doms und den Thurm des alten Pallastes von Florenz. Wir rollten nun noch eine Meile bergab und fuhren mit der Dämmerung in die Stadt ein. Ich nahm im Gasthofe della Gran Bretagna mein Quartier, und miethete mir die nächsten Tage ein

helles Stübchen am Arno, nahe bey der gran piazza.

Gegenden um Florenz.

Ich werde in der Beschreibung der Umliegenheiten von Florenz etwas weitläuftiger seyn, theils weil diese das schönste Bild von dem Zustande Toscanas geben, theils auch, weil man bey einer allgemeinen Aufrechnung gewöhnlich so viel Kleines übersteht, was den Karakter eines Landes und Volkes aufschließt, so wie man in kleinen unwillkührlichen Zügen und Lichtseiten, die hervor springen, das tiefere Dunkel eines Einzelnen schaut.

Wanderungen in den Nordost von Florenz.

Ich hatte den 19ten Oktober bestimmt, Pratolino, das man mir seiner schönen Lage wegen rühmte, zu besuchen, und wandelte längst der Bologner Straße immer durch Fluren und Weinberge etwa ein anderthalb Meilen fort. Die letzte halbe Meile geht man auf schroffem Pfade, immer nur einzelne Bäume vor den Augen, bis sich unter kahlen Bergen ein sanftes Thal aufthut, worin Pratolino in seinen dunkeln Bäumen erscheint. Bald fand ich den Castaldo des Großherzogs, der, so wie wir in den Pallast traten, mich mit den Worten empfing: alles ist geplündert und nach dem Pallast Pitti gebracht. Ich fand diese Klage nur zu

wahr. Die großen Säle stehen leer und öde, und Tauben und Schwalben fliegen durch die zerbrochenen Fenster. Die Wände sind eingerissen, die Decken abgeblättert, die Fußböden hie und da versunken. Alles verkündigt den schnellen Verfall dieses schönen Gebäudes, wo nicht mit besserem Geschmack für die große Natur ein Retter erscheint. In dem ersten unteren großen Saale sieht man noch schöne Brustbilder der alten Mediceer, wie in den Gemächern ihre Ehrentage und Gelage zum Theil gemahlt sind. Diese und andre Gemählde liegen in Staub und Moder herum, und werden schon von Nässe und Würmern zerfressen. Wo man reich ist, wirft man so vieles hin, was man anderswo als ein Heiligthum bewahren würde. Es wäre wahrlich ein erlaubter Diebstahl, einige schönere Gemählde aus dieser Verwesung zu stehlen.

Die Ville ist von Franz dem Ersten gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erbaut. Die Meister sind die beiden Buontulenti, Bernard und Franz, Vater und Sohn. Vor dem Pallaste ist ein schöner Hof im halben Monde. Zu den Seiten sind Wohnungen und Ställe, jetzt für Bauers- und Handwerksleute und für den Verwalter. Grade vor dem Pallaste am Hofe liegt der Park, der sonst durch seine Bildhauerei, Wasserkünste und Grotten die Zierde des Landes war. Vorne führt ein schöner grüner Platz an einen Teich, (vivajo, piscina)

der rund umher mit großen Steinen eingemauert ist. An seiner nördlichen Seite thront auf ödem Gestein, das in einer Weltverwüstung zusammengeworfen scheint, ein ungeheuer sitzender Riese, der aufgerichtet über 50 Fuß hoch wäre, ein Emblem des Apennin. Sein Bart, sein Haupt und Gebein ist mit Bröckel- und Tuffstein künstlich genug beworfen, und eben so hat er einen steinernen Pelz um, der seiner Figur wohl steht; aber auch dieses bröckelt immer mehr ab, und Gras und Moos ersetzt dies Kleid. Unter sich hat er einen Drachen, der aus seinem Maule einen Strom Wassers in den Teich speit, welcher von Fischen wimmelt. Ein andrer geflügelter Drache ist hinter seinem Rücken, auch ein wasserspeiendes Ungeheuer, das seinem Meister Ehre macht. Unten sind Grotten, mit Muscheln und Gestein künstlich und zierlich besprengt, es rieseln kleine Wasserröhren und Sprützen, und in seinem Bauche selbst ist ein niedliches Zimmerchen für eine Nereide, mit Perlmutter, Muscheln, Tuffstein und kleinen Wasserspielen geschmückt. Aber auch dieses einzige Denkmal wird bald zusammen fallen, woran Johann von Bologna so lange gearbeitet hat. Die übrigen Kleinigkeiten, die noch da sind, verdienen keine Erwähnung. Die Gänge selbst sind mit Gras und Gesträuch verwachsen, und die Bäume zeigen in ihrer Wildheit noch die Scheere des Gärtners, der sonst zierliche Wände aus ihnen zu

bilden wußte. Es laufen mehrere von diesem Teiche und zu beiden Seiten aus, und wechseln mit einzelnen grünen Plätzen, jezt in ihrer wilden Naturschönheit noch lieblicher, als je vorher. Sie haben hier und dies ganze Thal hinunter, auch südlich im Garten hinter dem Schlosse, einen so hohen Wuchs, wie man sie in der ganzen Gegend nicht leicht findet. Ich habe um Florenz keinen Ort gefunden, der eine erhabnere Natur und Wildheit und Milde so vereint zeigte. Mächtige Eichen, Cipressen, Tannen und Pinien schmücken dieses reitzende Rund vor dem Schlosse, und unter ihnen steigen Leccien, (eine Art Eichen, ilex) Mortellen und Lorbeern mit ewigem Laube empor. Die Gänge sind meist mit Lorbeerbüschen, Myrrthen, Lentaggio und andern Sträuchen eingefaßt, und noch jezt blühen auf allen Rasen Blumen, die das Gebirge und kalte Quellenwasser lieben. Hinter dem Gartenplatz kömmt der Park, der mit Fichten und Eichen nördlich ans Gebirge hinanläuft. Der Garten hinter der Ville ist im gestutztern Geschmack, und trägt Reben und Blumenbeeten, und hinter seinen Mauern rieselt ein Bach in vielen Armen durch Eichen, weiterhin im Osten steigen Rebenhügel mit Oel- und Feigenbäumen lustig empor.

Ich verließ diesen lieben Ort, und kletterte den Monte Senario hinan, eine einzelne Bergspitze im Norden in dunkeln Tannen, welche sich romantisch

unter ihren Gesellen erhebt. Dieser Berg ist berühmt durch seine Einsiedler aus der alten Zeit, und es ist nichts begreiflicher, als wie Menschen, die durch Schwärmerei, oder Ungeduld und Kummer des tollen Lebens satt geworden sind, sich hieher flüchten und allein mit den Geistern des Himmels und der Erde hier leben konnten. Auch mich wandelt oft ein Gefühl der Sehnsucht an, wenn ich solche Gegenden sehe, ein Gefühl, das uns sagt, wie vieles wir durch die Gesellschaft einbüssen, das sie uns kaum durch ihre besten Güter ersetzen kann; wie Himmel, Erde und Meer, Sonne und Mond mit ihren Sternen, wie die Bäume, die Blumen und die Kräuter doch dem Menschen erscheinen mögen, der von Jugend auf mit ungeknicktem und unverdrehtem Menschensinn unter ihnen gewandelt ist, o das ahnen wir kaum in seltnen Augenblicken! Sollten alle Eremiten nur den Todtenkopf angeschaut und das Crucifix umhalst haben? ich zweifle. Jetzt steht hier unter den Fichten ein Kloster der Eremiten, die sich Diener der heiligen Jungfrau nennen. Die Stifter waren 7 edle Florentiner, die im 13ten Jahrhundert hier lange in Höhlen lebten. Später aber gab ein Florentiner, Benizi, der jetzt unter den ersten Heiligen prangt, dem Werke erst seinen Glanz. Er baute sich eine Laube aus Tannen, unter welchen er lange einsam, Winter und Sommer, auf diesem hohen Gip-

fel bebte. Ich saß unter ihren hohen Wipfeln und träumte von heiliger Anbetung des Erhabensten, was ein Mensch träumen kann, kroch in die 7 Grotten der Einsiedler, die man in der Einfassung des Klosters sieht, und besprach mich mit einigen Eremiten, besah noch das finstere Kloster von la Trappe Buonsolazzo, und wanderte dann immer bergab wieder in milderen Fluren von Florenz. Näher der Stadt und dem prächtigen Thore von San Gallo, besuchte ich noch mit heiliger Ehrfurcht die Ville Careggi, die Kosmus der Alte, der größte der Mediceer, im 15ten Jahrhundert erbaute. Diese ist merkwürdig, weil sie der platonischen Akademie, die sich unter seinem Enkel Lorenz in Florenz zusammen fand, zum Versammlungsort diente. Sie bestand aus den berühmtesten Männern der Zeit, die der pflegende Geist der Mediceer in ihre Vaterstadt sammelte, aus Lorenz von Medici, Marsilio Ficino, Angelo Poliziano, Hermolao Barbaro, Pico di Mirandula, lo Scala und andere.

Den nächsten Morgen, den 20sten Okt. wanderte ich wieder aus der Porta Pinti, um die nordöstliche Gegend, die zwischen dem Arno und dem Wege von Bologna liegt, zu entdecken. Ich hielt mich unten nicht lange auf, sondern eilte zur Höhe, um freiere Luft und Aussicht zu gewinnen. Bald war ich in dem schönen Cipressengang der Villa

Guadagni, wo die Ebne in Hügeln aufzusteigen beginnt. Gleich daneben kömmt man an ein Dominikanerkloster, und steigt von da zu der lieblichen Villa Girolano, die sonst ein Kloster war. In der Kirche liegt ein wackrer alter Künstler in Erz und Marmor begraben, Franz Ferrucci von Fiesole. Man sieht sein Bildniß, von ihm selbst in Porphyr gemeißelt. Von der Terrasse dieser sonnigen Ville hat man im Duft der Orangen eine der schönsten Ansichten der Stadt, die etwa drey viertel Meilen entfernt liegt.

Hoch über Girolamo in öden Gebirgen, wo nur Oelbäume, Feigen, Ginggiolen und Sorben stehen mit wenigen magern Reben, liegt die Kirche und der Pallast des Bischoffs von Fiesole, und zugleich ein hübsches Seminarium, stattlicher von Ansehen, als die beiden vorigen. Wenige andre Häuser liegen in der Runde umher, und man kann es jetzt nur noch ein Dorf nennen. Ehedem war es eine Stadt, und zwar eine solche, die die Florentiner so in Zorn setzen konnte, daß sie sie im Anfange des eilften Jahrhunderts von Grund aus zerstörten. Von ihrem vorigen Daseyn sieht man nichts mehr als einiges alte Gemäuer. Zwischen hier und Florenz ward im Anfange des fünften Jahrhunderts die fürchterliche Schlacht zwischen dem Gothenfürsten Radagais und Stilico geschlagen. Ueber Fiesole zogen sich noch viele Tausende

von Barbaren über den Apennin zurück, und gingen wieder über die Alpen nach Teutschland und Gallien.

Westlich über Fiesole war eine Art Feste auf einem abgeschnittenen Berge, wo sich jetzt Franciskaner angebaut haben. Dieses schöne Kloster war das weiteste Ziel meiner heutigen Pilgrimschaft. Der Weg läuft von Fiesole steil, aber wohlgebahnt hinauf. Hier warf ich mich oben auf der grünen Terrasse hin, und genoß eine himmlische Aussicht. Ich übersah nicht allein die Ebne unter mir und die Stadt, sondern den ganzen Lauf des Arno und sein Thal, so weit es von Osten nach Westen fortläuft und von Bergen umschlossen wird. Hier hatte ich zum ersten Mahl die ganze Gegend von Florenz unter mir, und konnte jeden Ort der Lieblichkeit wieder finden. Im Norden sah ich Pratolino und den Monte Senario, und fern den grauen Apennin. Hinter dem Kloster nach Nordwesten läuft der Berg öde und steil hinab mit Cipressen, Eichen und Lorbeerbüschen, zu deren Füßen Oelgärten laufen. Auf der grünen Terrasse sieht man den Vater des Ordens an einer Seite des Klosters mit dem Kreuz, und nicht weit davon berichtet eine Inschrift der Nachwelt, daß Joseph und Leopold 1775 auch von hier hinab schauten, und sich in den Bergen und Thälern von Fiesole wohl gefielen. Unten bemerkte ich noch bei'm Weggehen

an einem kleinen eisernen, an der Wand hängenden, Kreuze eine Inschrift, die mir eine kleine Aufklärung gab. Ich hatte die Leute bey so einem Kreuze sich oft tief bücken und es herzhaft küssen gesehen, nun sah ich, daß die Herren es nicht umsonst thun. Ich las: „wenn man dieses Kreuz an jedem beliebigen Tage, oder Stunde küsset, so erhält man völligen Ablaß für ein Jahr.“ —

Von hier ging ich wieder durch Fiesole und immer östlich, bis ich auf dem kahlen Rücken der höchsten Berge dieser Seite stand. Ein frischer Wind wehte um mich, und mit ihm schien aller Staub der Erde zu verfliegen, so leicht und heiter fühlte ich mich hier. Hier ist überall eine ganz andre Natur, als im Süden und Westen von Florenz, auch wenn man tiefer steigt. Sobald die Ebne aufhört, steigen die Hügel nur mit tiefen Einschnitten zu Bergen, von denen brausende Wasser über Steinklumpen rauschen. Jenseits sind sie mehr gerundet, und sehen von oben bis unten nur wie ein schöner Garten aus. Im Gebirg hier und in seinen Klüften sind die einzigen Bäume Weißpappeln (arberi, alberi) und Eichengesträuch, seltner Tannen und Cipressen und einzelne Lorbeer- und Kastanienbüsche. Unter diesen steht Myrrthe, Rosmarin, Haide, Tamarisken, (μυριкη, myrice) Rimbrentoli und manche Blumen des Herbstes; an den Bächen Binsen, Ginestra, (eine Art Ginst

oder Hasengeil, das aber weicher und binsenähnlicher ist) und Bachbungen. Tiefer unten beginnen Oelberge und Reben. Ich fand eine Menge Steinbrüche und Arbeiter darin. Sie saßen eben bey dem Mittagsmahle in großen Marmorsälen, die sie ausgehauen hatten mit natürlichen Pfeilern, damit der Berg ihnen nicht über den Kopf komme und alles zusammen stürze. Einige dieser Marmorsäle träufelten rauschendes Wasser herab, und wären die schönsten Grotten für Einsiedler, wenn diese heilige Liebhaberei nicht so ganz aus der Mode gekommen wäre. Von hier stieg ich über niedrigere Berge zu den Ruinen eines alten Schlosses hinab, wo ich meinen Füßen eine kleine Ruhe gönnte. So wanderte ich durch die lachendsten Villen dieses östlichen Thals an den Arno, den ich eine Meile verfolgte, bis das Thal sich schloß. Unterwegs traf ich einen Wahnsinnigen in einem Dorfe, der wunderschön die Flöte spielte, die schon eine halbe Stunde vorher zu mir zu dem Berge hinaufgeklungen war. Kaum trat ich näher zu ihm, so hörte er auf und warf sich neben einem Sacellum der heiligen Jungfrau hin, und fing laut zu predigen an, so daß sich Kinder und Neugierige um ihn sammelten. Es war das verrückteste Zeug, was ich in meinem Leben gehört habe, aber der Mensch sah nicht ganz verrückt aus, und als er die Flöte wieder ergriff, schien eine Art himmlischer Entzückung aus allen seinen

Zü-

Zügen zu leuchten. Mir fiel es ein, ob ein Wahnsinn nicht oft eine Wohllust des Daseyns ist, die diese tief fühlenden Menschen weit über ihre Hörer und Seher erhebt. Seine Worte waren offenbar die eines Tollen und gewiß meist nicht wahr. Er schwatzte, daß er im Gefängniß liege und eine ungeheure Summe zahlen solle, die er nicht aufbringen könne, doch werde Elias nächstens im Donnerwetter kommen, und sich mit einem Sack voll Gold zu seiner Flöte hinabneigen, und dann wolle er diese Flöte nur an heiligen Festtagen, und in den Kirchen spielen. Er schalt die Fürsten alle blinde Maulwürfe, und meinte, er müsse sich an den dort oben wenden, um sein Recht zu haben. Seine Flöte hallte mir noch lange nach, auch als ich sie nicht mehr hörte, und so ging ich träumend am Arno hin, und wandte mich endlich, als ich das Ende des Thals hatte, um an seinen Ufern wieder zur Stadt zurück zu gehen. Dieses Thal läuft ungefähr fünf viertel Meilen östlich von der Stadt und erweitert sich, wie es der Stadt näher tritt. Der Anfang ist unbeschreiblich schön durch die herrlichen Villen, die jenseits auf den Hügeln liegen, welche nahe an den Strom treten. Der Strom selbst ist mit Weißpappeln begränzt, und meistens mit Wall und Mauern eingeschlossen, um die niedrigen Pflanzungen vor Ueberschwemmungen zu sichern. Auf diesem Wall geht es lustig zur Stadt,

und der Gedanke dringt sich einem von selbst auf, daß es nicht leicht einen bevölkertern Fleck der Erde geben kann, als die Gegend um Florenz, noch einen schönern, wenn die Menge der Villen und Klöster nicht einige sansculottische Gedanken eingäben. Wie viele müssen nicht arbeiten, damit eben so viele vielleicht faullenzen und beten? etwas anders sollte es wohl seyn, auch wenn wir die levellers herzlich verabscheuen.

Das Volk ist arbeitsam und thätig und alle Hände, die sich nur noch rühren können, sind in Bewegung. Jetzt werden die Bäume gerupft und die Reben und Zweige ausgeschneitelt, zum Futter für das Vieh und das Gröbere zur Feurung. Andre hacken und graben und säen für das künftige Jahr, schneiden die Rohrstangen an Bächen und in Gärten, wo man Rohrpflanzungen hält. Andre fahren auf den Straßen mit einem dürren Eselein, oder auch Buben mit Körben am Arm, worin sie sammeln, was die Pferde und Mäuler fallen lassen. Noch andre endlich sitzen an den stillern Plätzen am Vogelheerde mit einer Menge Anlocker und Schreier; denn die Weinberge und Gärten wimmeln von Krametsvögeln, Drosseln, Ortolanen, Finken und Zeisigen, die eingelockt und dann gerupft und ungerupft in der Stadt umgetragen werden. Ja sogar am Strom sah ich einen Mann, der große Haufen Rohr und Reisig, so der Strom bei'm neu-

lichen starken Regen ans Land geworfen hatte, zusammen gebracht hatte, und zu einer Art Kohlen brannte, die er nachher um einige Paoli verkauft. Weberstühle für die Weiber findet man in vielen ländlichen Häusern neben den andern Geräthen des ländlichen Fleißes, und große Laken Leinwand zum Theil um die Espen gewunden und so bleichend. Der Tauben sind eine ungeheure Zahl und alle Weinberge voll davon. Sie haben bey vielen Bauerwohnungen und selbst bey einigen Villen Thürme von zwey, drey Stock, wo sie nisten. In den Feldern findet man noch Saggina, eine Art brauner Hirse und Feldbohnen und Wicken gesäet, die entweder als Futterkraut abgemähet, oder als Dünger mit der Wintersaat untergepflügt werden. Aehnlich fand ich es schon in Staiermark und Krain.

Die schöne Ebne unter diesen nördlichen Bergen, zwischen dem Strom und der Stadt, heißt la pianura di San Salvi, von einem der berühmtesten Klöster darin, der Nonnen von San Salvi. Dieses soll schöne Gemählde haben. Ich fand aber wegen der heiligen Jungfrauen Schwierigkeiten eingelassen zu werden. Die Einfassungen der einzelnen Besitzungen sind entweder hohe Mauern aus Ziegeln und Feldsteinen, oder kleinere aus auf einander gesetzten Feldsteinen, worauf gewöhnlich noch eine lebendige Hecke prangt; oder es sind bloße

Hecken aus Hagedorn, Cipressen, Hartbaum, Liguster, Myrrthen, Brombeeren, Epheu und andern zusammen geflochtenen Dorn- und Rankengesträuch, denen man oft noch einen Graben zum Schutz gegeben hat; oder es sind endlich bloße Stacketen aus Rohrhalmen mit kleinen hölzernen Stäben, die hier respektirt werden.

Wanderungen in den Südost von Florenz.

Ich will nun immer so vom Norden rund um die Stadt fortgehen, und meine einzelnen Tagfahrten beschreiben, bis ich wieder im Nordwesten zu der Porta San Gallo komme, von wo ich meinen ersten Ausflug gemacht habe.

Nachdem ich meine Morgenandacht im Pallast Pitti und Garten Boboli gemacht hatte, wanderte ich durch die Porta San Niccolò und schlenderte das schöne jenseitige Arnothal durch, bald näher am Strom, bald an und über den Weg nach Arezzo. Von Florenz läuft es etwa 6 Miglien, so wird es von Bergen umschlossen, und seine größte Breite mag drei viertel Meilen seyn. Es ist ein anmuthiges Thal und noch fruchtbarer und bebauter als die gestern durchwanderte Ebne von San Salvi. Auch hier wimmelt es von Villen und Klöstern, doch was soll ich Namen herrechnen? Etwa 5 Miglien von Florenz liegt die Kirche der Maria dell' Im-

pruneta, die ich des Spaßes wegen besuchte. Sie hat ein berühmtes Marienbild, zu dem in allen Nöthen und Freuden gewallfahrtet wird, und von dem die Legende viele Mirakel erzählt. Man wollte der heiligen Jungfrau, die in einer Pest sich so hülfreich und gnädig erzeigte, eine Kirche bauen, aber ihr misfiel der Platz, wo man den Bau angefangen hatte, und sie stürzte jede Nacht zusammen, was man des Tages aufgeführt hatte. Warum sie dies nicht auch des Tages that, erzählt die Legende nicht; sie muß sich doch wohl vor den Leuten dieser wirklich leidigen Prellerei geschämt haben. Man beschloß endlich, ein Ochsenurtheil entscheiden zu lassen, jochte zwey Stiere zusammen, hinter welchen man Steine lud. Wo sie still standen, da fing man an zu graben und den Grund zu legen. Und o Wunder! eine polydorische Klagestimme tönte aus der Erde, wo ein Arbeiter zu unsanft mit der Hake Grund suchte. Alles lief hinzu und man fand nichts geringers, als die Jungfrau mit dem Kindlein im Arm, die seither so großes für Stadt und Land gethan hat. Man findet die Geschichte in dem Tabernakel der Madonna in einem Basrelief aus Marmor, woraus ein Pater sie mir mit vieler Redseligkeit verdollmetschte. Die Kirche hat sich wohl dabey befunden, und ist durch Opfer und Weihgeschenke reich geworden. Ich bestieg von hieraus die Berge, welche die süd-

östliche Gegend von Poggio Imperiale bis zur Karthause von dieser absondern. Diesseits ist der Berg oben mit Eichen und Kastanien und kleinen Sträuchen besetzt, weil er der Sonne abwärts liegt, jenseits hat man sogleich Oel und Reben. Ich wanderte seinen Rücken hinab immer näher der Stadt zu durch Oel- und Rebengärten, wo ich naschte, was die Winzer etwa hatten hängen lassen. Es war ein rechter Naschtag, warm und lieblich und die Luft so klar, daß auch kein kleinster Laut verloren ging.

Diese schönen Berge und alle ihre Nachbaren hinter Villa Imperiale und der Karthause im Südost, tragen den besten und lieblichsten Florentiner Wein, der aus weißen Trauben gepreßt wird, und unter dem Namen Verdee auch Bergo bekannt ist. Nahe der Stadt hinter dem Garten Boboli und dem Fort, werden diese Berge immer steiler und ein wahrer Oelberg. Hier liegen ein Paar berühmte Kirchen, die des Klosters San Francesco al Monte und des San Miniato. Man muß beide besteigen, um einmal eine Stadt im eigentlichen Sinn unter den Füßen zu haben. Besonders schön aber ist die Lage und die ganze Aussicht der Kirche San Miniato, die mit ihren hohen Mauern auf dem schroffen Berge eine Art von Festung bildet, und mit Epheu und dichtem Eichen- und Lorbeergesträuch verwachsen ist, aus denen sie mit ihrer

bunten Vorderseite freundlich auf die Stadt hinab- sieht. Der heilige Miniato muß ein wunderfrommer Mann gewesen seyn, wenigstens ist die Anekdote von seinem Ende möglichst stark. Er wohnte mit einigen frommen Gefährten hier auf diesem Hügel. Decius ließ viel an ihm probiren, um seinen Glauben zu verlocken, da aber dies nichts half, so ward ihm der Kopf abgeschlagen. Dies geschah diesseits des Arno. Miniato kam dabey nicht aus der Fassung, sondern setzte sich den Kopf auf den Rumpf, und spazierte über den Arno den Berg hinan, wo er gebührend und am gebührenden Orte seinen Kopf wieder ablegte, und mit ihm zugleich das irdische Leben. Dies und die Wunder, die seine Gebeine noch später thaten, verdiente wohl eine Kirche. Sie sind nach Monte Uliveto transportirt, dessen Bewohner in dieser Kirche den Dienst haben. Ich besah noch das Kloster von San Francesco, und stieg dann den Weg hinunter, der eine via crucis ist, den ich nun freilich bequemer machte, als die ihn mit gebührenden Reverenzen gegen die Kreuze, die hier stehen, hinanklimmen. So kam ich grade auf die Pforte San Miniato, die aber, wie die von San Giorgio, immer geschlossen ist, vermuthlich, um hier keinen Einnehmer halten zu müssen. So muß man nun den langen Weg um die Mauern bis zur Porta San Niccolo machen. Dies ist äußerst unbequem, und macht für manche,

die hier hinter der Stadt Gärten und Felder haben, oder wohnen, einen Umweg von einer viertel Meile. Eines dieser Thore, die die Mitte der jenseitigen Arnostadt halten, sollte billig für Fußgänger offen seyn. Nun giebt es nur die beiden Endthore San Pietro Gattolino und San Niccolo, die über eine viertel Meile von einander entfernt sind.

Meine zweite Tagfahrt ging schon weiter von Osten in den Süden, und gehört zu den schönsten Tagen meines Aufenthalts in Florenz. Es war der 22ste Oktober, als ich um 8 Uhr durch die Porta romana, oder San Pietro Gattolino meinen fröhlichen Marsch antrat, und mich zuerst auf die reitzende Villa Imperiale wandte, wo bald der König von Sardinien einziehen sollte. Man steigt durch eine feine Allee von Cipressen und Leccen sanft bergan, die etwa eine halbe viertel Meile, von der Porta Romana an gerechnet, lang seyn mag. Am Eingang und Ende sind Statuen. Sehr schön stehen hier sogleich voran unter ihrem Himmel, leidlich aus Marmor gebildet, in einem vertieften Runde die vier Statuen, Homer, Virgil, Dante und Petrarca. Ferner kann man unter kolossalischen Bildern den Arno und die Arbia sehen, und vor dem Pallaste den Atlas mit der Himmelskugel, und Zeus mit dem Donnerkeil. Es ist eine nette Villa auch von Buontalento. Die Gärten sind hübsch mit mancherley Natur- und Kunstzierden, die Zim-

mer elegant und wohl erhalten, und mit einigen guten Gemählden unter vielen mittelmäßigen verziert. Man war eben am Süderende mit einem prächtigen neuen Bau beschäftigt, der diese Ville um die Hälfte größer macht. Von allen Bildnissen und Schildereien gefiel mir vor allen die reizende Maria von Tizian und die beiden Köpfe des Petrarch und der Laura, die in so eine Ville, nur nicht in so eine bunte Gesellschaft gehören. Von hier ist eine herrliche Aussicht im Osten auf die besten Weinberge um Florenz, und in Süden auf die Karthause und ihre Umgebungen. Bald stieg ich von hier die Hügel hinan, wo die Verdee wachsen.

Die ganze Gegend scheint nur ein Garten, und ist mit Reben, Oelbäumen und andern Früchten besäet. Die prächtigsten Villen liegen umher und wechseln mit Klöstern und Kirchen. Schwerlich giebt es um Florenz eine lustigere und lachendere Gegend, als diese gegen Osten; so wechseln Hügel und Thäler, Berge und Ebnen, Gärten und Wiesen und Felder in mannigfaltiger Anmuth. Unten in den Thälern laufen schnelle Bäche, mit Espen und Erlen umpflanzt, und mit hohem Rohr verhüllt. Ich traf so einen rieselnden Bach. Pferde und Kühe graseten auf seinen Wiesen, die Knaben, die sie hüteten, sangen lustige Lieder. Ich warf mich nicht weit von ihnen unter Pappeln hin, dachte an Theokrits Kalabrien und Sicilien. Von hier ging

es nachher bergan, und immer durch Reben und Baumpflanzungen, über Schlüchte und unwegsame Pfade auf die südlicher liegende Karthause zu, die ich einige Stunden nach Mittag erreichte.

Diese Karthause liegt südlich von Villa Imperiale, etwa drei viertel Meilen von der Stadt, auf einem einzelnen Hügel, der rund umher abgeschnitten ist und hohe Berge hinter sich hat. Nordwestlich braust ein Giesbach in tiefen Ufern um ihn herum. Lorbeern und Oelbäume, mit höheren Eichen und einzelnen Cipressen gemischt, kränzen seinen Fuß und laufen in Terrassen bis an die Mauern des Klosters, das im weiten Umfange da liegt. Diese Büsche werden oben zu lustigen Gärten, die eben so gut ein Lucullus, als ein Karthäuser bewohnen könnte. Ein gut gepflasterter Weg führt steil im Süden in das Kloster. Wie ich ihn hinan klomm, saßen mehrere weißkuttige Dickbäuche oben auf den Mauern und guckten in die schöne Welt, die ihnen freilich gesperrt ist. Sie zeigten mir mit vieler Gefälligkeit ihre Kirche und Kloster, so weit sie konnten. Es hat manche gute Gemählde aus der Leidensgeschichte von Pontormo und Sanzi di Tito, und eine Menge Reliquien. Zu diesen ist nun noch eine hinzugekommen, womit sich die guten Karthäuser gar viel wissen. Dies ist der heilige Vater von Rom, der hier seit einiger Zeit sein Quartier gehabt hat. Ich habe ihn nur von Ferne

gesehen, wie er officiirte und einer Menge Volks, die hinzugelaufen war, den Segen ertheilte. Ob mir etwas davon zugekommen ist, weiß ich nicht, weil ich ihn nicht gläubig empfing. Es ist eine stattliche Figur voll Freundlichkeit und Ernst, mit einem feinen Bauche und feurigen Mosesgesichte. Der sicherste Beweis dafür ist, daß mich auch gar kein Gefühl des Mitleids mit gefallener Größe anwandelte, dessen man sich sonst doch nicht leicht erwehren kann. Er ist mehr groß, als mittlern Wuchses, und hat noch jetzt eine so brave Miene, daß ich es wohl glauben will, daß er ein schöner Jüngling gewesen ist; da er noch als Greis das Wort verdiente: tant' è bello, quant' è santo.

Von der Karthause wandte ich mich mehr südlich, und die Freuden des schönen Tages stiegen mit den Bergen. Die schöne Gegend war mir bisher meist ein verschlossenes Buch gewesen, aber von diesen Bergen, die ich nun erstieg, sah ich sie in all ihrer Lieblichkeit unter mir ausgebreitet, sah im Süden und Westen ferne Tannenberge dämmern, sah den Lauf des Arno in den Westen hinein bis Poggio a Cajano. Ich kletterte unter Oelbäumen und Eichen von hier zu einer niedlichen Einsiedelei, die der Karthause grade gegenüber lag, ein Geflecht aus Eichen und Cipressen zu einer dichten Leibwohnung mit zwey Ausgängen, Bänke und Sessel aus Steinen und Holz drinnen, Körbe

und Geräth des Vogelstellers aufgehangen. Mir gefiel dieses Kriechloch menschlicher Größe sehr, und ich segnete den Großen, der den Einfall hatte, auf ödem Gebirg so ein Plätzchen der Ruhe und Freude zu bereiten. Durch Gebüsch stieg ich ins Thal, kam an einen Bach und fand an der Brücke einen Leichenzug heranziehen, der schon aus der Ferne mit eintönigem Gebrumme mir entgegen summte. Voran gingen vier Männer mit Fackeln, dann folgte ein Ding wie ein heiliges Panier mit Kreuzen und einem Todtenkopf, auf schwarzem Grunde weiß gemahlt; das Gefolge, eine lange Reihe, marschirte nun, die Priester in weißem und bunten Meßgewande, die Bauern und Folger alle in dunkel- und hellblauen weiten Ueberhemdern, die mit einem Gürtel an den Leib geheftet tief zur Erde hinabhingen. An den Seiten und in der Mitte gingen noch mehrere Fackelträger. Wann Stille war, so sprachen, scherzten und lachten Geistliche und Laien, aber sobald die erste Stimme den Gesang intonirte, ward das Blöcken allgemein. Ich eilte, um diesen aus dem Wege zu kommen, und ging durch den schauerlichen Grund fort, wo mich nur Eichen und Buchen und hängende Felsen umgaben, und einzelne Wiesen zum Bache sich senkten. Endlich erreichte ich wieder die Höhe, und machte vor der sinkenden Sonne noch ein Paar Besuche an zwey freundlichen Stellen dicht vor der Stadt.

Der erste war das Kloster Monte Uliveto gleich vor der Porta à San Frediano linker Hand, wo man einen graden Fußsteig und mehrere steinerne Stuffen hinansteigt. Die Kirche ist recht hübsch und das Kloster einfältig und ungeschmückt, und die Väter haben ihre Gärtchen, ihre Vogelbauer und Taubenschläge, weil der Mensch doch etwas haben muß, was er lieben, oder womit er spielen könne. Aber das schönste was sie haben, ist ein runder Hügel südlich über dem Kloster, mit Cipressen eingefaßt und mit einigen Bänken besetzt. Man steigt mehrere Stuffen hinauf, und sieht dann über das Kloster selbst weg. Man hat eine schöne Aussicht auf die Stadt, eine weit schönere aber in das südwestliche Arnothal bis an die Berge hinter der Karthause und Poggio a Cajano.

Von hier geht man durch einige Thäler südöstlich, und kömmt nach der Villa Bellosguardo, die der Porta romana näher und weit höher liegt, als Monte Uliveto. Diese reitzende Ville hat von ihrer Lage den Namen, aber der Hinabblick auf die Stadt ist sicher der schönste, den man in der Nähe von Florenz hat. Man sieht sie hier meist der Länge nach, von dem Arno in zwey ungleiche Hälften getheilt. Das Gewimmel der Brücken, der Glanz der Palläste des Arno, die Kirchen mit ihren Thürmen und Kuppeln, alles tritt so lebendig hervor. Boboli, Villa Imperiale, die Karthause und weit

über der Stadt der Monte Senario, Pratolino mit seinem Hain, San Francesco und Fiesole, und die Ebnen San Salvi und Ripoli kommen wieder. Und dies alles ist die Sache von ein Paar Stunden, da es der Stadt so nahe liegt.

Ich habe mehrere Villen der Großen gesehen. Sie sind in eben dem Geschmack, den die des Fürsten haben, und manche der Großen thun es ihm an Eleganz und Kunst fast gleich. Der Reisende thut wohl, wenn er einige besucht und die übrigen von Ferne bewundert. Ich habe die Villa Collazzi, die der Corsini und Castel Pulci der Riccardi gesehen und habe genug. Immer sind sie, wie ihre Schwestern, eine Zierde dieses einzigen Thales; aber der Fremde thut wohl, aus dem ganzen Strom zu trinken, und nur einige der lieblichsten Quellen zu kosten. Die meisten haben niedliche Gärten, Hecken und Gänge von Lorbeern und Alleen von Cipressen; aber die melancholischen und schwärmerischen Lauben des Nordens, deine Alleen, Wörlitz und Sanssouci, sucht man umsonst. Man sieht sie nur in Pratolino und wenigen andern Plätzen. Das Uebrige spricht nur Licht und Freude und Heiterkeit, und hat noch am Ende des Oktobers den leichten und anmuthigen Karakter der Jugend und des Frühlings.

Der Anbau dieser Berge ist äußerst mühsam, und man kann mit dem Pfluge wenig ausrichten,

sondern Hacke und Spaten müssen das Beste thun. So erfordert dieser Wein- und Oelbau unbeschreibliche Geduld und Arbeit. Ich finde hier noch ganz den alten Virgil wieder. Auf den höhern Bergen stehen Oel- und Feigenbäume, Sorben, Giuggiolen, mit Reben gemischt. Doch ist der Weinbau mehr an den Mittelbergen, wo seine treuen Stützen, die Ahorne und Ulmen erst wachsen. Diese sind in Reihen gepflanzt, die gewöhnlich Zwischenräume von 10 bis 12 Ellen und mehr haben, worin man Getreide säet, und Kohl, Rüben, Artischocken und andre Gewächse zieht. Eben so ist es tiefer in den Thälern, wo die Zwischenräume noch weiter sind, und noch mehr zum Kornbau benutzt werden. Hier unten müssen dann die Stiere das Beste thun, doch bleibt Hacke, Spaten und Schaufel noch nothwendig, weil der Weinstock ein mürbes Land verlangt, und der Boden sehr lettig und schwer ist. Sie halten gewöhnlich tief ein mit ihren Pflügen. Alles ist jetzt in Bewegung, um die herbstlichen Arbeiten zu vollenden. Man hacket und pflüget die Felder und Gärten, säet die Wintersaat aus. Die Weinlese ist vollendet, man sieht nur noch Feigen, Kastanien und Oelbeeren auf den Bäumen. Einige ziehen, wo Pfähle den Wein stützten, diese aus, und lassen die Ranken zur Erde fallen, nachdem sie sie wohl von den Blättern und zarten Zweigen entblößt haben; andre sitzen mit Kiepen und Kör-

ben auf den Bäumen, und schneiden und rupfen ihre zarten Zweige und ihr letztes Laub und das ihrer Reben ab. Ueberhaupt muß alles was Baum heißt, Eiche, Esche, Erle und Ulme auf diese Art als Wiese dienen. Selbst das habe ich hier an einigen Stellen gesehen, daß man die Reben, wie jenseit Triest, häufig mit Staub besprengt. Man sehe Virgils Georgika II. 418. Aber bey der Weinlese habe ich immer auf meiner ganzen Reise kein Jubeln gefunden. Jeder sammelt mit seinen Leuten still ein, wie ihm der Tag schön dünkt, und man spitzt vergebens die Ohren, das Jauchzen und die muthwilligen Lieder des Bacchus zu hören.

Der Bauer hat gewöhnlich ein Paar schöne Ochsen, die das Stück 50 bis 60 Thaler kosten; die größern und reichern haben noch wohl Pferde und Maulesel, welche gewöhnlich die kleinen Karriolen und Wägen zur Stadt ziehen, und auf steinigten Wegen den Pferden weit vorzuziehen sind. Auch der Pöbel der Zugthiere, die Esel, sind in Menge hier. Die Ochsen haben meist die ungrische Silberfarbe, aber einen breitern Bau bey kleineren Hörnern. Büffel sieht man wenige. Sie ziehen viel mehr, halten auch weit länger aus, als die Auerochsen, haben aber ein weit schlechteres Fleisch, und darum sind sie wohl in den meisten Ländern von diesen verdrängt worden. Die Wohnung des Bauers ist meist zierlich, mit Ziegeln gedeckt und

ge-

gemauert, oft mit Fenstern, aber eben so oft blos mit hölzernen Läden, die nur bey schlimmen Wetter und zur Nachtzeit geschlossen werden. Gleich im Eingang ist das gewöhnliche Zimmer mit einem Kamin, der zugleich zur Küche und zum Ofen dient, und wo man bey kaltem Wetter sogleich Feuer anmacht und sich in der Runde herumsetzt. Zur Seite dieses Eingangs sind dann mehrere Zimmer, die das gewöhnliche Wirthschafts- und Hausgeräth, und manches was zum Acker- und Weinbau gehört enthalten, und zu Schlafkammern und Vorrathszimmern dienen. An einem andern Ende sind Ställe für Rinder, Ochsen, Pferde, Schweine und Federvieh, größer, oder kleiner nach dem Bedürfniß und Vermögen eines jeden. Oben endlich ist noch Raum für Heu, Holz, gedroschenes Korn und andre Sachen. Das wenige Korn, das sie bauen, schlagen sie gleich aus und setzen das Stroh in Miethen, (pagliajo) oder sie setzen, wie in Ungern fast allenthalben, das Korn in Miethen (biche) und schlagen es im Herbst erst aus. Die Strohmiethen sind rund um eine Stange (lo stile) gesetzt, und werden oben mit einem Dache aus geflochtenem alten Stroh, oder Rohr sehr nett gedeckt, damit der Regen nicht viel schaden könne.

Die Tracht ist, wie allenthalben in Italien, Hosen, Westen, Jacken, selten sieht man einen Rock, oder Kittel, wohl aber bey schlimmen Wet-

ter eine Art Mantel, oder Regenschirm. Die Farben sind meistens grau und braun, seltner blau; die Strümpfe gewöhnlich weiße baumwollene und zwirnene, wozu sie schwarze und braune Schuhe mit Bändern tragen. Bey ihrer Feldarbeit gehen sie jetzt noch alle baarfuß. Die Bäuerinnen alltäglich sehen wie die unsrigen aus, doch etwas zierlicher, weil sie weißere Strümpfe, bunte Schürzen, und nettere Köpfe ohne Hauben zur Schau tragen. Ihr Haar flechten sie gewöhnlich in mehrere Flechten, die sie hengen lassen, oder in einem Cirkelreisen aufstecken; darauf setzen sie einen Hut, wie den Deckel eines Bienenkorbes, die hohle Weite oben, und die Seitenränder wie Flügel empor stehend. Dieser Strohhut scheint auf dem gedrechselten Köpfchen nur leicht zu schweben, und ist mit einem bunten Bande umwunden, und mit Blumen aus Federn und einigen glänzenden Zitternadeln geziert. Eben so tragen die Männer gewöhnlich Strohhüte, weiße und schwarze, die sie sich selbst machen. Die Mädel und Weiber sehen in ihrer bunten Tracht und dem gewaltigen Hut drollig genug aus, wenn sie, drey, vier auf einen Barroccio gepackt, und von Einem Rosse, oder Maul gezogen, an festlichen Tagen zur Stadt kommen. Auch ihr Jüpchen und Rock ist recht zierlich und mit tausend Flittern und Bändern um Arme und Schultern geziert. Stiefeln habe ich noch bey keinem Bauern ge-

sehen; sie reiten, fahren und gehen in Schuhen, und tragen allenfalls die Ackerstiefeln, oder Steigbügelstrümpfe, (calzette a staffa) wie sie sie nennen. Stiefeln sind überall eine seltne Art und selbst Signori reiten in Schuhen in Stadt und über Land, und halten oft mit der einen Hand einen mächtigen Sonnen- und Regenschirm, während die andre die Zügel regiert. Wie ich nun die Bauern geschildert habe, so ungefähr ist die Klasse der Handwerker, die auf dem Lande entweder in einzelnen Häusern, oder in Flecken und Dörfern (borghi, popoli) wohnen, die Schuster, Weber, Schneider, Schmiede und andre, die kleine Gewerbe treiben, als Höckerei und Schenke.

Ueberall aber entgeht einem die Bemerkung nicht, die über die Weinländer eine alte ist, daß nur die großen Besitzer reich werden, die untern Arbeiter und Bauern selbst, die keinen langen und großen Verlag machen können, hingegen ärmer sind, als die Kornbauern auf der Ebne. So gut und zierlich auch einzelne Wohnungen und Dörfer sind, so gut auch meistens ihre Kleidung seyn mag, und so sehr sie sich ihrer jetzigen Regierung rühmen, so leuchtet es doch jedem ein, daß sie nicht fett leben, und selten Fleisch, Milch und nahrhaftere Speisen haben, sondern vom Brode und leichten Suppen und von Früchten leben müssen. So wird die Tugend aufgefüttert, und so leben die

Jünglinge und Männer fort. Was Wunder denn, daß man meistens freilich wohlgebaute und gebildete, aber nicht starke Körper erblickt. Es ist hier grade ein umgekehrtes Verhältniß zwischen dem Städter und Landmann; denn der erste zeichnet sich durch einen markigern und stärkern Bau aus. Die sicherste Probe sind die Soldaten, die doch meist aus den Bauern ausgelesen sind.

Wanderungen in den Südwesten der Stadt, nach Poggio a Cajano den 24sten Okt.

Ich wanderte früh Morgens aus der Porta a San Frediana die Livorner Straße, indem ich rechts immer den Arno in der Nähe hatte. Es ist fünf viertel Meile lang eine weite Ebne. Ich ging dicht unter Monte Uliveto hin, sah noch einmal links am Wege die schöne Ville der Riccardi Kastel Pulci in seinen Cipressen. Auch einige ganz hübsche Dörfer findet man am Wege. Nach einem Marsch von ungefähr 6 Miglien passirt man den Arno über eine Brücke, und nun muß man wieder bergan wandern von Hügel zu Hügel, die alle mit Dörfern und Villen bedeckt sind, und endlich im Westen in dämmernde Berge sich verlieren, die Fichten auf ihren Schultern tragen. Sie laufen in einem weiten Cirkel um das Arnothal, und stoßen

endlich im Norden an den Apennin. Von diesen Hügeln ging es wieder ins Thal, und bald war ich zu Poggio a Cajano, das von diesem Anhöhen etwa drey viertel Meilen entfernt liegt. Es lehnt sich an einen anmuthigen Hügel, der die Ebne schließt und im Süden seine Brüder höher und höher sich erheben sieht, die wegen der trefflichen Weine, die sie tragen, unter dem Namen Poggi di Carmignano berühmt sind. Dieses schöne Schloß ward von Lorenz angefangen, und von Franz dem Ersten vollendet. Vorzüglich schön ist der große Saal, wo man von Andreas del Sarto, Pontormo und andern Scenen aus der römischen Geschichte gemahlt findet, die auf die Thaten der Mediceer anspielen. Diese Ville wird nächst der Cascine im Prado bey Florenz von dem Fürsten am fleißigsten besucht. Durch lustige Gänge steigt man sanft den Hügel nördlich hinab, und kommt in eine niedliche Meierei des Großherzogs, wo treffliche Wiesen und Weiden für das Vieh sind, das mit ächt hollsteinischen Eutern und Schultern graset. In dieser Fläche, die für den Wein und seine Bäume zu niedrig ist, hat man zuweilen Reis gebaut; doch will er zum Glück für das Land nicht recht fort. Hier ist auch ein Park für Dammhirsche, Fasanen und anderes fürstliches Wild.

Ich wanderte nun die Straße von Pistoja nach Florenz durch die Ebne zurück, die die niedrigste

und weiteste um Florenz ist, wo daher mehr Korn, als Wein gebaut wird. Bald hatte ich den Arno rechts wieder näher. Der Regen nöthigte mich, in eine Bauerhütte einzugehen, wo ich Treuherzigkeit und Liebe fand. Nach alter Sitte ward ich mit einem Bocale Wein bewillkommt, und saß dann ein Stündchen mit den lieben Leuten schwatzend um das knisternde Feuer des Kamins, wohin sie aus dem Weinberge der Regen getrieben hatte. Ein Greis saß zunächst mit grauem Haupte an der Flamme, und ein freundliches braunes Weib machte Strohflechten. Ich ließ mir manches von ihrer Wirthschaft erzählen, und wanderte dann träumend zu den großherzoglichen Cascinen am Arno, als der Regen aufhörte. Hier gab es, wie in den Promenaden des Prado eine Menge Menschen zu Fuß und zu Wagen, ich fand ein Paar Franzosen aus Mailand, mit denen ich durch die Porta al Prado mit dem Abend die Stadt erreichte.

Letzte Wanderung in den Westen der Stadt im December.

Es ging wieder zuerst dem Prado zu. Diese reitzenden Spatziergänge und Spatzierfahrten sind um so angenehmer, je näher sie der Stadt, und je mehr sie der Zeit und dem Vergnügen eines

jeden erreichbar sind. Man geht längst dem Arno entweder durch die Porticiuola den nächsten Weg, oder einige 100 Schritte weiter durch die Porta del Prado, so kommt man in schöne Gänge von Ulmen und andern Bäumen, und ist sogleich dem Strome nah. Längst diesem Strom laufen Gänge, Fußsteige, Fahrwege kaum eine viertel Meile mit mehrern Abwechslungen fort. Seitwärts schließen Hecken und Gelsen schöne grüne Weideplätze ein, und rechts machen Weinberge und Bäume und Felder die Gränze. Man ist an schönen Tagen selbst um den Bruma sicher, Gesellschaft fröhlicher Menschen zu finden. In den Feldern und Weinbergen hat man ein Bild des thätigen und geschäftigen Lebens, und rechts ziehen den Strom an arbeitende Männer von Livorno her Waaren, oder aus nähern Bezirken die Früchte des Landes; andere fliegen mit dem Strom fort schneller dem Blick vorbey. Diese Gänge und Steige zunächst an der Stadt, heißen il Prado. Wo sie ihren Namen verlieren, fängt mit dichtern Gängen und Büschen die sogenannte großherzogliche Meierei (le Cascine) an, kaum eine viertel Meile von der Stadt. Es ist ein schöner Park, drey bis sechshundert Schritt breit und eine halbe Meile lang, hie und da von Wiesen und Flächen durchschnitten, und nicht ohne einzelne kleine Gärtchen und Felder. Schöne Gänge laufen die Länge und Breite durch, und bis auf

gewisse Weiten giebt es Wege für die Fahrenden. Die Zwischenräume schließt dunkles Gebüsch ein. Dorn und Wachholder, Haseln und Lorbeer, Myrrthen, spanische Violen, Eichen und Eschen stehen hier in wilder Eintracht beisammen, und in ihrem Dickicht wimmelt es von Fasanen, Krametsvögeln, Drosseln, Rebhüner und andern Gevögel, die hier mit Freund Lampe zutraulich auf den Wiesen und Wegen herum hüpfen, und durch ihr Zirpen, Flöten und Locken selbst dem traurigen Winter einen Frühlingsanstrich geben. Die Gänge sind meist mit Ulmen umpflanzt, aber in der Mitte etwa steht eine Menge Eichen, alle von oben bis unten und um die Wipfel und Zweige mit Evheu umkränzt. Außen aber sind Espen, Eschen, Ahorne, Letschen und Pinien in schöner Unordnung unter einander, und der ganze Hintertheil am Strom und Bache zeigt fast nichts, als die phantontischen Zitterpappeln. Der Strom und der jenseitige Bach geben dem Auge Reitz, und den Bäumen und Wiesen Grün und Leben.

Die Kunst hat hier wenig verdorben. Im mittlern Raum sieht man einen Pegasus über einer Quelle, weiter vorn einen Narcissus über einen Brunnen, der kein Narcissus ist, und außerdem noch einige kleine Häuschen und eine düstre Grotte, oder eine Art Eiskeller aus grauem Stein unter hohen Pinien. Nicht weit von diesem ist die Meie-

rei, oder die Cascine, eine leichte ländliche Ville, die die fürstliche Familie oft besucht. Die Leeren zwischen den Säulen schmücken niedliche Basreliefs, die sich auf die Viehzucht und Holländerei beziehen, und unten hat in mehrern Zimmern der Meier sein Wesen. Links ist Viehstall und Heuboden, rechts sind noch einige Wirthschaftsgebäude. Ein schöner Rasen grünt vor der Ville mit Bäumen und Lorbeer- und Myrrthenhecken. In der Mitte steht die Statue des Ackerbaues mit einer mächtigen Gabel, von mehrern Marmorbüsten umgeben, die schön mit Epheu und Lorbeer umgrünt sind, wie die steinernen Bänke, die in der Runde stehen, von denen man eine offene Aussicht auf den Strom hat. Man kann hier immer, auch jetzt noch, Butter und Milch haben, und noch jetzt im Anfange des Decembers weiden die Kühe im Freien an guten Tagen. Für die Eßlustigen sind unten eigne Zimmer mit zierlichen Tischen und Sitzen; doch ist es sehr theuer, grade weil es Mode der großen Welt ist, hier oft zu tafeln.

Von hier wanderte ich nordwestlich auf Petraja zu, eine Ville des Großherzogs, am Rande der Ebne schon sehr auf der Höhe. Sie ist sehr verfallen, und nur die Gegend und ihre Verwilderung machen sie schön. Eine herrliche Promenade ist an der östlichen Seite der Villa, wo ein lustiger Bach durch sein felsigtes Becken tanzt, von Eichen und

Cipressen bekränzt. Welch ein Sommeraufenthalt muß dies seyn! Von hier kam ich nach Castello, ein altes Stammgut der Mediceer, mit herrlichen Cipressen und Kastanienalleen. Sie ist viel besser erhalten, als Petraja. Die Zimmer sind mit Gemählden, Zeichnungen und holländischen Stücken geziert. Alles hat ein heiteres jugendliches Leben. Ich habe mich an keinem Orte so ganz italiänisch gefühlt, als hier. Schöne Gärten laufen vom Norden gegen den Süden zum Schlosse hinab. Die erste Terrasse ist mit Orangen, Limonen, Blumenbeeten und Kräutern fremder Welttheile in Töpfen besetzt und mit Myrrthenhecken eingefaßt. Ich vergaß hier des nördlichen Himmels und selbst der nördlichen Ehrlichkeit, und ließ von den goldnen Aepfeln Hesperiens, und von den Blumen einiges in meine Tasche gleiten. In der Mitte dieser Terrasse steigt ein hübscher Brunnen mit drey Marmordecken über einander empor, um welche sich kleine Nixen mit Buben und Grotesken winden. Auf der höchsten hält ein schöner Herkules den in Todesnöthen sich windenden Antäus umschlungen, ein Werk des Bildhauers Ammanati. Noch stehen in der Runde Statuen aus Marmor und kleinere in den Nischen der Mauern, und unter den Abtheilungen der Bäume und Blumen. Von diesem Brunnenzirkel eilt man in die Grotte, die ihm grade gegenüber höher nördlich sich öffnet. Sie ist mit

Muscheln, Tuf- und Tropfstein, mit Moos und Versteinerungen zauberisch beworfen, und bildet unter einem lichten Bogengange einen Saal mit drey großen Marmorbecken, die durch Röhren aus dem Berge mit Wasser gefüllt werden. Ueber diesen sind mit herrlicher Kunst Thiere in Lebensgröße, jedes mit seinen Farben, jedes in seiner charakteristischen Stellung und Beschäftigung, aus Stein gehauen. Da steht der Hirsch bey dem Wolf, die Kuh bey dem Löwen, das Rhinoceros und Einhorn der Fabelwelt bey dem Pferde und Eselein. An den Wänden oben sitzen Vögel umher. Von dieser Terrasse geht man linker Hand bey dem Treibhause eine Marmortreppe etwa 40 Fuß hinauf, und kömmt in einen dunkeln Park von Eichen, Letschen, Pinien und Cipressen mit Hecken von Lorbeer und Lentaggio. Ueberrascht kömmt man plötzlich an einen silberhellen Teich mit einer kleinen Insel, mit Epheu und Lorbeer, und Brombeerstauden und grünen Kräutern umwebt, aus denen sich in Riesengestalt ein zitternder Alter erhebt, aus dessen Haupt das Wasser in ein Becken fällt, auch eine Arbeit Ammanatis. Hier möchte ich wohnen im Schatten dieser Bäume, dachte ich, und ging in den zweiten Garten gegen Osten, der Blumen und Obstbäume, und oben Weinberge und Fruchtbäume hat. Daran stößt noch ein kleiner dunkler Park mit Fasanen. Ich stieg von hier unter Weinber-

gen und Oelbäumen immer bergan zu dem schönen Karmelitenkloster Santa Lucia alla Castellina, kurz Castellino genannt, und genoß eine Stunde von seiner hohen Terrasse einer entzückenden Aussicht über die weite Ebne und die Stadt, sprach mit einigen Karmeliten, die hier wohnen, einige freundliche Worte und stieg wieder hinab, um eine Merkwürdigkeit noch zu besehen, deren Arbeiten ich in der Stadt schon bewundert habe. Diese ist

Doccia eine Ville der Ginori unter Castello. Hier ist vor etwa 40 Jahren eine Fabrik aller möglichen feinen Töpferwaaren, und zugleich des Porzellans angelegt. Das Werk ward indessen von dem ersten Stifter mit mehr Eifer angegriffen, als es seitdem fortgesetzt ist, doch arbeiten noch immer an die 50 Menschen darin. Das Porzellan ist freilich nicht so fein, als das von Sevres und Meissen, aber doch immer vorzüglich. Diese Fabrik hat den Vortheil, die schönen etrurischen Gefäße so in der Nähe zu haben, und wirklich sind die Formen und die Zeichnung ihrer Arbeiten vorzüglich schön. Auch rühmt man die Festigkeit und Dauer der Masse, blos die Durchsichtigkeit könnte etwas feiner seyn. In der Stadt sind mehrere große Niederlagen der Fabrik, wo man ihre Produkte eben so vollständig und zierlicher sehen kann, als am Orte selbst.

Mit dem dämmernden Abend, der glänzend auf dem Schnee des Apennin lag, ging ich durch die

Ebne dem Thore San Gallo zu, von wo aus ich meine Wanderungen auf das Land begonnen hatte.

Etwas vom Feldbau in Toskana.

Manches ist schon beiläufig eingeflossen, was zu dieser Rubrik gehört, und ich will es hier also nicht weitläuftig wiederhohlen. Wenn ich vom Feldbau Toskanas rede, so meine ich den, welchen ich zwischen Florenz, Pisa und Pistoja gesehen habe. Bey allem, was dies Spezielles haben kann, gilt es doch in vielen Punkten auch vom übrigen Italien, wo es bevölkert ist, wie z. B. von der Lombardei und Piemont: In der Romagna kann man es freilich so gartenmäßig nicht erwarten, noch im Ferrarischen. Manches auch ist ewig wie der italische Himmel und muß sich natürlich so wiederfinden, oder doch ungefähr so, wie es die Alten uns beschreiben. Ich gebe übrigens vorzüglich dasjenige, was mir als einem Nordländer am meisten aufgefallen ist, weil ich meine, daß grade das ächt italisch seyn müsse.

Kurz will ich erst die gewöhnlichen Arbeiten der verschiedenen Jahrszeiten durchgehen, wodurch man gleich einen Ueberblick des Ganzen bekommen wird, dann die mancherlei Kornarten und ihre Zeit und die Bearbeitung ihrer Felder, ferner einzelne

Theile der Baumzucht; und endlich werden einige allgemeine Bemerkungen folgen, die dann schon weit verständlicher seyn werden.

Im August bekommen die Brachfelder die dritte Furche und werden gedüngt. Man säet Feldbohnen, Sommergersten und Klee fürs Vieh, das im Spätherbst gemäht wird; das Einsammeln des Reisigs und des Laubes zum Futter und zur Streu beginnt. Diese Arbeiten gehen zum Theil im September fort. Man düngt noch das Saatfeld, und säet an manchen Orten schon Winterflachs, Wolfsbohnen, Rocken und Weitzen. Man lüftet die Trauben von den Blättern, bestäubt sie auch wohl an einigen Orten. Man ärndtet Reis, Hirse, Heidekorn und Schwinkbohnen. Wer zweimal Schaafschur hält, hat jetzt die letzte. Es beginnt nun die Weinlese im Oktober, und das Abstoßen der Bienen. Man säet Weitzen, Rocken, Winterrocken, Spelt, Winterhafer, Winterfeldbohnen (fave vernine) und Wicken. Im November nach beendigter Wintersaat reißt man die erste Furche in das Brachland, welches das künftige Jahr Weitzen, oder Rocken tragen soll. Jetzt ist das Beschneiteln der Reben und das Ausschneiden und Rupfen von Reisig und Blättern an seiner Stelle. Man sammelt nun bis in den December hinein die Oelbeeren.

Mit dem December düngt man für die Früh-

lingssaat, säet Märzbohnen, Wintergersten, Wicken, graue Erbsen, (ceci rossi) pflanzt und beschneidet Bäume und Sprößlinge aller Art. Im Januar geht die Saat der Futtererbsen, grauen Erbsen, Wicken, Feldbohnen, Kohle aller Art fort, wenn es nicht zu kalt ist. Im Februar säet man Hafer, Märzbohnen (fave marzuole), Linsen, weiße Erbsen, Gartenerbsen (piselli), Flachs, beugt, bindet (und beschneidet an einigen Orten sogar noch) die Reben an. Jetzt wie im März, setzt man junge Bäume, wilde und zahme. Auch im März säet man noch Gerste, Wicken, Märzbohnen und Flachs, und das Anbinden der Weinstöcke geht fort. Die Brache bekömmt die zweite Furche. Im April wird das weichlichere Korn gesäet, eine zarte Art weißer Erbsen, Mais, Hanf, Hirse, Saggina, Heidekorn.

Der Mai hilft dem Gesäeten nach, gätet Unkraut, hackt und gräbt, Korn, Reben und Bäume. Mit ihm fängt der Sommer an, und schließt mit dem Julius. Man behackt und häuft die Erbsen, den Mais, Hanf, die Hirse ꝛc, die im April gesäet sind. Das Flachs wird aufgezogen im Junius, der Weitzen, Rocken und die Wicken werden geschnitten und in Miethen gesetzt. Man besäet das ledige Land, so wie das Flachsland sogleich mit Hirsen, Feldbohnen und Saggina, grün für das Vieh zu machen. Im Julius ist das Ende der

Aerndte des im Herbst und Winter gesäeten Korns. Man bearbeitet sogleich das Wicken- und Rockenland für die künftige Jahresärndte, und säet in so ein Stück Landes Sagginelle für das Vieh zusammen mit Rüben, Rettig — Man behackt und behäuft die Hirse, das Heidekorn, die Erbsen, Schwingbohnen ꝛc. vor der Drösche, die nun und die folgenden Monate in der Zwischenzeit geschieht.

Alles dieses versteht sich natürlich nur von den einzelnen Monaten, wenn keine außerordentlichen Jahre eintreten.

Der Weitzen wird im September und Oktober, spätestens im November gesäet, indem die Saatfurche die vierte ist, die er erhält. Seine Aerndte fällt in den Junius und den Anfang des Julius. Es giebt noch einen Märzweitzen, (grano marzuolo) der gegen das Ende des Februars und im Anfange des Märzes gesäet, und mit dem vorigen zugleich reif wird. Noch giebt es mancherlei Arten Weitzen, die man bey uns nicht kennt. Z. B. den grano di Smirne, und den grano saraçino, der im Junius gesäet wird.

Der Rocken (la segale) hat mit dem Weitzen Saat- und Aerndtezeit gemein. Aus ihm und dem Weitzen säet man ein Gemisch, wie man es im südlichen Teutschlande, z. B. in Baiern häufig findet. Dieses heißt grano segalato, oder Weitzenrocken.

Die

Die Gerste wird in der Mitte des Septembers und im Oktober gesäet, wie der Weitzen, wird aufgeschaufelt und gehäuft, wie jener, und zuerst von allem Getraide gegen Ende des Mais und Anfang des Junius reif. Diese Art Wintergerste heißt orzo. Eine andre schlechtere Gattung, die man Sommergerste nennen könnte, ist die orzuola. Diese mergelt das Feld mehr aus, als die erste, und giebt schlechter Mehl, wird mehr zum Futtern gebraucht. Die Saatzeit ist der Frühling.

Der Spelt, (la spelda) ist ein Mittel zwischen Weitzen und Gersten, und wird gleich nach dem Weitzen gesäet, und nimmt mit leichterm und losern Boden vorlieb, als jener. Wird aber nicht viel gesäet.

Vom Hafer giebt es, wie von der Gerste zwey Arten. Der Winterhafer (vena d'inverno) wird in das Feld gesäet, das die vorige Saat Weitzen trug, welches gleich nach der Weitzensaat im Sommer gewandt und geegget wird, und dann im Herbst die Saatfurche erhält. Er wird zugleich mit dem Weitzen gesäet, wächst weit stärker und trägt mehr, als der Frühlingshafer, dessen Saatzeit in die letzten Tage des Februars und in den April fällt.

Erbsen. Davon giebt es eine unzählige Menge, die ein Ausländer nicht leicht unterscheiden lernt. Die grauen als die härtern werden im Anfang des Winters gesäet. Andere gelbe und

weiße im April und Mai. Die feinen Erbsen, oder Gartenerbsen, hat man fast das ganze Jahr (piselli, petits pois) durch, säet die ersten vor dem Winter, die zweiten im Januar und Februar, die dritten im Mai und Junius, so daß sie nur die Herbstmonate fehlen.

Wicken, (veccie) säet man sowohl allein, als mit Weitzen und anderm Korn gemischt. Ihre Saatzeit ist der November und December. Man säet sie auch mit der Sommergerste (orzuola) zusammen im Frühling, um beide als Futterkraut zu mähen, säet sie und die Bohnen zum Unterpflügen oder als Viehfutter in die Brache, die Weitzen tragen soll.

Mais, türkischer Weitzen, granturco, formentone, wird vorzüglich in fetten und niedrigen Feldern gebaut, weil er was unter den Füßen haben muß. Er wird gegen das Ende des Aprils und den Anfang des Mais, nicht gesäet, sondern in ziemlichen Zwischenräumen gelegt und fleißig behäuft.

Die Wolfsbohnen (lupini) werden im Herbst gesäet, mit dem andern Winterkorn; auch säet man sie oft gleich nach der Aerndte ein, um das Feld zu lockern und zur Saat zu düngen, wenn sie grün untergepflügt werden.

Die großen Bohnen, (fave) die man auch Feldbohnen nennen kann, werden gegen Ende Ok-

tobers und im Anfang Novembers gesäet, wenn man sie grün verkaufen will, wo sie gran bacelli heißen. Die andern säet man im Januar und Februar, nicht so gern im März und April, weil ihnen es dann leicht zu dürre wird. Auch sie werden gehäuft und gehackt. Man pflügt sie auch grün unter, wie die Wolfsbohnen.

Die fagiuoli, oder die mancherlei kleinen weißen Bohnen, die an der Erde kriechen, oder Stangen haben müssen, um hinaufzuranken, werden in Italien in Gärten und Feldern gar viel gezogen. Man legt sie im April, Mai und Junius, um den ganzen Sommer durch grüne haben zu können.

Die Hirse (miglio) wird im Anfang Mais und Ende Aprils gesäet, und viel gehäuft und behackt. Eben so verfährt man mit dem Heidekorn. Eine Art Hirse ist die Saggina, mit rothen Körnern, die hoch wie Rohr aufwächst und braune hängende Traubenbüschel hat, woran die Körner hängen. Sie wächst zu 8 bis 10 Fuß auf. Sie hat mit dem Miglio dieselbe Saat- und Aerndtezeit und gedeiht an feuchten Orten. Ihre Körner sind roher, und werden zum Futter für Hühner und Tauben gebraucht, auch wohl unter das Brod gemischt. Man säet diese Saggina auch im Sommer in Brachland, um sie grün als ein treffliches Pferdefutter abzumähen, sie heißt dann sagginella.

Linsen werden im März in nassen Feldern gesäet!, und mit den Erbsen reif. Man findet sie nicht viel.

Der Hanf wird im April und bis zum 20sten Mai gesäet. Man beschaufelt und behäuft ihn, wie manches andre Korn. Vom Flachs giebt es hier wieder zwey Arten. Den Winterflachs säet man im September und Anfang Novembers. Er verliert aber in harten Wintern sehr, wächst sonst stärker, giebt aber hanfartigere Fäden. Der andre Flachs wird zuweilen gegen das Ende des Februars, gewöhnlich vom Ende des März bis zur Mitte Aprils gesäet.

Auf die Baumzucht wird in Italien eine außerordentliche Sorgfalt verwendet. Das Land ist weit angebauter und bevölkerter, als die meisten nördlichen Länder, kann auch wegen seiner Wärme und schnellern Vegetation auf fruchtbaren Feldern die Menschen weit leichter ernähren, als jene. Was Wunder, daß nur öde Gebirge Wälder tragen, alle übrigen Fluren aber, wo Despotismus das Land nicht verödet hat, immer nur einzelne Baumpflanzungen haben? Doch hat die Menge der Menschen mancherlei Holz nöthig, wenn gleich die leichten Winter den Holzmangel nicht so fühlbar machen. Man muß die Wirthschaft mit den Bäumen sehen, um die Sorgfalt zu bewundern, wie alles zum Nutzen und zum Gebrauche angewandt wird. So

eine Ulme, oder eine Pappel, oder welche Gattung Holzes es sey, muß auf mehrern Arten ihre Stelle bezahlen. Manche kleinere Zweige, und alle feine Blätter giebt der Baum zu Futter, und zur Streu für Rinder und Schaafe, größere werden ausgeschneitelt, in kleine Bündel gebunden, und dem Städter zur Feuerung zugeführt; noch muß er die Reben stützen, und von Zeit zu Zeit wird auch einer abgehauen, das nöthige Haus- und Feldgeräth zu verfertigen. Dafür aber wird selbst so ein fruchtloser Baum auch wieder zärtlich gepflegt und geliebt und geehrt, als stecke noch eine Dryas hinter seiner Rinde. Wenn dies bey gewöhnlichen Holzen geschieht, wie vielmehr muß dieses der Fall seyn bey denen, die durch ihre Früchte nützen?

An diesen Fruchtbäumen ist kein Land reicher, als Italien, und sie ersetzen in Gebirggegenden gar sehr den Mangel an Getreide, und ohne sie würde die ärmere Klasse nicht gleichsam so von der Luft leben können, als es einem Fremden oft scheint. Da die Rebe und der Oelbaum den vorzüglichsten Reichthum dieser Gegenden ausmachen, so werden sie auch am sorgfältigsten verpflegt. Das ist Jahr aus Jahr ein ein ewiges Graben und Hacken, und Binden und Lösen und Entblättern und Beschneiteln. Doch will die Rebe tausendmal mehr Arbeit, als der Oelbaum. Man pflanzt die letztern noch fort, wie zu Virgils Zeit, obgleich nicht grade

durch zerspaltene Kloben. Siehe Virgil. Georg. II. 30. Man schneidet Zweige eines Arms dick in mehrere spannenlange Stücken, doch nur solche, die ein Auge zum Ausschlagen haben, beschmiert die beiden wunden Stumpfenden mit Baumharz und gräbt sie in die Erde, und siehe sie treiben junge Reiser, die man in Pflanzschulen weiter groß zieht. Oder man gräbt auch die Wurzeln blos und schneidet knorplichte Auswüchse, die man Eier nennt, (uovoli dell'.olivo) und die sich häufig an den Wurzeln finden, ab, legt sie in die Erde, sie treiben ein Stämmchen, und aus diesem wird ein Oelbaum. Endlich trennt man auch die kleinsten Schößlinge vom Baum und zieht aus Kernen. Diese aber werden geimpft. Eine Methode ist noch, daß man einen alternden Oelbaum bis auf die Stumpfen seiner Hauptäste absägt, und auf diese lustige Zweiglein eines jungen und kräftigen Baums pfropft. So verjüngt sich der Alte und trägt nach wenigen Jahren wieder Früchte.

Man macht am dürren Gebirg um die Bäume eine Grube, etwa drey Schuh um den Stamm, damit die Wurzeln das Regenwasser erhalten. Man säubert sie im Winter, auch den schlechtesten, von ihren dürren und üppigen Zweigen, die man sorgsam für den Heerd sammelt. Daß Moos und anderes Unheil nicht gelitten werde, versteht sich von selbst. Man kann die Bäume nach ihrem höhern,

oder niedern Standpunkt betrachten, wie sie in einer bergigten Gegend stehen. Im rauhen Gebirg stehen die Tannen, Eichen, Letschen und wilden Kastanien. Dann sind die nächsten die zahmen Kastanien und Wallnüsse, denen schon die Oelbäume und einige Kirschen-Pfirsiche und Feigenbäume zunächst stehen. Noch gehören hieher die Sorben, Kornelkirschen, Mispeln und Giuggiolen. — Die Giuggiolen sind schöne krause Bäume, größer als die Kornelkirschen, fast wie unsre Pflaumenbäume, mit dünnen, myrrthenähnlichen und bleichen Blättern, die dicht und kraus neben einander stehen. Die Zweige sind durchweg mit Stacheln, wie unsre jungen Akazien besetzt, und man findet daher auch Gesträuch dieses Baums auf Mauern und in Hecken. Seine Frucht hat ganz die Gestalt und Größe einer mittelmäßigen Eichel, und auch die braune Farbe, wann sie reif ist, doch eine dünne Haut, wie die feinsten Aepfel. Sie ist angenehm säuerlich, doch mehr mehligt, als saftig, und hat einen Stein, der mehr als das Drittheil der Größe ausmacht. Sind diese Giuggiolen etwa, was man sonst auch Erdbeerbaum nennt? Die Sorben sind krause Bäume, die zur Größe der höchsten Obstbäume aufwachsen. Sie haben Rinde und Blätter, wie der Vogelbeerbaum (Quitze) bey uns, so ähnlich, daß man sie dafür halten würde, wenn man sie nicht näher kennen lernte. Sie tragen eine runde röthliche Frucht,

einem kleinen Apfel ähnlich, von der Größe einer Wallnuß. Sie reift nur, wenn sie abgepflückt und eine Zeitlang auf Stroh gelegt wird, wie die Mispeln. Ihr Geschmack ist säuerlich und kühlend, doch behält er immer was Herbes. — Nun fangen die Feigen, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen und auch wohl einzelne verlorne Obstbäume an; doch stehen diese und die Pflaumen lieber unten im Grunde. Orangen und Citronen werden nur im Sommer ausgesetzt, und müssen den Winter noch ihre Treibhäuser haben. Mandeln gehören hier auch noch nicht zu den häufigen Bäumen.

Bey diesem Mangel an großen Wäldern bedient man sich zur Einhägung der Felder, statt der Steinmauern, die nur die Reichen haben können, und statt der Staketen, oder Schranken aus zerschnittenen Stämmen, eines kleinen Grabens mit einer lebendigen Hecke, oder die Hecke muß auch ohne Graben das Eigenthum vertheidigen. Noch braucht man zu Gehägen häufig das Rohr, das hier weit stärker wächst, als bey uns und zu 12 Fuß Höhe an den niedrigern Stellen der Gärten gezogen, und nachher zum Stützen des Weinstocks und andrer Rankengewächse und mit kleinen Stäben zur Verfertigung künstlicher Zäune angewendet wird.

Man kann über die Bearbeitung der Felder durchaus keine allgemeine Regeln geben. Sie rich-

tet sich nach der Fruchtbarkeit, oder Unfruchtbarkeit der Felder, nach der größern, oder geringern Bevölkerung und nach der Beschaffenheit des Anbaues, ob es nemlich ein reiner Ackerbau, oder Ackerbau mit Wein- und Oelbau vermischt ist. Im Allgemeinen steht es indessen fest, daß der Ackerbau in Italien mehr einem Gartenbau gleicht, als irgendwo. Wo es so hergeht, da ernährt ein kleiner Fleck Landes viele Menschen, und diese vielen Menschen können wieder jede Scholle Erde zum Tragen zwingen. Wo indessen die Natur sich weigert, da läßt der Mensch schon von selbst ab, und läßt höchstens seinen Ochsen einige Tage auf Gewinn und Verlust thun, was er selbst nicht mit dem Aufwand ganzer Monate vielleicht vergeblich wagen würde. Wo man Reben in Reihen zieht, da reißt der Stier höchstens die gröbere Herbst- und Frühlingsfurche, auch wohl die Saatfurche, zwischenher aber geht der Spaten, die Hacke und die Schaufel fleißig zu Felde, um es um die Wurzeln der Reben zu lockern. In solchen Feldern findet man fast nie Brache oder Ruheland, sondern die Erde, die so fleißig umgerührt wird, muß auch fleißig tragen.

Zwischen diesen Reben wird nun der Acker fast unaufhörlich umgerührt. Wo aber ebnere und kahlere Fluren sind, da erhält die Brache, oder das Land, was für die edlere Wintersaat in Ruhe liegt,

gewöhnlich vier Furchen, die erste im Herbst, November und December, die zweite nach den Winter, (iterazione) die dritte im Sommer, und endlich die Saatfurche. Bey dem Getreide, das man im Winter und Frühling säet, ist es nach Verhältniß und nach dem Bedürfniß, das jede Kornart von lockerm, oder festen Boden hat.

Die gewöhnliche Zeit des Düngens fällt vom November bis März, und man ist vielleicht nirgends geitziger mit dem Dreck, als in Toskana. Davon habe ich oben schon ein Beispiel erzählt. Der Dreckkärrner und Sammler sind auf allen Straßen in der Stadt und auf dem Lande, und man schlägt sich oft um Exkremente, wovor man anderswo mit Abscheu flieht. Ich habe schon oben einer Art des Düngens erwähnt, wo man nemlich im Spätsommer mehrere Hülsenfrüchte aussäet, um sie nachher mit dem Saatacker unterzupflügen, wann sie hoch aufgeschossen sind, und durch ihre Verfaulung dem jungen Saamen sogleich Nahrung zu geben. Dazu dienen vorzüglich die Feldbohnen, die Saggina und einige Erbsenarten. Dieses Unterpflügen nennt man mit dem eigentlichen Ausdruck lo soverscio. Es geschieht im Herbst vorzüglich bey den Feldern, die im Februar und März besäet werden sollen. Auch hat man noch die alte Virgilische Methode, häufig die Stoppeln zu verbrennen, die man sehr lang stehen läßt. Dies geschieht vorzüg-

lich auf schwerem Boden, und sie meinen, daß dieses Verbrennen die Erde lockere, und die Asche der Stoppeln dünge. Siehe Virgil. Georgic. I. 84.

Ich habe vorher bey mehrern Kornarten, z. B. bei'm Weitzen, der Gerste, der Hirse, der Bohnen und Wicken erwähnt, daß sie aufgeschaufelt und gehäuft werden. Dieses kann natürlich nur da Statt finden, wo der Acker so fleißige Arbeit lohnt und wo Menschenarme genug sind, so zum Kleinen hinabzusteigen. Daher sahen die Felder um Pisa und in seinen Dörfern schon weit mehr unsern Teutschen ähnlich, die nie zweimal tragen werden, ohne die größte Ausmergelung, wie die italischen es bey der warmen Sonne und frühen Aerndte können. In den Ebnen, die Florenz nahe liegen, ist es aber was gewöhnliches, selbst wo keine Reihen Weinstöcke die Felder in kleine Stücken theilen. Nur Bergabhängen, die höchstens mageres Heidekorn und kümmerlichen Rocken und Spelt versprechen, thut man soviel Ehre und Mühe nicht an. Um sich indessen dieses Haufen und Hacken zu erklären, muß ich noch einiges näher beschreiben. Die Rücken Feldes zwischen zwey Furchen sind ganz, wie man sie in einigen Gegenden Frankens und Baierns sieht, d. h. äußerst schmal von anderthalb bis zwey Fuß Breite. In diese säet man nun das Korn dünn ein. So wie dieses aufkeimt, schaufelt man die Erde aus den Furchen, worin

der beste Saft des Düngers, Laub und andres sich gesammelt hat, aus, und wirft einige Zoll hoch drüber, und läßt das junge Korn sich wieder mit seinen Spitzen herauswühlen. So wird es mehr oder weniger wiederhohlt, so daß der Rücken immer höher wird, wie die Furchen sich vertiefen. Oft geht man auch zu und gräbt, wenn die Saat noch jung ist, alles um, doch nicht tief und schaufelt, wenn es so unter und über einander geworfen ist, neue Erde darauf, und wenn gleich manches Pflänzchen dabey verloren geht, so treiben die überbleibenden doch erstaunlich und stangen in tausend Aesten ab. Man begreift nun, was es ist, ein Feld wie einen Garten bearbeiten. Das Unkraut wird hiebey nun natürlich ganz zunichte gemacht. Um sich nicht zu verwirren, wenn man von diesen Dingen im Italiänischen liest, will ich die drey Instrumente beschreiben und benennen, welche hiebey vorzüglich gebraucht werden. Statt unsers kleineren Spatens haben sie meistens einen weit schwerern und breitern mit größerem Handstiel, und unten nahe am Eisen mit einem Queerholz zum Aufsetzen des Fußes, dieser heißt la vanga und das Graben vangare. Zum Schaufeln und Abstechen der Oberfläche dient die zappa, eine Art flacher mit Eisen beschlagener Schaufel, womit man die Furchen reinigt, und die Kornrücken mit Erde auffüllt und behäuft. Diese zappa dient auch

zum Abstechen des Unkrauts und des Rasens, mehr aber braucht man dazu einen kleineren Abstoßer und Häufer, ein schmales 4 bis 6 Zoll langes scharfes Eisen, an einem kleinen Stiel befestigt. Mit ihm lockert und behäuft man die junge Saat, und sticht das Unkraut ab. Er heißt lo sarchio, oder sarchiello, und die Arbeit sarchiare.

Noch ein Wörtchen vom Pflug. Er ist, wie schon der Sänger von Mantua ihn beschreibt, ein Mittelding von Haken und Pflug, so daß er auf leichtem Boden mehr vom Pfluge, auf schwerem mehr vom Haken annimmt. Ihn weitläuftig zu beschreiben mögte sehr überflüssig seyn. Ich kann jedem mit gutem Gewissen Voß Uebersetzung der Georgica empfehlen, die fast ganz noch jetzt zutrifft. Die Legbretter, oder Streichbretter (binae das Streichbrett heißt auch jetzt noch orecchio aures) Virgils sieht man mehr auf leichtem Lande, oder bei'm Auffurchen tiefer Furchen. Sonst sind sie nicht nöthig, da der Pflug hakenartig wühlen soll. Nur bey Einem habe ich Zweifel, bey dem duplici dorso, wobey beide Heyne und Voß sich so quälen. Diese Stelle, die mir noch seit meinen Schuljahren im Kopfe saß, fiel mir bei'm Anblick des ersten italiänischen Pfluges wieder ein. Die beiden Schaarbäume (dentalia) laufen gewöhnlich nicht zum Schuh der Pflugschaar (vomer) aus, sondern ein Schuh aus Einem Holze ist fast immer an ihnen

befestigt, und dieser Schuh der Pflugschaar ist in der Mitte hoch und läuft an beiden Seiten ab, wie ein umgestülptes Schiff, und so ist die Pflugschaar darauf vorn befestigt. Daher, denke ich, heißt es duplici dorso. Das Messer, Seck, il coltro, vor der Pflugschaar eingesteckt, sieht man nur in steinigten und sehr harten Feldern, es ist auch bey dem hakenartigen Pfluge nicht so nöthig, als wo der Pflug die Scholle nicht bricht, sondern mit Einem Legbrett nur nach Einer Seite umlegt.

Scheunen, wie in nördlichen Ländern, wo das Korn eingefahren wird, kennt man in Italien fast nicht. Erlaubt die Zeit nicht, sogleich auszudröschen, so setzt man Miethen und steckt die Stoppelenden auswärts und die Garben einwärts. Diese Miethen, oder Kornhaufen heißen barche (auch wohl biche) und ihr Setzen abbarcare. Man macht über die Spitze des Zuckerhutes, in dessen Form sie gesetzt werden, ein Dach aus Rohr und altem Stroh, und nimmt allmählig ab, wie man dröschen will, und setzt aus dem Stroh wieder Strohmiethen, (pagliaji). Eben so macht man es hie und da mit dem Heu, obgleich es gewöhnlich unter Schoppen gebracht wird. Von der Tenne, die bald bedeckt, bald unbedeckt ist, habe ich oben schon geredet. Im Toskanischen läßt man nicht die Pferde und Ochsen dröschen, wie im südlichen

Italien, (triturazione) sondern schlägt (batter) und dröscht mit kleinen Flegeln (flagellazione).

Wenn das Feld so sehr als ein Garten behandelt wird, so müssen natürlich die Gartengewächse und Früchte aller Art eben so gepflegt und gewartet werden. Von den Bäumen habe ich schon ein Wort gesagt, und von den grünen Erbsen, Rüben und Rettigen, die für Menschen und Vieh im Felde gezogen werden. Eben so fleißig baut der Landmann, der seinen kleinen Fleck möglichst benutzen muß, die übrigen Garten- und Feldgewächse, alle Arten Grün und Wurzel- und Zwiebelpflanzen, Salat, Indivien, Selleri, Kresse, (wovon selbst diesen harten Winter alle Marktplätze noch grünen) Möhren, Artischocken, Melonen, Gurken, Kürbisse, Kapern und die Unendlichkeit von Kohlarten, die man auf den Feldern und in den Gärten sieht. Nur die Kartoffeln können hier noch nicht zu Ehren kommen, und werden nur um Livorno von den Ausländern begehrt, ein Beweis, daß der Arme noch andre Dinge anzubeißen hat, die ihm die Eingriffe in den theuren Weitzensack ersparen. Saffran wird ziemlich, Taback wenig gebaut. Was nur zu essen ist, das muß in Italien heran bis auf die Heuschrecke und Schnecke und jene kleinen Singvögel, die Zeisige und Meisen, die kaum zu sehen sind, wenn man sie gebraten vor sich hat. Zum Glück ist kein Monat im Jahr, wo nicht etwas

für den Magen wüchse. O glückliches Hesperien, machtest du dich doch zu einem Volke!

Endlich nun noch von den Thieren, die mehr, oder weniger zum Feldbau gehören, ein Paar Worte, weil ich vielleicht nicht wieder eine so schickliche Gelegenheit finden mögte, davon zu reden. Da steht natürlich derjenige obenan, der um die Toskaner sich durch seine Arbeiten am verdientesten macht, der Stier (bue, giuvenco). Ich habe schon oben gesagt, daß diese fast ganz ungrischen Schlages, nur stärker sind, und sehr theuer bezahlt werden. Sie haben auch nicht allein das Feld zu pflügen, sondern müssen auch häufig den Aerndte- und Dungwagen zu Felde ziehen, so wie sie Holz und Produkte zur Stadt fahren müssen. Schon Virgil räth, sie menschlich und sorgfältig zu behandeln, und diese Gesetze gelten noch. Gewöhnlich pflügt man im Frühling und Herbst von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends mit dem Ausfallen der Mittagsstunde. Die reicheren Ackerbesitzer haben auch Wechselochsen, die sich ablösen, so daß jeder seinen halben Tag zu arbeiten hat. Im Sommer meidet man gern die heißen Stunden, und pflügt von Sonnenaufgang etwa bis 9 Uhr, und von 4 Uhr Nachmittags an bis Abend. Bey der schweren Arbeit erhalten sie zum Grün Schrot, Rocken, Hafer und anderes Getreide. In der Winterruhe müssen sie mit Rüben, Rettichen, Kleien, Spreu

und

und Kaff, mit Stroh, Heu, Klee und Reisig und Blättern von Eichen, Ulmen, Pappeln vorlieb nehmen. Von den Kühen gilt in den meisten Gegenden die Stallfütterung, und nur auf unfruchtbarem Sandlande, auf Bergen und in Sumpfgründen werden sie im Freien gehütet. Auch sie nimmt man weit mehr in Acht, und bewahrt sie vor Schmutz und Reifen und Erkältung, pflegt sie nach der Geburt weit sorgsamer, als bey uns im nördlichen Teutschland.

Die Pferde Toskanas sind nicht vorzüglich wegen der Stärke oder Schönheit ihres Wuchses, noch der Schnelligkeit ihrer Füße. Ein Hügelland, wie Toskana meistens ist, begünstigt die Pferdezucht nicht. Die Raçe ist von mehr kleinem, als großem Körper, von guten Knochen und wenigstens ist sie hart und dauerhaft. Besser sind ihre Substituten die Mäuler und Esel, die wegen der leichtern Erhaltung viele Pferde unnöthig machen. Die toskanischen Esel sind berühmt wegen ihrer Größe und Dauerhaftigkeit, und daher werden hier auch eine Gattung vorzüglicher Maulthiere gezogen, die in gebirgigten Gegenden weit bessere Dienste thun, und um die Hälfte wohlfeiler zu halten sind, als Pferde. Diese Mäuler sind zum Theil von schönem großen Körperbau und herrlichen Knochen, und sie werden theuer bezahlt. Alle diese Thiere, vorzüglich aber die Mäuler und Esel schmückt der Toska-

ner mit bunten Netzen, Bändern, Büschen und Glöcklein außerordentlich auf, und seine Thiere sind immer geputzter, als er selbst, wann er zur Stadt reiset.

Schaafheerden giebt es sehr ansehnliche in Toskana, und der milde Himmel und die kräuterreichen und fetten Hügel, müßten sie noch mehr in Aufnahme kommen lassen. Doch klagt alles, daß die Schaafzucht mit dem Verfall der florentiner Wollmanufakturen auch immer mehr vernachläßigt, und der alte Stamm dieser nützlichen Thiere von Jahrhundert zu Jahrhundert ausgeartet sey. Einzelne haben zwar durch spanische und barbarische Raçe zu verbessern angefangen; aber leider bleibt so etwas allenthalben nur Experiment, sobald es nicht Wille und Bedürfniß des ganzen Landes ist. Das allgemeine Interesse, was zugleich jeder einzelne zunächst fühlt, kann da nur allgemein wirken. Gewöhnlich wird nur einmal, im Frühling, von andern aber im Frühling und im Herbst, also zweimal geschoren. Täuschen kann es den Fremden, als wenn die Schaafe hier zweimal lammten, daß man fast Jahr aus Jahr ein in Florenz Lämmer sieht. Das Interesse des Landmanns weiß das nemlich bey seinen Schaafen durch Absonderung, oder Zulassung der Böcke schon einzurichten. Zu einigen Schaafen läßt er die Böcke schon im Julius und August, damit er im Januar Lämmer verkau-

fen kann. Indessen ist die gewöhnliche Zeit, sie belegen zu lassen, der November, so daß die Geburten in die schöne Jahrszeit fallen. Auch Ziegen giebt es in Menge, vorzüglich am Apennin. Bey diesen gilt noch das Alte, daß sie oft, wie schon Theokrit und Virgil wußten, zwey Zickel werfen. Auffallend ist es, daß man an schlimmen Winter- und Regentagen die Ziegen und Schaafe nicht aus dem Stall gehen läßt. Bey uns müssen sie den ganzen Winter hinaus, sobald nur der Schnee nicht zu tief liegt. Indessen was giebt das auch für Wolle?

Gänse werden nicht viele gehalten. Sie sind klein und von zähem Fleische, wie in südlichern Klimaten fast immer. Man rupft sie fleißig, und ißt sie jung mit den ersten Spielen, wie in Südteutschland. Dafür ist das andre Geflügel wohl nirgends in solcher Menge, als hier, ich meine die Puter, Hühner und Tauben. Diese Vögel hat jeder kleinste Bauer zahlreich auf seinem Hofe, füttert sie mit schlechtem Korn, Hirse und dem Abfall der Wein und Oelbeeren, weiß sie auch kunstreich für den Liebhaber zu stopfen, so daß diese Braten immer in Menge zu haben sind. Das milde Klima läßt überdem das Brüten nur etwa die kurze Zeit des Mauserns aufhören. Die Millionen Tauben leben im Winter fast allein von den ausgefallenen

Weinbeeren und anderm Gesäme im Freien, oder werden mit den ausgepreßten gefüttert.

Von andern Vögelu hat man hier überdies eine zahllose Menge im Winter und Herbst bis zum Frühlinge zu füttern. Es sind meistens die aus dem Norden Ausgewanderten, die hier in den Wäldern und Weinbergen drey bis vier Monate leben. Ich bin oft erstaunt über die langen Stangen, woran die Bauern einige Dutzende der köstlichen Waldschnepfen, Rebhühner, Krametsvögel, Drosseln und ein unendliches Heer andren Gevögels zur Stadt tragen, die sie leicht in Netzen oder Schlingen und auf Leimruthen zu fangen verstehen.

Florenz.

Ich habe in dieser lieben Stadt beinahe fünf Monate gelebt, einige kleine Ausflüge nach Siena, Livorno, Mailand und Turin abgerechnet, welche in diese Zeit fallen. Da ich alle Klassen ziemlich durchgelaufen bin, da Florenz die einzige Stadt im Winter von 1798 und 99 war, wo Ruhe und italischer Sinn noch in ihrer Reinheit herrschten, und alles noch von fremden Händen nicht von seinem Platze geschüttelt, oder gar weggenommen war, so halte ich es der Mühe werth, mich über das Leben und die Vergnügungen dieser Zeit, und über das Leben und die Sitten der Bewohner dieser Stadt etwas weiter auszubreiten. Von den Werken der Kunst, die sonst schon diese Stadt zu

einer der ersten machten, als Rom und Napoli noch nicht ausgeleert waren, sollte ich vielleicht ganz schweigen, wenn es nicht so süß wäre, von dem zu reden, was uns viele Lust gemacht hat. Dagegen werde ich bey dem Todten und Positiven, was man im Volkmann und Jagemann und bey andern ausführlich lesen kann, mich ganz stumm verhalten, und wann mir mal so was menschliches widerfahren sollte, so lege es jeder nicht auf die Achsel, welche noch keinen Buckel hat, sondern lieber auf den alten Höcker menschlicher Gebrechlichkeit.

Gallerie.

Die alten Dichter huben mit Zeus dem Ersten aller Dinge an, so beginne auch ich billig mit der großherzoglichen Gallerie, dem schönsten Juweel in dieser schönen Stadt, um denen, die meine Geschwätzigkeit von Bäumen und Korn und Eseln und Karren müde gemacht hat, wieder was Erweckendes zu geben.

Durch treffliche Künste im Kriege und Frieden ward die Familie der Mediceer groß, bis sie durch schlechtere Florenz um seine Freiheit betrog, und das genievolle toskanische Volk eben so sehr herunterbrachte, als sie dasselbe zum Theil mit erhoben hatte. Kosmus, der Vater des Vaterlandes, war um die Mitte des 15ten Jahrhunderts einer der schönsten Namen Italiens, und zugleich der Beför-

derer der Künste und Freund des Donatello und Michellozzi. Mehr noch, als er, obgleich in einem nicht so großen Geist, that Lorenz der Großherzige. Die Fürsten von Toskana gingen anfangs in diesen Geist für die Kunst ein, aber mit der Freiheit war auch das schönste Zeitalter Italiens dahin. Viel that Ferdinand der 2te, der 1670 starb, und sein Bruder, der Kardinal Leopold, für die Kunst, und von diesen beiden schreiben sich viele der schönsten Antiken und neuere Gemählde her, z. B. der Hermaphrodit, die Venus von Tizian rc. Leopold von Oestreich endlich ließ aus dem Pallast Medicis die Gruppe der Niobe und andre köstliche Sachen bringen, und erklärte die ganze reiche Sammlung, die hier aufbewahrt wird, für Eigenthum des toskanischen Volks. Wird das sie schützen? Die genaueste Beschreibung vieler Merkwürdigkeiten dieser Gallerie findet man in dem kostbaren Museum Florentinum, wovon schon eilf Bände in Folio heraus sind. Hieher gehört auch Goris Museum Etruscum. Der Prälat Angelo Fabbroni über die Gruppe der Niobe, und mehrere Aufsätze des Custos der Gallerie, Adam Fabbroni. Vom Direktor Pelli hat man einen Saggio Istorico mit manchen interessanten Erläuterungen über die Gallerie. Von ihm ist noch ein köstliches Manuskript hier im Archiv über die Medaillen, geschnittenen Steine und Kameen in 17 Bänden in Folio. Auch der Anti-

quar Lanzi in seiner Istoria della Pittura gehör hieher.

Schon die Treppe ist des Heiligthums nicht unwürdig, wozu sie führt. Man hat zu beiden Seiten griechische und lateinische Inschriften auf Marmorblöcken. Dann sieht man einen Bacchus und ein allerliebstes Kind aus Marmor, mit einem Kranz umwunden. Der Eingang, oder das Vorderzimmer, ist gleichsam in zwei getheilt. Im vordern sieht man zum Theil aus Porphyr die Büsten der mediceischen Fürsten und Lorenz und Johann von Medicis, il gran capitano. Im zweiten ist ein vortreffliches Pferd aus weißem Marmor, dessen kühner Flug einem Siegesrosse gleich sieht. Hiezu ist ein Pendant, der berühmte Eber, wovon so viele Kopien gemacht sind, und wovon man von Pietro Tacca die schöne bronzene in der loggia des Mercato nuovo in Florenz findet. Er hat bey dem Brande 1762, der einige Stücke der Gallerie beschädigte, sehr gelitten. Zwei schöne Wolfshunde sitzend. Außer mehrern Marmorn ein Trajan und ein schöner August in Rednerstellung.

Die Korridore.

I. Gemählde.

Erster Korridor.

Einige alte Stücke florentinischer Meister im Entstehen der Kunst, die einem Geschichtschreiber derselben zu Belegen dienen könnten. Man sehe

Lastri Etruria pittrice. Doch sind dies nur wenige Exempel gegen das, was man von Giotto, Cimabue ꝛc. in Kirchen und Klöstern sieht. Unter diesen zeichnet sich hier aus von Ghirlandajo die Anbetung der Magier, worin viel Ausdruck und Karakter, und iene kühne Zeichnung herrscht, welche den Schüler Michel Angelos bezeichnet. — Die Anbetung der Hirten von Roselli. — Judith, im Begriff, dem Holofernes den Kopf abzuhauen, von der Mahlerin Lomi von Pisa mit großem Ausdruck. Das war wohl ein Weib, bey der man wünschen konnte: Weib gebiehr mir keine Kinder! — Venus, welche Amor kämmt, und das Beilager der Neuvermählten von Giovanni di San Giovanni. Das erste ist eine sonderbare Idee, aber im Weibe sowohl, als im Buben, ist der Karakter schelmischer Lust sehr kräftig ausgedrückt, obgleich die Idee des Lausekammes und der Lausejagd, die sich einem unwillkührlich aufdringt, nicht zur Liebesgöttin steht. Auch das zweite ist vorzüglich, besonders die Hauptfiguren. Die süße Sehnsucht des wartenden Jünglings, und Schaam mit einigen leisen Zügen der Lüsternheit im Gesichte der Jungfrau, die sich von den Müttern gleichsam mehr tragen, als führen läßt, sind schön ausgedrückt. — Abrahams Opferung von Livio Mehus. Der Kopf des Vaters ist vortrefflich, seine Augen sprühen Flammen des Eifers und der Verzückung. Mich dünkt, man könne diesen

Kopf in einer andern Scene auch auf den Rumpf eines Verrückten setzen, ohne zu fehlen.

Zweiter Korridor.

Michel Angelo da Caravaggio. Christus und die Pharisäer im Tempel disputirend, eines seiner berühmtesten und vollendetsten Werke, obgleich auch hier die Schatten sehr hart sind. Es ist eine herrliche Sammlung alter Köpfe, von denen jeder seinen Karakter trägt, und aus dem Leben gestohlen zu seyn scheint. Der Christuskopf sollte nur ein wenig mehr unter den andern hervorstrahlen. — Mehrere brave von Lucas Giordano, von Vanni, von Siena, Martinelli und teutschen und italiänischen Mahlern.

II. Skulpturen und Statuen.

Erster Korridor.

Herkules, der den Nessus tödtet, eine kleinere Gruppe, als die des Johann von Bologna jenseits vor dem Ponte vecchio, mit der sie sich auch nicht messen darf. — Ein junger Athlet, eine kraftvolle Figur. Als Zeichen seines Siegs hält er ein kleines Becken, oder Gefäß. Es ist ein herrlicher Körper, und das Geflecht der Sehnen und Muskeln trefflich. Man könnte ihn ein anatomisches Studium nennen. — Venus mit dem Beinamen von Belvedere, von Ferrata hergestellt, in der Stellung der mediceischen. Er hat ihr aber, so sehr man sie auch preiset, das Unaussprechliche mit den neuen Armen nicht geben können, weswegen jene

ewig allein bleiben wird. — Apoll mit einer Schlange an der Seite. Diese Statue ist außerordentlich beschädigt und vieles daran ergänzt; doch sind die Umrisse des Rumpfes und die Schenkel größtentheils antik, und diese erregen um so mehr eine Klage, daß das Uebrige nicht mehr da ist.

Zweiter kleiner Korridor.

In diesem gegen Süden am Arno, welcher die beiden langen verbindet, sind blos Marmore, einige kleine Gemählde und Porträts, die oben hängen, ausgenommen. Ein kleiner Amor, eine außerordentlich schöne Antike in Rücksicht der Stellung und des Ausdrucks. Er schaut empor, der kleine Spitzbube, als spotte er der Donnerkeile Zeus, und aller froher Muthwille, alle liebenswürdige Bosheit ist in dem Lächeln seines Gesichts ausgedrückt. — Bacchus, auf einem jungen Faun gestützt. Eine treffliche Gruppe, die eine große Idee von der alten Kunst giebt. Die Leiber sind schön, aber man vergißt sie über den Köpfen voll Grazie und Anmuth. Es ist die ewige Freude gleichsam personificirt, wie sie zuweilen in heiligen Stunden rein und unverschleiert sich ihren Lieblingen offenbart, es ist nicht die leidenschaftliche, sondern die feste und stille, die eben, weil sie dies ist, keinen Wandel und Wechsel kennt. — Eine schöne Bacchantin, mit einem Luchs zu ihren Füßen, in einer leicht hinschwebenden Stellung. — Ein Weib mit

einem Schwan, oder einer Gans im Schooße. Der Busen scheint vor süßer Lust sich schwellend zu heben, alle Züge des Gesichts athmen das Vergnügen, und die süße Vernichtung der höchsten Wohllust. Gewöhnlich hat man eine Leda daraus gemacht, und aus dem Vogel einen Schwan. Fabbroni meint, es sey eine Venus Lamia, der auch ein Schwan zukömmt. — Minerva. Der Kopf ist außerordentlich schön, und giebt eine anschauliche Vorstellung der tapfern Tugend, welche diese Göttin vorstellt, und die man sich immer mit einer guten Beimischung von Trotz und Kühnheit denken muß. Sie blickt, als lägen die Götter und alle Dinge unter ihren Füßen. — Venus Anadyomene, eine holde kleine Statue voll Schaam und süßer Huld, wie sie den Wellen des Meers entsteigt. Sie gehört zu den viel gepriesenen Antiken. Sie verdient mehr den Namen Venere celeste, unter welchem man eine andre halb bekleidete Venus zeigt. — Ganymedes mit dem Adler, eine der schönsten und reitzendsten Statuen der Korridore, das Bild der Schönheit, zwischen dem Jünglings- und Knabenalter mit der Leichtigkeit, die noch keine Sorge kennt. — Bacchus mit einem Luchs würde ein schöner Bacchus seyn, wenn man den vorigen mit dem Faun sobald vergessen könnte. — Ein schöner Torso, als Studium für junge Künstler ausgestellt, sich daran zu bilden, und für den Liebhaber, um

langsam daraus zu lernen, worin das Schöne der alten Kunst und der durch die Gymnastik mehr ausgedrückten menschlichen Form bestand.

Zweiter großer Korridor.

Gegen einander überhängend zwey geschundene Marsyasse. Der eine hat einen starken, aber einen widerlichen Ausdruck des Schmerzes, und man geht von diesen verzerrten Zügen gern zu etwas besserm. — Eine Nymphe auf einem Meerpferde, ein ausserordentlich schönes und leichtes Stück. — Ein Jupiter, den Phidias letzter Schüler besser gefaßt haben würde. — Zwey Apolle, der größte dieser beiden ist vortrefflich, er bringt den holden Gott der Schönheit und Jugend dem Ideale sehr nahe. Die anders farbige und überzierliche Leyer, die man ihm gegeben hat, kleidet ihn schlecht. — Zwei Statuen von Aeskulap. — Bacchus von Michel Angelo. Dieser ist sehr berühmt und hat nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner verdient, ohne sich zu schämen, unter den besten Ueberbleibseln der alten Kunst aufgestellt zu werden. Es ist nicht der Gott, der nur Freude und Wollust athmet, wie der ihm gegenüber stehende, sondern er hat etwas Großes und Majestätisches, wie man sich ihn denken muß, wenn er mit seinem Löwen- und Tigergespann als Sieger der Indier daher fährt. Er trägt den Geist seines Meisters an der Stirn, Kraft und Erhabenheit. — Ihm gegen über steht ein

ändrer in kleinerm Maße von Sansovino, voll großer Lieblichkeit und Zartheit der Form und des Ausdrucks, ein solcher, der wohl mit einer Nymphe sich im Weinlaub verstecken gehen kann; auch er ist ein Meisterstück der Neuern. — Laocoon von Baccio Bandinelli, eine Kopie des belvederischen, jetzt pariser Laocoons, und zwar eine äußerst berühmte Kopie. Ich hoffe das Original zu sehen und kann dann vergleichen. Bey einem Feuer, das 1762 die Gallerie ergriff, hat er sehr gelitten. — Von Donatello sieht man hier noch zwey gepriesene Stücke, seinen David mit Goliaths Haupt zu seinen Füßen und Johannes den Täufer, durch Beten und Fasten abgezehrt. Der David erinnert an den schönen St. Georg von eben diesem Meister, den man in einer der Nischen der Kirche Or San Michele sieht, eine rechte Heldengestalt, aus dessen Gesichte Muth und Kühnheit auf seine gute Sache blicken. Aber berühmter bey weitem ist Johannes der Täufer, und eines der vorzüglichsten Werke dieses großen Künstlers, den man besonders wegen der anatomischen Richtigkeit bewundert, weil so ein Körper nicht das anmuthige Bild der Schönheit geben kann. Man geht endlich bey diesen Meistern mit dem Gefühl davon, sie würden Phidias und Skopas gewesen seyn, hätten sie die freundliche Welt und die jugendlichen Götter jener Glücklichen gehabt.

Zwischen diesen Statuen der Korridore, von welchen ich die Vorzüglichsten genannt habe, sind vom Eingang bis zum Ende hinaus die Besten der römischen Kaiser und ihrer Familien zu sehen, eine außerordentliche reiche Sammlung beinahe an die 120. Man hält sie alle für ächt, ob gleich sich das vielleicht schwer ausmachen läßt, wenn es gleich bey den meisten durch Vergleichung mit andern Köpfen und mit Münzen auszumitteln ist. Die Sammlung ist zugleich als ein lehrreicher Kommentar für die Kunstgeschichte der ersten Kaiserjahrhunderte anzusehen, und für den Fortgang und Rückgang der Kunst. Die Reihe der Kaiser ist vollständig bis auf Gallienus. Auch einen schönen Konstantin, der sonst selten ist, hat man hier, doch ist auch er durch den Brand beschädigt. Trefflich sind die Köpfe der Livia und Julia, des Agrippa und Tiberius gearbeitet; den Otho hält selbst Winkelmann für einen der schönsten Köpfe, auch Vitellius und Vespasian sind gepriesen. Die Familie Mark Aurels nimmt den kleinen südlichen Flügel ein. O Faustina, Wieland hat nicht zuviel für dich gethan! Du konntest mit dem Gesichte nicht gemein seyn. Auch dem Freund der Geschichte geben sie gleichsam einen lebendigen Kommentar, obgleich die Kunst, aus den Gesichtern auf die Menschen zu schließen, immer eine sehr misliche bleiben wird, überdies ist nichts in der Welt leichter, als nach

den Thaten und Leiden ein langes und breites über ein Menschenanlitz zu räsonniren. Wie viele vergnügte Stunden habe ich unter diesen Köpfen gelebt, und unter der Menge der großen und merkwürdigen Menschen der neuern Welt, die gemahlt über ihnen hängen. In seiner eignen Zeit lebt man doch nicht so rein und frey; das Interesse, die Verflechtung des Lebens und Empfindens zieht uns vom rechten Wege ab, oder Leidenschaften und Partheisucht halten unsre Augen unter der Binde, daß wir selten einer reinen und ungefälschten Ansicht derselben genießen.

Außer den Büsten schmücken die Korridore noch eine hübsche Anzahl Sarkophagen mit Inschriften, und theils mit trefflichen Basreliefs, (vorzüglich schön ist auf dem Zweiten die Geschichte Hippolytus dargestellt) Altäre ꝛc., woraus man einigen Statuen Fußgestelle gemacht hat.

Oben um die ganze Reihe der drey Korridore findet man zu beiden Seiten rund herum eine herrliche Sammlung großer und berühmter Männer, viele Florentiner, die durch Künste und Wissenschaften, durch Waffen und Herrschaft groß waren, andre herrliche Männer Italiens und Europens, durch welche die Welt weiter gekommen ist. Auch die Frauen sind nicht vergessen, und man sieht manche berühmte Haube. Den Beschluß macht die

lothringische Herzogsfamilie bis auf Kaiser Franz den Ersten.

Auch die Decken dieser Flügel muß man nicht übersehen. Sie sind mit allegorischen Darstellungen geschmückt, wobey der großen Männer, woran Toskana einst vor allen Städten Italiens reich war, in Ehren gedacht ist. Es ist gleichsam ein gemahlter Ehrentempel von Florenz. Jede Kunst und Wissenschaft hat ihre Lichter und Lichtanzünder. Da sieht man die Cimabue, Giotto, Davinci, Masaccio, Donatello, Ghiberti, Michel Angelo, Bandinelli, Dante, Petrarca, Vespucci, Galilei, Ficino, Macchiavelli und andre Namen, die das Vaterland verherrlichten.

Münz- und Medaillensammlung.

Die Anordnung dieser Sammlung ward von dem Jesuiten Ekhel in Wien, Direktor der kaiserlichen Münzsammlung, angegeben, und von Cocchi und seinem Nachfolger, dem Direktor Pelli, ausgeführt. Man hat die Münzen nach chronologischer und geographischer Ordnung in Schränken aufgestellt. Billig hat man mit Toskana angefangen und einen großen Reichthum zusammen gebracht, nicht blos für Florenz, sondern auch für die andern Städte, vorzüglich für Pisa. Man sieht viele Münzen aus Silber und Gold von beiden Sicilien, dem Kirchenstaat, Venedig, Genua, Mailand, Parma

ma ꝛc. Aber auch die übrigen Länder Europens sind nicht leer ausgegangen.

Die Sammlung der neuern Medaillen ist gleichfalls eine der zahlreichsten. Hier sieht man viele Schnurrigkeiten und Raritäten des Mittelalters: Siegel, Prachtmünzen ꝛc.

In zwölf kleinen Schränken mit Auszügen bewahrt man die alten Münzen auf. Man hat sie geographisch geordnet nach den Plätzen, wo sie geschlagen sind, ohne auf ihre Größe, oder ihren Stoff Rücksicht zu nehmen. Man hat sie in zwei Klassen getheilt. Die erste begreift die Republiken, Kolonien und Monarchien der alten Welt, z. B. Rom, Athen, Macedonien, Syrien, Aegypten; die zweite enthält die Konsular und Familienmünzen des alten Rom, wie auch die Münzen der Kaiser von August bis Johann Paläologus. Die erste Klasse hat 4201, die zweite 1519 vor August und 8454 Münzen seit August, welche letztere allein 5 Schränke füllen.

Goldner Medaillen sind 1117, silberner 3778. Die ganze Summe rechnet man mit Sicherheit auf 15000. Auch falsche und nachgemachte Münzen hat man hier zur Belehrung aufbewahrt. Sie sind zum Theil so trefflich gearbeitet, daß sie die ersten Kenner getäuscht haben.

Ich gehe von hier zum hintersten Kabinet des östlichen Korridors, und werde immer so die Reihe

der Zimmer verfolgen, bis ich mit dem Saal des Hermaphroditen aufhöre, welche der erste am Eingange oder Vestibulum ist. Man hat diese Säle häufig nach einem Meisterstücke, das sich darin findet, benamt. Der erste Saal nun, vor dessen Thüre die Statuen und Gruppen von Michel Angelo, Sansovino, Johann von Bologna und Donatello sehr zweckmäßig stehen, enthält

Die neuern Bronzen.

Das Vaterland der Donatelli, Verrocchi, Cellini und Ghiberti kann daran nicht arm seyn. Man kann diese köstliche Sammlung gleichsam als eine Kunstgeschichte der florentinischen Bildnerei ansehen. Man hat hier treffliche Kopien in Bronze, doch fast alle im verjüngten Maasstabe, gesammelt von den ersten neuern und ältern Statuen, die man in Italien und anderswo findet, den Laocoon, Apoll, Meleager, Herkules, die beiden Satyre, die Flore, den Jüngling, der sich den Dorn auszieht, den Gladiator, den farnesischen Stier, den Silen, Mark Aurel und den Bacchus und Hermaphrodit von Borghese. Die Ringer, den Schleifer, den Faun und die Venus von Medicis sieht man hier in schönen Kopien aus Marmor. Außerdem giebt es eine Menge kleinerer Nachahmungen von Antiken, z. B. Idole, Vasen, Basreliefs. Vortrefflich ist der kleine Amor von Donatello, den einige selbst für eine Antike genommen haben. Von

dem trefflichen Benvenuto Cellini sieht man hier viel schönes, man schätzt vorzüglich die Büste Kosmus des Ersten von ihm. Von der Opferung Abrahams sieht man außer andern heiligen Stücken zwey Ausführungen, in welchen sich Donatello und Ghiberti zeigten, um den Auftrag zu den schönen bronzenen Thurm des Battisterio zu erhalten, welche Ghiberti ausgeführt hat. Das Schönste indessen von allen Arbeiten der Neuern, die hier gezeigt werden, möchte ich den Merkur von Johann von Bologna nennen, der lange die Villa Medicis in Rom zierte. Er hat das Leichte, das Schwebende und Vorwärtsstrebende, das man in der behenden Kraft dieses Gottes sich denket. Mit einem Fuße schwebt er auf dem Kopf eines Zephyrs, den er nicht mehr zu berühren scheint, als jener die Blumen. Der Ausdruck des leichten und spielenden Lebens dieses Gottes ist so bezaubernd, daß man immer wieder zu ihm zurück muß.

Noch ist hier ein berühmter Geschundener (scorciato) in Bronze, eine anatomische Statue, die man aber nicht unter den Mustern des Schönen aufstellen sollte. Man hat allenthalben gekünstelt und gearbeitet, um für die Anatomie was rechtes zu leisten. Auch die Alten haben anatomische Figuren in Bronze und Marmor vorgestellt, Francavilla machte in Italien solche, die man aus einander nehmen konnte, aus Holz und Pergament;

Zumbo und Lelli machten sie aus Wachs, welche nachher Susini in Florenz vervollkommnete; doch davon mehr an einem andern Orte.

Hetruscische Sarkophagen und Inschriften. Museum Etruscum.

Leider weiß man von den Alterthümern der Etrusker wenig. Waren die Römer gierig nach dem Ruhm, alle Völker unter die Füße getreten zu haben, so waren sie es nicht weniger, die Herrlichkeiten der Besiegten zu unterdrücken, und ihre Kunst und Wissen auch sich zuzueignen. Doch ist es ihnen nur in so weit geglückt, die Geschichte jener Völker in Dunkelheit zu erhalten. Betrügen haben sie die Nachwelt nicht gekonnt. Man hat nun angefangen, in Toskana Vieles zu sammeln, was schon die Ehre des etruscischen Volks machte, als die Griechen noch zum Theil und die Römer noch durchaus Barbaren waren, und von Arezzo, Volaterra, Montepulciano und andern Orten zusammen gebracht, wo es theils noch unter der Erde, theils noch in den Händen von Privatmännern war. Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst zeigt, daß die Hetrurier der Künste selbst vor den Griechen pflegten, und als Volsinii (jetzt Bolsena) 265 Jahr vor Christi Geburt eingenommen ward, transportirte man 2000 Statuen nach Rom.

Die Etrusker verbrannten gewöhnlich ihre Todten, und legten die Asche in kleinen Särgen oder

Urnen in die Erde, welche oft nur die Namen der Verstorbenen enthielten. Diese Särge und Urnen ꝛc. und die etruscischen und lateinischen Inschriften, oder die aus beiden Sprachen gemischten hat man hier aufgestellt. Das meiste ist aus Töpferthon (terra cotta, terre cuite), einige Sarkophage sind sogar bemahlt. Die schönsten Sachen hat man zu Volaterra gefunden. Manche dieser Urnen, die man zu Chiusi ausgrub, sind mit Bildnerarbeit, und stellen die Geschichte der Söhne des Oedipus vor; andre herrlich in Alabaster gearbeitete Basreliefs enthalten Scenen vor Troja. Man sehe hierüber Gori Museum Etruscum Flor. 1737. 3 Vol. Fol. und Hancarville Etruscische, griechische und römische Alterthümer mit illuminirten Kupfern, herausgegeben aus Hamiltons Kabinet zu Napoli, und Lanzi saggio sopra la lingua etrusca und seine Istoria della pittura.

Von diesem Saal, der eigentlich noch vor den neuern Bronzen hergeht und der erste von allen ist, springe ich nun sogleich zum vierten über, der die

Sammlung von etrurischen Gefäßen

enthält, weil diese eigentlich nur ein zweiter Theil des Museum Etruscum sind. Man wandelt mit einer Art von heiligen Grauen unter diesen Resten der alten Kunst, die zugleich den letzten Ehren der armen Sterblichen bestimmt waren, und mit ihren

Aschen meistens auch ihr Gedächtniß von der Erde nahmen. Man erstaunt über die Fortschritte, welche die Kunst in jenen jugendlichen Zeiten der Geschichte schon gemacht haben muß, wenn man die Leichtigkeit, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen, der Farben und Glasur sieht. Zu Volterra, Chiusi und Arezzo hat man eine große Menge davon gefunden. D'Hankarville meint, unter den römischen und etrurischen Sachen sey auch einiges aus Griechenland Eingeführtes. Es sind einige mit griechischen, andre mit etruscischen Aufschriften. Ferner sieht man eine Menge von Antiken einer andern Gattung in terra cotta, Lampen, Idole, Thierbilderchen, die, wie Caylus meint, von den Armen als Repräsentanten der Opfer gebracht wurden, die sie nicht darbringen konnten. Außerdem hat man die Bilder der Laren, und eine Menge Füße, Beine, Köpfe, Herzen, die vielleicht bey den Alten eine Art von ex voto seyn mogten. Man hat zu dieser Sammlung manches Neuere hinzugefügt, das im etrurischen Geschmack gearbeitet ist, Arbeiten aus Fabriken in terra cotta von Urbino, von Cagli und Castel Durante nach Zeichnungen Rafaels, Correggio's und der Carracci; Manches aus der Fabrik der Familie Vassari zu Arezzo, welcher Wedgewood nachahmte.

Alte Bronzen.

Sie sind im dritten Saal in 14 Schränken aufgestellt, und man hält sie für die schönste Sammlung dieser Art nach der, welche nun von Portici nach Palermo geflüchtet ist.

I. Eine herrliche Büste der Minerva, ein Kopf Merkurs und Saturns, mehrere kleine Götterabbildungen, Jupiter, Neptun, Pluto, Minerva, Diana, Opis rc.

II. Eine treffliche Sammlung griechischer, etruscher und römischer Waffen, ein vorzüglich gearbeiteter Hermaphrodit, eine schöne Amazone und ein gehelmter Mars; endlich Venus mit ihren Attributen, Nymphen, Amorn, Genien.

III. Viele Scenen aus der Geschichte des Bacchus und Herkules. Man hat zu den Bacchusbildern Faunen, Satyre, Silenen und die Ariadne hinzugefügt.

IV. Hier findet man viele ägyptische Sachen und Idole, unter andern einen Serapis, den die Heroen der Kunst hoch halten. Viele Genien und Götter des zweiten und letzten Ranges.

V. Einer der merkwürdigsten Schränke, der die etruscischen Gottheiten, den Janus, Vulturnus, Pilumnus, die Vakuna rc. enthält. Diese reiche Sammlung zeigt noch die Anfänge der Kunst, in Metallen zu gießen.

VI. In diesem Schranke findet man außer vie-

len Porträts erlauchter Menschen eine Menge Fragmente alter Statuen, die jungen Künstlern zum Studium dienen können, so schön ist an manchen die Arbeit.

VII. Enthält Thiere mancherlei Art, einen Pegasus, einen Hippogriph, eine Chimäre, einen Stier mit Menschenangesicht und andre, welche zu Gelübden, Symbolen und Fahnenzeichen dienten. Siehe Lipsius de militia romana cap. de signis militar.

VIII. IX. X. Mancherlei Haus- Religions- und Opfergeräth, Altäre, Dreifüße, Leuchter und Lampen mit erstaunlicher Mannigfaltigkeit der Arbeit und des Geschmacks, verschiedene metallene Spiegel, Helme, Zäume, Sporen, goldne Schnallen, Halsbänder, Ringe und Ohrgehänge.

XI. Alte Inschriften auf Bronzen verschiedener Gattung und manche Schnurrigkeiten.

XII. XIII. Altes Hausgeräthe und Silberzeug.

XIV. Instrumente, Schlösser, Schlüssel, Klinken, Haken und vieles christliche Zeug, wo man schon Apostel und Heilige vorgestellt sieht und die Barbarei des Geschmacks.

Außer diesen kleinern und zartern Dingen, die man eingeschlossen hat, steht noch vieles umher, was diesen Saal zu einer Einleitung in die Kunst und das häusliche Leben der alten Welt macht. Unter diesen Sachen findet man einen sehr schönen

Torso; eine Minerva von außerordentlicher Schönheit, die, wenn sie etrurisch ist, einen hohen Grad der Kunst verräth; man glaubt, sie sey nicht vollendet worden, oder habe durch Feuer gelitten.

Saal der Niobe.

Diesen ließ Peter Leopold mit allen Schmuck der Kunst und des Geschmacks verzieren, wie es der hohen Bewohner würdig war, welche hier einziehen sollten. Sie waren 1775 noch zu Rom in der Villa Medicis, von wo Leopold sie nach Florenz bringen ließ. Vielleicht müssen sie in diesen Zeiten der Auswanderungen auch mit fort.

Hier steht also nun die berühmte Gruppe der Niobe, deren blutiges Schicksal Ovid und Apollodor besangen, und die die größten Künstler des Alterthums, ein Skopas und Praxiteles in Marmor und Erz bildeten, und worin, wie wir sie nun aufgestellt sehen, jeder den großen Stil und erhabnen Karakter der meisten Figuren bewundern muß, wenn gleich der tiefer eindringende Kenner und Tadler manche Härten in den Stellungen und Gewändern findet, und daher diejenigen verdammt, welche wohl gar auf Praxiteles und Skopas, oder ihre ersten Schüler rathen. Man weiß aber, daß schon bey den Alten von den berühmtesten Statuen Kopien gemacht wurden. Könnte das nicht auch der Niobe und ihren Kindern begegnet seyn? und könnten also diese Statuen, aus welchen man nun

Eine Gruppe geordnet hat, und welche offenbar nicht gleich vollkommen sind, nicht aus den Händen verschiedener Meister gegangen seyn? Winkelmann fand in dieser Gruppe einen hohen Geist. „Die Töchter der Niobe, sagt er, gegen welche Diana ihre Pfeile richtet, sind in der sprachlosen Angst, der Vernichtung der Sinne, der Zerstörung des Gefühls vorgestellt, wo der unvermeidlich kommende Tod die Seele selbst gedankenlos macht. — Niobe und ihre Töchter werden immer die Muster des wahren Schönen seyn, man muß sie als unstreitige Denkmäler des hohen Stils ansehen.“ Winkelmann Gesch. der Kunst Th. 2. S. 201. 241. Auch Guido Reni war seiner Meinung und studierte sie ohne Aufhören.

Man kann vielleicht kein besseres Bild von dem Ausdruck dieser Gruppe geben, als wenn man sagt, daß so ein Schweigen des Schmerzes, so ein Erstarren des Gefühls darauf ruht, daß sie alle Elemente zu binden und jeden Laut, jeden Ton der Empfindung unmöglich zu machen scheinen; ein Verstummen, wie das der Erde vor dem Donner, der noch still in seinen düstern Wolken schlummert. Aber keine Lerche fliegt in der Luft, keine Kehle klingt mehr, das Thier sucht das Dickigt und die Höhle, der Mensch sein Haus; die Blume schließt ihre Krone.

Schön vor allen den einzelnen Bildern, die in

einer Gallerie so gestellt sind, daß jedes Gesicht, wo möglich, auf die Mutter sieht, ist die Figur der Niobe. Die Kleinste der Töchter drängt sich bebend in den Schooß der Mutter, in deren Augen sie mit angstvollem Gesichte Trost sucht; die Muttet breitet ihr Gewand aus, als wolle sie die Tochter schützen. Aber ihr Gesicht ist bey den andern Kindern, die verwundet fliehen und fallen, aber sein tiefer Schmerz bleibt menschlich und unverzerrt und rührt daher unaussprechlich. Die Kinder sind in mancherlei Stellungen, einige fliehen, andre sinken erblassend, andre schauen auf die Mutter, die nicht helfen kann, andre auf die grausame Rächerin in den Wolken. Den einen sterbenden Sohn und eine Tochter in fliehender Angst vor dem Bogen Dianens, nach welchem sie empor schaut, mögte ich die schönsten nennen.

Da man nicht alle Statuen, die die Familie der Niobe ausmachten, wieder fand, so ersetzte man wohl einige durch Analogen. Die Anordnung bleibt nun doch immer etwas Willkührliches, und jeder Künstler findet natürlich nach dem Gesichtspunkte, woraus er das Ganze ansieht, manches zu tadeln und abzuändern. Manches, was fehlte, ist auch von neuern Händen ergänzt, und das muß jeder billige Richter auch mit in Anschlag bringen.

Die Wände dieses schönen Saales sind noch mit einigen trefflichen Gemählden geziert, dahin ge-

hören ein Paar Stücke von Rubens in seiner kekken Manier, die Schlacht von Ypres und der Einzug Heinrichs des Vierten in Paris, einige Porträts von vorzüglicher Schönheit, unter andern Karl der Fünfte von Vandyk und von Kranach, ein schönes Stück, Adam und Eva.

Sammlung von Zeichnungen und Stichen.

Diese Sammlung, die der Kardinal Leopold anfing, ist seitdem immer vermehrt, und hat für den Künstler und den Liebhaber und Kenner natürlich ein unsägliches Interesse. Man hat sie mit großen Kosten zusammen gebracht durch Ankauf, Schenkung und Aufsuchung aus allen Ländern. Von 225 Bänden sind 80 je von einem großen Meister. Sie fangen von Cimabue an, und gehen bis auf Battoni und Mengs. Diese Sammlung hat der Direktor der Gallerie unter seinem Schlüssel, und man muß sich bey ihm melden, um sie zu sehen zu bekommen. Auch die Kupferstiche sind vorzüglich unter Leopold und dem jetzigen Großherzog angewachsen.

Saal des Barroccio.

Dieser stößt an den Saal der Niobe, und hat seinen Namen von einem großen Stücke dieses Meisters, welches 1787 von Arezzo hieher gebracht ist, und welches wegen der Einfalt der Anordnung und der Zeichnung hoch berühmt ist. Es ist ein sehr figurenreiches Gemählde auf Holz, eine Madonna,

die ihren Sohn bittet, Reichen, welche sich der Verlassenen und Wittwen hülfreich annehmen, den Segen zu geben. — Eine große Skizze auf Holz von Fra Bartolomeo della Porta, eine Madonna mit den Schutzheiligen von Florenz und dem Porträt des Künstlers. Man schätzt die Anlage, welche der Tod den Künstler nicht ausmahlen ließ. — Eben so verhält es sich mit einer Anlage von Pietro da Cortona, den drei Marien am Grabe. — Von Albano das Kind Jesus, von mehrern Engeln umgeben, welche die Instrumente und Zeichen seines Leidens halten, ein Werk voll Anmuth und Freundlichkeit, die diesem Mahler in einem vorzüglichen Grade angehören, der durch seine Engel und Amore berühmt ist. — Von Guido ein Petrus eine Halbfigur und Roger und Fiordispine. — Die Madonna, welche ihr Kind säugt, ein treffliches Stück von dem Meister der Kunst Lenardo da Vinci, voll süßer Liebe und Natürlichkeit. Dieses hat Leopold angekauft.

Vestibulum der Inschriften.

Dieses Vestibulum, ein offener Durchgang in der Mitte dieses Korridors, stößt zunächst an den Saal des Barroccio und enthält viel Schätzbares, das man nicht als ausgemerzt ansehen kann, weil es in keinem verschlossenen Zimmer steht. Man sieht hier eine schätzbare Sammlung von Inschriften, die man in zwölf Klassen eingetheilt, und in

die Mauer dieses Vestibulum eingefügt hat. Die Zwischenräume der Klassen hat man mit schönen Fragmenten des Alterthums geziert. In der Mitte des Saals steht ein Torso aus Basalt, den Winkelmann sehr rühmt; ein Altar von Granit, ein ägyptisches Kunstwerk, worauf ägyptische Idole zum Theil mit Hieroglyphen und ein kleiner Obelisk stehen. Außerdem sind noch andre egyptische Sachen hier, Sarkophagen, Leichensteine, Urnen, Vasen mit Buchstaben und Karakteren, kleine Statuen und Büsten. Vortrefflich ist der Brutuskopf, nur aus dem Groben gearbeitet von Michel Angelo, aber er hat schon den Karakter des Ernstes und der Kraft, der auch dem Künstler gehörte. Man lieset unten die Verse von Bembo:

„Dum Bruti effigiem sculptor e marmore ducit,
„In mentem sceleris venit et abstinuit."

„Da der Bildner aus Marmor das Bild des Brutus gestaltet,
„Denkt er der blutigen That und ihn versaget die Hand."

Ein Engländer, der Graf Sandwich, dem solche Inschrift schmählich deuchte, änderte diese Verse so:

„Brutum effecisset sculptor, sed mente recursat
„Tanta viri virtus, sistit et abstinuit."

„Brutus hätte der Bildner vollendet, da denkt
er im Herzen
„Tugend des Helden, dich, hält und läßt ab
von dem Werk.“

Man sieht hier die Köpfe der großen Weisen, Dichter und Feldherren Griechenlands auf Harmen, und diese Versammlung würde nicht die letzte seyn, die ich aus dem Reichthum der Gallerie mir ausgreifen möchte, wenn ich dürfte. Anakreon, Solon, Sapho, Aristophanes, Sokrates, Alcibiades, Sophokles, Euripides und andre kann man hier bewundern.

Sammlung der Porträts der Mahler, von ihnen selbst gemahlt.

Diese sind in zwei an einander anstoßenden Zimmern befindlich, und meistens nach den Zeitaltern, Schulen und Nationen geordnet. Auch diese Sammlung fing der Kardinal Leopold an, dessen Statue in Marmor man in einer Nische sieht. Diese Porträts sind in dem Museum Florentin. gestochen und zum Theil in Hugfords Sammlung.

Die römische Schule führt Rafael an; nach ihm Giulio Romano, Barroccio, Zucheri, die letzten sind Battoni und Mengs.

In der florentiner Schule ist der vortreffliche alte Masaccio der erste, Leonard da Vinci, Andreas del Sarto.

Gegenüber sind die Venezianer Bellini, Geor-

gione und Tizian, seine größern Schüler, Paul Veronese, Tintoretto, die Bassanen und andre.

Die Lombarden führt Primaticcio an, der Freund Franz des Ersten, an dessen und Heinrichs des zweiten Hofe er in hohen Ehren lebte, dann folgen die Carracci, Guido, Reni, Domenichino, Guercino da Cento, Albano.

Unter den Fremden sind die herrlichen Köpfe von Rubens, Vandyk, Holbein, Rembrandt. Außer diesen sieht man andre, die sich gemahlt haben, indem sie zeigten, daß man sie nach diesen Proben nicht messen sollte, weil Köpfe ihr Werk nicht waren; sie halten zum Theil Landschaften, kleine Scenen des gewöhnlichen Lebens ꝛc. in der Hand, wie Bourgignon, Mieris, Schalken, van der Werf und andre.

Im zweiten Zimmer sind mehr neuere Mahler und Ausländer, auch einige alte, die man noch nicht lange besessen hat, z. B. Michel Angelo, Sandrart, Angelica Kaufmann, le Brun, der Engländer Moor, der Schwede Roslein. Hier sieht man noch eine Marmorbüste einer Engländerin, die ein feines Weib gewesen seyn muß; man liest in einer griechischen Aufschrift ihren Namen: Αννα Cειμερ Δαμμερ ἐποιησεν.

Unter andern Kostbarkeiten sieht man hier die schöne Urne aus der Villa Medicis, worauf die Opferung Iphigeniens dargestellt ist, und einen acht-

eckigen Tisch aus Edelgesteinen, oder pietre fine zusammengesetzt. Er ist aus der Zeit Ferdinand des Zweiten, und wegen der Edelsteine, Topasen, Granaten ꝛc. einer der kostbarsten dieser Gattung. So trefflich auch diese Arbeiten, so bewunderswürdig auch das Ineinanderfließende und Schmelzende der Schatten und Farben ist, so bleibt doch immer eine unvermeidliche Härte, wenn man solche Arbeiten mit einem Gemählde vergleicht.

Sammlung der venezianischen Schule.

Die Venezianer füllen die nächsten und letzten beiden Zimmer dieses Flügels.

In beiden Zimmern findet man von Tizian eine schöne Jungfrau, das Kindlein auf den Knieen; noch eine zweite von Engeln umgeben in derselben Stellung. — Die Ehebrecherin, vor dem Erlöser mit herrlichem Ausdruck in den Köpfen, ein sehr figurenreiches Stück. — Die Niederlage von Ghiradadda, das wegen seiner Komposition berühmt ist. — Die Geburt des Herrn und die anbetenden Schäfer, ein ganz treffliches Stück, von dem man nicht los werden kann. — Einige Porträts, und eine schöne Judith mit dem Kopf des Holofernes, eine halbe Figur.

Von den Bassanen eine Menge Gemählde. Das berühmteste und größte ist das, wo Jakob Bassano sich mit seiner Familie nebst Tizian seinem Meister

und seiner Frau gemahlt hat. Er hat hier alles aufgeboten, seiner Familie unter den Unsterblichen einen Platz zu verschaffen. Es ist kein Aufflug, kein Ideal, aber die reinste Natürlichkeit und ein Kolorit, wie es seines Lehrers würdig wäre.

Von Giorgione, dem größten Meister im Kolorit, das Urtheil Salomos und viele andre Stücke.

Von Paul Veronese Christus, der den Lazarus erweckt, ein figurenreiches Gemählde, wo alles lebt und sich bewegt, und es einem bey keiner Figur einfällt, Veronese habe an Betrachter seiner Werke dabey gedacht. — Die Hochzeit von Kana und Ester und Ahasverus, zwei herrliche Stücke in Rücksicht der Vertheilung der Gruppen.

Außerdem sieht man noch manches von Tintoretto, Carletto, Cagliari, Palma.

Man geht nun zum zweiten Flügel fort, und findet zuerst das Zimmer, wo die

Sammlung von geschnittenen Steinen, Kameen, Gefäßen aus edlen Steinen rc.

aufbewahrt wird. Dieses ist einer der größten Schätze, die sich irgend wo auf der Welt finden. Lorenz der Großmüthige that das Meiste für diese Sammlung, Kosmus der Erste und andre Mediceer haben manches hinzugefügt und durch die großen Genieen, die ihre Zeit verherrlichten, arbeiten las-

sen. Es ist ein Saal in Form einer Tribune, mit Säulen von orientalischem Alabaster geschmückt, wo dieser Reichthum in 6 Schränken aufbewahrt wird. Man zählt mehr als 4000 Anaglyphen, und unter den Kameen bewundert man vorzüglich die Familie des August und was seiner Zeit am nächsten ist, z. B. den Tiber und seine Gemahlin, die wegen der Größe merkwürdig sind, vor allen aber steht Vespasian oben an, den man nur den König der Kameen nennt. Noch preist man die Kamee, die man für einen Julianus hält, der mit seiner Frau ein Opfer bringt, der Ganymed, den Curtius und die große Kamee, die Lanzi für eine Vesta und allein mehr, als manches andre Kabinet werth hält. — Man sieht hier überdem eine große Menge von Köpfen, von Gefäßen, von Statuen, vorzüglich eine Schale aus einem Granat von außerordentlicher Größe, Gefäße aus Onyx, Sardonix, Agat, Jaspis. Manche davon sind neu und von florentiner Künstlern im Wetteifer mit den Alten gearbeitet. — Manches in Bergkrystall gearbeitet, wie z. B. ein Kopf des Nero, verschiedene Kaiser in Kalcedon, ein schöner Tiberius in einem blauen Türkis, ein Mars in Saphir, eine Minerva in Sardonix, ein Alexander im Chrysolit, eine Furie in Hyacinth. — Manche sind zu beiden Seiten gegraben, z. B. der Sonnenwagen im Thierkreise an einer, an der andern der des Mondes, eine Büste Apolls im Anaglyph

an der einen Seite, an der andern Mars in einer Kamee.

Viele dieser geschnittenen Steine hat man in mancherlei Massen abgießen und drucken lassen. Die vorzüglichsten kennt man aus dem Museum Florentin. und aus dem Thesaurus Gemmar. antiqu. aeneis tabulis 200. Florent. 1730. von Gori und Passeri in drei Bänden in Folio ausgegeben. — Die florentinischen Künstler haben manches beschädigte wieder hergestellt, manches auch neu geschaffen. Einen vorzüglichen Antheil hieran hatte Benvenuto Cellini. Man sieht die Porträts von Lorenz von Medicis und Savonarola, (die man Johann delle Corniole zuschreibt,) von Päbsten und Fürsten. Eine schöne Arbeit ist die Familie Kosmus des Ersten von Rossi und sein Triumph nach der Eroberung von Siena, von Dominiko Romano in einen Kalcedon geschnitten.

Sammlung französischer Gemählde.

Man sieht hier eine Venus, die aus dem Bade steigt, und einen nackten verwundeten Jüngling, beide keine vorzügliche Statuen in Marmor.

Die französischen Sachen wollen nach den vorigen nicht recht schmecken. Poussin, ihr größter Meister, ist fast leer ausgegangen, und hat nur einige kleine Stücke hier. Außerdem ist von Le Brun, Dufresnoy, Mignon, Champagne, Nanteuil, und Bourgignon manches.

Flamländer und Holländer.

Von Rubens Venus und Adonis; Amor spielt an ihren Knieen, die Grazien enthüllen sie, der Neid hält Adonis bey seinem Gewande zurück; kleine Kinder spielen mit seinen Hunden, oder halten sie an der Kuppel, Die Venus ist schön, obgleich eine sehr irdische, leider sind die Grazien es auch, weil etwas zuviel flämische Schwere sie zur Erde ziehen muß. — Die drey Grazien ein schönes Gemählde, wo er sie etwas weniger voll und üppig gemacht hat. — Dieselben noch einmal mit einem allerliebsten Amor, der die eine der Grazien mit Blumen bekränzt — manches Kleine.

Von Denner, Albert Dürer, Kranach, Holbein, Rembrandt sieht man treffliche kleine Stücke und Porträts, unter andern Luther von Kranach und Holbein, und seine Katharina von Bora von Kranach.

Landschaften von dem Rafael der Landschaften Claude Gelée, Ruysdal, van der Werf, Poelenburg, van der Neer.

Von Teniers, Mieris, von Ostade, Terburg, Schalken, vieles in der bekannten kleinen holländischen Manier. — Perspektive von Stenwick und Peter Neefs. — Thier- und Frucht- und Blumenstücke von van Kessel, den beiden Heem, den beiden Ruysch. — Manches von Douw, Brauwer, dem jüngern Breughel und dem Höllenbreughel,

(der hier auch eine Hölle nach Dante und noch eine andre geräumigere gemahlt hat) Agrikola, van Brill ꝛc.

Italiäner.

In diesem Zimmer sind vorzüglich viele kleine Knie- und Handstücke, Porträts und Miniaturgemählde unter einigen großen zu sehen. Von diesen kleinen Sachen, die zum Theil allerliebst und ohne Namen sind, schreibt man denn manches, wovon man keine genauere Urkunde hat, gern den großen Namen Rafael, Correggio, Tizian, Carracci und andern zu. Ich will von der Menge nur einige der vorzüglichern ausheben.

Von Salvator Rosa, zwei Gemählde auf Holz, die noch nicht kolorirt sind, und einige Landschaften in seiner Manier. — Von Albano in seiner schalkhaften und freundlichen Art Venus unter den Liebesgöttern, ein liebliches Bildchen; ein Tanz der Amore, die Entführung der Europa ꝛc. Mich dünkt, er hat alle Grazie von Guido und Correggio, aber es ist eine leichtfertigere Laune in seinen Werken, die mehr sinnliche Lust haben, als jene hineinzulegen pflegen. — Von Zucheri zwei Gemählde, das goldne und silberne Zeitalter, Venus und Adonis, ein schönes Gemählde, Jupiter, der jeder Gottheit ein besondres Geschenk giebt. — Eine schön stehende Magdalena, und ein Haupt des Täufers, die man Correggio beilegt. — Von

Guercino eine schöne Landschaft mit fröhlichem Leben, Männer und Weiber die singen. — Von Parmigiano (Mazzuoli) die heilige Jungfrau und eine zweite, die ihr Kindlein säugt, eine Stille und Grazie in den Weibern und jene süße Unbewußtheit, die das vollkommene Weib haben soll.

Man findet in diesem Saal einen kleinen Amor aus Marmor, der sehr schön ist; ein Schmetterling schläft ihm zur Seite.

Die Tribune.

Für das, was sie enthält, kann man ohne Bedenken alles andre in Florenz hingeben. Hier hat man die Blüthe des Schönen und Großen in Einen Kranz gewunden, und auch die äußere Verzierung dieses prächtigen Achtecks, seine Decke mit Perlenmutter, sein Boden mit dem schönsten Marmor belegt, alles sagt einem, daß man in das Heiligthum der Kunst eintritt. Das erste und schönste Kunstwerk in Florenz und eines der schönsten von den wenigen Ueberbleibseln der alten Kunst ist die

Mediceische Venus. Es ist so viel darüber gesagt, geschrieben und tolles und kluges räsonnirt worden von Winkelmann bis zu dem Spleenischen Smollet, der nichts an ihr zu bewundern fand, als ihren Hintern, daß jeder sich fast schämen muß, jenen Haufen noch zu vermehren. Wer von der grösten Schönheit und Tugend zu viel spricht, den hält jeder billig für einen Narren. Von Göt-

tern darf man vollends nur empfinden und denken, nicht reden, wenn man unter ihnen ist. O Venus von Medicis, welche schöne Tage waren das, als ich allein mich von dem Aufseher einschließen ließ, um deine Gottheit anzubeten. Du bist noch nicht die duftende Blume, die glänzt und lockt, du bist die Knospe, die noch nichts von Farben weiß, und still und bewußtlos in ihrem süßen Daseyn versunken schlummert. Du bist das Bild der Jungfräulichkeit und Verschämtheit, die noch in stillen Ahndungen und Gefühlen lebt; doch wer nennt das heiligste Leben im Innern? der dich bildete, hatte es. Wenn deine Schwester zu Gnidus wilde Begierden in einem Jüngling entflammte, so löschest du jeden Trieb aus, besänftigest und erfreuest, wie Lunens wandelndes Bild. Deine Verschämtheit ist nicht Schwäche und Schleier der verdorbenen Sitten, sie ist das heilige Bild der Schönheit, die in stiller Vergessenheit ihrer selbst sich allein ausdrücken kann. Ausdruck der Keuschheit, der Bescheidenheit, der Verschämtheit und was man noch mehr weiß, ist abscheulich. Wer sagen konnte, du rücktest mit dem rechten Schenkel etwas vor, um etwas zu bedecken, wer dieses Bewußtseyn in dir denken konnte, zu den sprach nur der todte Buchstabe des Gesetzes und nicht sein lebendiger Geist.

Die Venus hat eine Höhe von ungefähr vier Fuß; sie scheint ganz in dem Alter, wo die Knospe

aufzubrechen bereit ist, und selbst ihr schöner Busen noch nicht ganz ausgewachsen, sanft neigt sie sich vorwärts und eine Hand fällt weiblich über das, was sie nicht verbergen will. Hier könnte Hogarth sein System von Wellenlinien studieren. Es ist eine Zartheit und Weichheit, ein so schwellendes Leben, daß man immer versucht wird, sie mit den Fingern zu berühren. Winkelmann und Mengs behaupten, daß ihre Hände neu sind. Sie hat einen Delphin zur Seite, weswegen man sie auch Venus maritima nennt. Man fand sie in Tivoli in der Villa Adrians mit mehrern andern Meisterwerken der alten Kunst. Sie war in so viele Stücken zerschlagen, daß man sie kaum zusammen finden konnte; doch sind sie so geschickt zusammen gesetzt, daß man gar nichts davon gewahr wird. Sie stand lange in der Villa Medicis in Rom, bis Kosmus der Dritte sie 1680 mit dem Schleifer nach Florenz bringen ließ.

Die Gesellen dieser reitzenden Göttin sind:

Der Schleifer, oder Spion (Parrotino). Diese schöne Statue ward im vorigen Jahrhundert in Rom gefunden. Man hat vieles aus ihr gemacht. Die Stellung war eine schwere Aufgabe für den Künstler. Ein Mann bückt sich, um ein Messer auf einem Stein zu schleifen, indem er den Kopf erhebt, als wolle er was behorchen; es ist ein gewaltiges Leben im Gesichte. Weil der Stein kei-

nem Schleifstein ähnlich sieht, so haben einige den Accius Nävius daraus gemacht, andre den Sklaven des Brutus, der ihm die Verschwörung seiner Söhne entdeckte; oder einen dergleichen Horcher; ja einige haben so gar einen Scythen daraus gemacht, der sein Messer auf Marsyas Haut schleift.

Die Ringer (la lotta) sind eine berühmte Gruppe, welche Manche allem, was in Florenz ist, bey weitem vorziehen. Man fand diese Gruppe zugleich mit der Niobe, und Winkelmann meint, daß sie zur Gruppe der Familie der Niobe gehörte. Man bewundert die anatomische Richtigkeit bey dem in einander zerfließenden ringenden Gliedern, die zugleich die Leichtigkeit haben, die kaum eine Mühe des Künstlers ahnden läßt, da sie eben die größte ist. Der Ausdruck der Gesichter und Stellungen ist herrlich. Der Sieger fühlt schon die Wonne der Palme, der Besiegte hingegen, von den stärkern Armen seines Gegners zu Boden gedrückt, zeigt in seinem finstern Blick und den vor Wuth und Angst bebenden Zügen seines Gesichts die Verzweiflung.

Der tanzende Faun bewegt seine Glieder leicht und behend, und athmet Freude und Leichtigkeit. Er hat in den Händen Kastagnetten und tanzt mit einem Fuß auf einem scabillum, einem tönenden blasebalgähnlichen Instrumente, das auf Theatern und bey wilden Tänzen häufig gebraucht ward, um viel Lärm zu machen. Kopf und Arme hat Michel

Angelo so ergänzt, als es dieses Meisterwerk verdiente.

Der sich stützende Apoll, eine liebliche, jugendliche Bildung. Er ziert seit 1780 die Gallerie. Mengs (Theil 2. S. 45.) sagt, daß der Apoll von Belvedere, jetzt vom Louvre die Idee des Erhabenen giebt, der florentiner aber und die mediceische Venus die des Schönen und Anmuthigen.

Auch die Gemählde der Tribune sind so eine Auswahl des Schönsten, daß man sie der Antiken völlig würdig nennen kann.

Michel Angelo. Die Jungfrau auf den Knien reicht ihr Knäblein dem Joseph; in der Ferne sind nackte Personen, die aus dem Bade steigen. Dieses Gemählde ist nach Vasaris Behauptung in seinen Biographien der Mahler das schönste Staffeleigemählde, das man von Michel Angelo hat. — Drei Rafael. Man kann hier die verschiedenen Manieren dieses Künstlers sehen. Zwei Stücke stellen die Jungfrau und Christus vor, der mit Johannes spielt. Das eine hat noch die Einfalt der Stellungen und Gesichter, das Trockne seines Meisters Peruginv; das zweite ist lebendiger, freier und anmuthiger; Rafael hat seinen Glauben an den Meister verloren, der sich nicht schämte, seinen Schüler nachahmen zu wollen; hier ist schon ein Strich seiner Madonna della sedia. — Das dritte ist ein berühmtes Gemählde, sein Johannes in der Wüsten,

sitzend und von vorn vorgestellt. Hier kann man des Künstlers vollendeten und stillen Geist sehen, er ist aus der letzten Manier des Künstlers.

Zwei Correggien. Eine Jungfrau, welche das vor ihr liegende Kind Jesus anbetet. Auch dieses floß aus dem Pinsel der Grazien, um welche dieser Künstler mit Rafael buhlt. Die Jungfrau ist einer der schönsten Madonnenköpfe, den man sehen kann. Doch hält Mengs (Theil 2. S. 169.) es nicht für eines der schönsten Werke Corregios und findet an der Komposition und Drapperie manches auszusetzen. — Die Jungfrau in Aegypten, weiß gekleidet, das Kind Jesus in ihren Armen, der heilige Joseph zur Seite, der einen Palmzweig bricht.

Tizian. Zwei Venus, von denen die eine die berühmte ist. Man hat sie, gleichsam eine Nebenbuhlerin der mediceischen, dieser gegenüber gehängt; aber man hat übel gethan; sie leiden keine Vergleichung. Tizians Venus ist die süße personificirte Lust, die schon der Frucht gekostet hatte, wovon jene noch keine Ahndung zu haben scheint. Diese Venus ist eines der berühmtesten Werke aus Tizians zweiter Manier. Man meint, es sey das Bildniß seiner Geliebten; andre sagen, es sey die Geliebte eines Herzogs von Urbino, oder eines Medicis. Sie liegt mit ihrem reitzenden nackten Körper wohllüstig hingegossen, mit dem ewigen Lächeln der Liebesgöttin um Stirn und Mund und

mit jener süßen Schelmerei im Auge, der kein Sterblicher, noch Unsterblicher widerstand. Mit der Rechten hält sie eine Blume, und dieses sanfte Erheben der Hand giebt dem schönen Körper, an dem alles bis auf die Farbe zu leben scheint, eine leicht aufschwellende Bewegung. Man tadelt an diesem schönen Gemählde zwei Weiber, die im Hintergrunde geschäftig sind, welche man in Rücksicht der Perspektive zu klein hält. — Die zweite Venus ist die, welche man auch wohl Tizians Frau nennt, eine stillere und sanftere, der es auch an Natürlichkeit und Grazie nicht fehlt.

Andreas del Sarto Die heilige Jungfrau auf einem Fußgestell, Sankt Franz und Johannes der Evangelist vor ihr stehend, ein Gemählde, das man wegen des frischen Kolorits, und der Wahrheit unter die vorzüglichsten dieses Meisters setzt. Seine Manier ist anmuthig, leicht und wahr, und sein frisches Kolorit zeichnet ihn vorzüglich aus. Man hat ihn den Fra Bartolomeo an die Seite gestellt; aber der hat die doppelte Kraft und Geist und gehört zu den erhabenen Mahlern.

Daniel Volterrano. Der Mord der unschuldigen Kindlein. Es enthält mehr als 70 Figuren in verschiedenen Gruppen und man kann es als eine Zeichnungsschule ansehen. Die Kenner wollen viel von dem Karakter seines Meisters Michel Angelo darin sehen.

Il Parmigiano, man sieht ein Porträt und eine heilige Familie von ihm. Man rühmt auch ihn als dem Correggio in der Grazie sich nähernd. Es giebt auch hier eine Klippe, seine Jungfrau wird offenbar etwas gewöhnlich, weil sie überfreundlich und hold seyn will.

Rubens. Ein schönes Porträt und ein Gemählde, wo man Herkules in seiner berühmten Wahl sieht zwischen Venus und Minerva. Die Köpfe sind vortrefflich, alles hat jene Ruhe und Haltung, die man bey diesem Mahler, der immer nur auf den gewaltigen Affekt hinarbeitete, sonst selten findet.

Annibal Carracci. Eine schöne Bacchantin, eines seiner vollendetsten und berühmtesten Werke. Man sieht sie von hinten; ein Satyr reicht ihr einen Korb mit Blumen. Alles ist Grazie und Leben, und der Kopf im Profil außerordentlich schön. Vorzüglich aber bewundert man die Strenge und Leichtigkeit der Zeichnung, die sich hier beisammen finden.

Noch sieht man einige schöne Sachen von Veronese, Lanfranco, Guercino, Guido, Barraccio, Albert Dürer, van Dyk, Leonardo da Vinci, Spagnoletto ꝛc.

Toskanische Künstler.

Ihre Werke sind in zwei Sälen aufgestellt. Man sieht unter andern im ersten:

Fra Bartolomeo. Mehrere allerliebste Sachen im Kleinen, vorzüglich schön ist seine Geburt und Beschneidung des Herrn.

Die Allori. Man nannte sie auch mit einem Beinamen Bronzini. Der beste Zeichner war Angelo, aber Alessandro bey allem Losen und Schlaffen, was er oft in seiner Zeichnung und Zusammensetzung hat, strebt mehr nach dem Ideal. Man kann Köpfe von ihm in Florenz sehen, die einzig sind und neben Rafael und Correggio stehen können. Christoph starb zu jung, er wäre sonst wohl der erste von ihnen geworden. Man sieht von diesem Christoph eine herrliche Marie Magdalene, eine Kopie der Dresdner, die sonst in Modena war, eine Judith mit dem Kopf des Holofernes und mehrere andre. Von Angelo sind 5, von Alessandro 13 Gemählde hier.

Leonardo da Vinci. Ein Medusenkopf mit Schlangen, herrlich gemahlt, doch nicht vollendet — ein Porträt von Rafael, das mir das schönste scheint, was ich von ihm gesehen habe.

Carlo Dolci. Er führt seinen Namen mit Recht. Man sieht seinen Arbeiten gleich seinen Karakter an. Hier sind einige freundliche Köpfe von ihm in Halbfiguren.

Ghirlandajo. Die Darstellung im Tempel ein figurenreiches Stück. Dieser Mahler gehört zu den vorzüglichsten in Florenz. Freilich hat er wenig

Grazie, aber dafür einen starken, kräftigen und gesunden Pinsel voll Nüchternheit und Wahrheit. Man sieht es ihm an, daß er sich nach Michel Angelo bildete.

Im zweiten Saal trift man von

Fra Bartolomeo zwei Gemählde, die ihm Ehre machen, den Hiob und Jesaias; der zweite ist ein Mensch voll Kraft und Macht, und eifert seinem Sankt Markus im Pallast Pitti nach. Vasari und Mengs setzen ihn unter die größten Mahler. Rafael kam nach Florenz, ihn zu studieren, und er lernte wieder von Rafael.

Carlo Dolce. Eine schöne Magdalene, Halbfigur, voll unbeschreiblicher Süßigkeit und Hingebung.

Bilivelti. Joseph, der sich aus den Armen des Weibes des Potiphar reißt. Im ersten Zimmer war derselbe Gegenstand von Bronzino gemahlt. Dieses Gemählde gehört wegen des trefflichen Ausdrucks zu den schönsten in diesen Zimmern.

Mariotto Albertinelli von Florenz, Fra Bartolomeos bester Schüler. Die Heimsuchung der Elisabeth, ein Gemählde voll großer Schönheit. Die Köpfe sind wunderschön. Es hing sonst mit in der Tribune.

Außer diesen sind noch eine Menge Gemählde von Vasari, Philipp Lippi, Pontormo, Ghirlandajo,

dajo, San Giovanni, Andreas del Sarto, Cigoli und andern.

Eine Merkwürdigkeit des ersten Saals ist noch die berühmte Bianca Cappello, vom Bronzino gemahlt. Man sieht das reitzende und gewaltige Weib aus allen Zügen.

Saal des Hermaphroditen.

Billig schließt man, wie man begann, mit dem Anblick des Schönsten. Dieser Saal, der so Vieles von Antiken enthält, hat von dem ersten Kunstwerk den Namen erhalten, dem schönen Hermaphrodit. Die Alten liebten dergleichen Vorstellungen. Schon die lebendigen Ungeheuer sammelte das verdorbene Rom, das, mit dem gewöhnlichen Schönsten nicht zufrieden, zu seinen Lüsten Hermaphroditen, Riesen und Zwerge haben mußte. Diese Antike ist außerordentlich schön und sanft fließen die Linien des männlichen und weiblichen Karakters in einander, welche sich sonst oft so schneidend trennen. Der Hermaphrodi ist aus weißem Marmor gemeisselt, und liegt auf einer Löwenhaut. Gesicht und Brust sind weiblich und jugendlich. Die Statue zu Rom einst in der Villa Borghese, welche denselben Gegenstand vorstellte, fand Winkelmann schöner, als diese Florentiner. — Eine liebliche Gruppe von Amor und Psyche, welche wie die des Kapitols oft abgebildet ist. Man sieht sie auch im Museum Florent. gestochen. — Ein schöner Amor auf seinem

Bogen gestützt mit umwölkter Miene. Hatte er vielleicht seine Psyche verloren? — Ein Ganymed, dessen schönen Leib man bewundert. Er war sehr beschädigt und ward von Cellini wieder hergestellt. — Eines der schönsten Stücke dieses Saales ist der Alexander. Die Büste dieses schönen Kopfes war sonst mit seinen Waffen bedeckt, man hat ihn nackt wieder hergestellt. Es ist so eine tiefe und edle Trauer in diesem schönen Gesichte, daß man nichts rührenders und menschlichers kennt. Vielleicht wählte der Künstler den Moment, wo er krank in seinem Zelte lag, und alle seine großen Entwürfe vernichtet dachte, vielleicht jenen, wo er über seinen ermordeten Erretter und Freund Klitus, oder um Hephästion weinte. — Außer diesen Stücken des ersten Ranges sieht man eine Menge Büsten, kleiner Statuen und Basreliefs.

Die Loggie degli uffizi, der alte Pallast, der Platz des Großherzogs.

Ich will nun einstweilen diesseits des Arno bleiben und kurz beschreiben, was mir einer Bemerkung werth scheint, und dann zur jenseitigen Stadt eilen.

Das herrliche Gebäude, worin die Gallerie befindlich ist, heißt gewöhnlich der Bau der Staatskollegien (fabrico degli Uffici) und ist von Vasari unter Kosmus dem Ersten entworfen. Rechter Hand ist die Münze und die berühmte Magliabec-

chische Bibliothek, links die Gallerie; in andern Abtheilungen sind Archive und Versammlungszimmer mancher Magistrats- und Stadtkollegien. Mit einem Ende sieht dies schöne Gebäude auf den Arno, mit dem andern auf den großen Platz. Seine schönen Loggien, oder Portiken dienen einer Menge Galanteriehändler, Krämer und Trödler zum Ausstehen mit ihren Waaren, und zur Regen- und Karnevalszeit den Florentinern zum Spatzieren und Jubeln. In der Mitte ist ein schöner nach dem Marktplatze und dem alten Pallast hin offener Hof. Gleich an diesen großen Loggien liegt eine kleine, deren offene Seite nach dem Markte hinsieht. Sie heißt

Loggia della gran piazza und ist mit einigen trefflichen Denkmälern florentinischer Kunst geziert. Schändlich ist es, daß dieser schöne Bau gewöhnlich so mit Schmutz und Gestank erfüllt ist, daß man kaum weiß, wohin man seinen Fuß setzen soll. Man sieht hier 1) ein Meisterwerk von Johann von Bologna, den gepriesenen Raub der Sabinerinnen, woran das Auge sich nie sättigen kann, man mag das Streben des reitzenden Weibes in den Armen des Jünglings, den Zorn und die Wuth des Vaters, den er unter sich hinabdrückt, oder die glühende Kraft des Jünglings selbst betrachten. Es ist gleichsam die Personificirung der drei letzten Lebensalter. Niedliche Basreliefs um die Vasen stel-

ten Scenen dieses Raubes dar. Das Ganze ist aus Marmor und die Leichtigkeit der schweren und ringenden Stellungen erregt Bewunderung. 2) Ein Perseus mit dem Medusenhaupte in der Hand und über dem Körper stehend, von Cellini. Ein Jüngling schön und freudig, wie Apoll, und stark und kühn blickend wie Mars, so leicht in seiner Kraft, daß er noch auf seinem geflügelten Rosse zu fliegen scheint. Basreliefs aus Bronze, wie das ganze Stück, stellen die Geschichte der Andromeda dar, und auch daran findet man zu studieren. 3) Judith von Donatello in Bronze, mit gezückten Schwert, der schlafende Holofernes zu ihren Füßen. Das Weib hat einen so furchtbaren Ausdruck, das sie einem bange machen kann. — Im Innern der Loggia stehen noch 6 andre Statuen aus weißem Marmor, die man über den vorigen vergißt.

Der Platz des Großherzogs, der größte und munterste in Florenz, der selbst nicht regelmäßig ist, hat außer dieser schönen Loggia des alten Meisters Orgagna und dem alten Pallast noch verschiedene Merkwürdigkeiten. — Zuerst fällt des Großherzogs Kosmus des Ersten Statue zu Pferde in die Augen; sie ist aus Bronze durch Johann von Bologna im Jahr 1594 gegossen, ein herrliches und kolossalisches Werk. Der Mann, der groß war, sitzt in Herrscherstellung und mit Herrscherblick auf dem schönen Rosse, das unter ihm zu tan-

zen scheint. Die andre Statue, Ferdinand der Erste, auch zu Pferde, auf dem Platze della Nunziata von demselben Meister reicht nicht an diese. Das eine Ende des Fußgestelles nimmt die Inschrift ein, die andern drei Seiten haben Basreliefs aus Bronze, welche Thaten und Begebenheiten Kosmus des Ersten vorstellen; am schönsten ist der siegreiche Einzug in Siena. — Gleich rechter Hand von der Statue dicht am alten Pallast ist eine Fontäne, zur Zeit Kosmus des Ersten größtentheils von Ammanati vollendet, doch sind die Nymphen und Tritonen von Johann von Bologna. Auch hier ist der italische Schmutz trotz des dabey stehenden Verbots rund umher, und hat selbst das Becken und die Statuen so besudelt, daß man seiner Nase zu Gefallen, das Werk nur von ferne besehen mag. Ein kolossalischer Neptun, der doch mit dem von Johann von Bologna in Bologna nicht zu vergleichen ist, steht 20 Fuß hoch auf einem Wagen von Meerpferden gezogen, die, zwei aus weißem, zwei aus grauem Marmor sehr schön gearbeitet sind. Tritonen stehen zwischen seinen Füßen auf dem Muschelwagen, und manche kleine liebliche Figuren und Attribute des Dreizacks zieren das Becken. Auf der Einfassung sieht man aus Bronze Nymphen, Meergötter und Satyre in muntern und üppigen Stellungen; die Nymphe mit dem Füllhorn ist vorzüglich schön.

Der alte Pallast (il palazzo vecchio) nimmt das eine nördliche Viertheil des ganzen Platzes ein, der ohne sein Eintreten einer der schönsten seyn würde. Dies ist ein altes stattliches Gebäude, von dem Baumeister des Doms Arnolfo erbaut; es giebt nur den Eindruck der Macht und hat nichts Gefälliges. Die meisten Zimmer stehen öde und ihre Herrlichkeiten zerfallen, andre sind zu Archiven und Versammlungsörtern gemacht worden. Unten ist die Hauptwache, die Kommandantenwohnung und Zolleinnahme. Manches, was die obern Säle und Zimmer herrliches und schönes enthielten, ist in die Gallerie und den Pallast Pitti gekommen. In dem großen Fürstensaale, der einer der längsten ist, die ich gesehen habe, sind große Thaten von Florenz und die Siege der Mediceer und ihre Begebenheiten verherrlicht in Gemählden, Büsten, Bildsäulen und Inschriften. Einsam und verlassen stehen nun die alten Mediceer, ihrer Umgebungen zum Theil beraubt; so drängt immer ein Geschlecht das andre. Ein treffliches unvollendetes Stück Arbeit sieht man hier noch von Michel Angelo, dies ist, die Bildsäule der Victoria, die einen Gefangenen unter sich hat, in einem kühnen Geist gemeißelt; sie war für das Grab Julius des Zweiten bestimmt. Zu den Seiten des Saals sieht man noch sechs treffliche Gruppen von Bandinellis

Schüler, Rossi, welche mehrere von den Arbeiten Herkules in weißem Marmor darstellen.

Am Eingange der Treppe, oder am Thore des Pallastes stehen zwei gewaltige Statuen aus Marmor; zur rechten Hand Herkules mit geschwungner Keule über Kakus, der überwunden sich unter seinen Füßen krümmt. Es ist ein Werk des unsterblichen Bandinelli, und der Heldentrotz und die Götterkraft des Siegers, die Wuth und der Schmerz des Besiegten, die Kraft und der Ausdruck aller Muskeln und Züge machen es zu einem der mächtigen, das die Vorübergehenden oft unwillkührlich still zu stehen zwingt. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Statue, oder ihre Nachbarin die schönere sey, obgleich die meisten für jene stimmen, vielleicht der Autorität des Meisters folgend; ich ziehe diese vor. Jene links ist ein David von Michel Angelo, im Jünglingsalter von ihm gearbeitet, in jenem Ausdruck der Kühnheit und Begeisterung, die ihn stark machte, das Vaterland von dem philistäischen Dränger zu befreien, ein schöner männlicher Körper, der auch in der kolossalischen Gestalt die Gewandheit verräth, die man bei'm Schleuderer sich denken muß. Im Vorhofe ist links die Hauptwache, und in der Mitte des Impluvium eine niedliche Fontäne aus Porphyr, welche einen reitzenden Amor, oder Engel trägt — denn unter beiden Namen läuft er. Rechter Hand in einer Nische an dem Durch-

gange in dem zweiten Hof ist eine schöne Gruppe von Vincenzio Rossi, auch ein Herkules, der Kakus niederschlägt, aber keine Nachahmung seines Meisters, so daß man nicht sündiget, wenn man sie der Arbeit Bandinellis an die Seite setzt.

Oben um den Pallast läuft rings um das Dach ein übergewölbter Gang, von dem man eine weite Aussicht über die Stadt hat. Aber besser thut man, sich hier nicht aufzuhalten, sondern in die äußerste Spitze des schönen Kampanile aufzusteigen, der auf vier mächtigen Säulen aus dem Pallast sich erhebt, und nahe an 300 Fuß Höhe hat. Von ihm übersieht man die Stadt, die ganze schöne Landschaft umher mit dem Arno und dem beschneiten und hie und da mit Fichten bekränzten Rücken des Apennin.

Kirche Or San Michele.

Wenn man dem Posthause vorbei nach dem Platze der Domkirche gehen will, von dem großen Platze trifft man gleich linker Hand die kleine Kirche Or San Michele. Diese ist innen nicht sehenswürdig, aber ihre Nischen außen sind rund um mit schönen Statuen geschmückt. Von diesen ist vorzüglich schön der Sankt Peter von Donatello, aber bey weitem die schönste von allen sein Sankt Georg, den man einen Achill nennen möchte, so kühn blickt er umher, so frei ist sein Schritt, so schlank und stark zugleich der schöne Körper unter

der gewölbten Brust. Ein schönes Stück ist noch Thomas der Zweifler, der seine Finger in Christi Seite legt, von Andreas Verrocchio.

Die Domkirche.

Sie ist unstreitig das erste und merkwürdigste Gebäude in Florenz, und erfüllt den Zuschauer mit Erstaunen und Bewunderung, wenn er ihre langen Mauern entlang, oder zu der himmelanstrebenden Runde der Kuppel schaut, aber größer ist der Eindruck, der den einsam wandelnden Fremdling ergreift, wenn er durch eine ihrer vielen Thüren eintritt, und unter dem dumpfen Klang der Orgeln und den Gesängen der Priester unter ihren hohen und dunkeln Bögen wandelt. Der Geist der großen Meister, welche diese erschufen, ergreift ihn. Die düstern und ungeschmückten Mauern, die Fenster, nach alter frommer Sitte bunt bemahlt und nur ein dämmerndes Licht gebend, die einzelnen Denkmäler und Gemählde alter Zeit, alles erfüllt mit einem Gefühl, das kein andres Ding in Florenz zu geben vermag. Wenn man vollends unter der hohen Kuppel steht, und zu ihren herrlichen Wölbungen aufschaut, da verwirrt sich der Blick und die Sprache versiegt. Die schönen Tribunen umher, das Chor, die keuschen und heiligen Bilder aus Marmor, die in ihrer Stille so beredt sind, alles erhebt uns von dem Boden.

Der Baumeister war Arnolfo, ein Schüler Ci-

mabues, der 1294 oder 96 den Bau begann und 1300 starb. Nach seinem Plan ward das Werk in 154 Jahren vollbracht. Man giebt ihr eine Länge von 260 florentiner Ellen, die ungefähr 500 Fuß machen mögen, eine Breite der Tribunen von 166 Ellen, die der Schiffe 61, und eine Höhe von unten bis zum Kreuze 202 Ellen, also an 400 Fuß. Die Vorderseite war ehedem halb mit Marmor ausgelegt, und mit Statuen und Basreliefs nach Giottos Zeichnung verziert. Allein man nahm dieses alles im Jahr 1580 ab, fing eine neue an, nahm auch sie ab, als sie schon zu einer ziemlichen Höhe gediehen war, und bemahlte das was blieb, wie es jetzt ist, al fresco. Die Statuen, die auf der alten gothischen Vorderseite waren, wurden zum Theil in die Kirche gestellt, wie die vier Evangelisten von Donatello, zum Theil anders wohin. Ueber den Thüren sieht man schöne Arbeiten in Marmor und Basreliefs, manches von dem alten Künstler, Johann von Pisa, z. B. die Verkündigung von Ghirlandajo in Musaik, und eine Madonna aus Marmor über Lebensgröße mit zwei anbetenden Engeln, eine sehr gepriesene Arbeit von Johann von Pisa. Die Kuppel, welche Michel Angelo nie genug bewundern konnte, und die er für das größte Meisterstück der neuern Baukunst erklärte, ist von Kosmus Freund Brunelleschi, dem größten Künstler seiner Zeit, der 1446 starb. Die

Kirche ist von außen wie ein Schachbrett mit weißem und schwarzem Marmor wechselnd bekleidet, und eben so ist der Fußboden innen mannigfaltig, und nach mannigfaltigen Zeichnungen mit Marmor bunt ausgelegt.

Gleich rechter Hand ist der Kopf des Baumeisters der Kuppel Ser Philippo Brunelleschi in Marmor gehauen, und mit einer Inschrift von Karl Aretino geziert. Er hat sich hier sein Mausoleum hoch genug gebaut, so wie sein Nachbar Giotto, mit Cimabue dem Wiederhersteller der Kunst. Sein Monument ist von 1490, (er starb schon 1336) dem des Brunelleschi ähnlich, aber höher steht das, was er sich selbst in dem schönen Kampanile am Dom erbaut hat. Weiterhin an dieser Seite prangt der Kopf des Platonikers Marsilius Ficinus, der einen größern Mann an der andern Seite sich gegen über hat. Dieses ist Dante Alighieri, der im Leben des Vaterlandes wenig froh ward, und im Exil zu Ravenna starb. Dieses undankbare Vaterland ließ ihn nachher von Orgagna mahlen und hier aufhängen. Er steht im Vordergrunde düster und ernst, als wenn er über seine Schöpfungen nachdächte; diese sind zum Theil in einzelnen Scenen mit dem Pinsel dargestellt.

Noch sind hier mehrere merkwürdige Inschriften, unter andern die, welche besagt, daß hier das berufene florentiner Koncilium gehalten worden.

Statuen von großen und heiligen Hierarchen Toskanas stehen vorn zu beiden Seiten, ferner an den Pfeilern der Tribunen und in einigen Nischen der Mauern der Schiffe eine Menge Statuen, die die Evangelisten und Apostel vorstellen, zum Theil Meisterwerke. Doch das schönste Werk aus Marmor findet sich im Chor über dem Altar, und ist von Baccio Bandinelli, Gott Vater sitzend und zu seinen Füßen der erbleichte Erlöser auf dem Schooß eines traurenden Engels gehalten. Sie sind weit über Lebensgröße, wenn die Götter eine Lebensgröße haben, aber sie sind auch im andern Sinn über Menschengröße. Welch ein Engel ist das, warum kann man nicht auch sagen, welch ein Gott? Doch ist der größte Mensch nicht ein Gott? Sonst stand von eben diesem Meister die schöne Gruppe von Adam und Eva hier, die nun im Garten Boboli steht; man fand sie hier anstößig, und sie steckte lange im alten Pallast. Hinter den Altar ist ein kleineres Werk, auch eine schöne Gruppe aus Marmor, eben den Erlöser in den Armen der Weiber und eines der bestattenden Männer vorstellend. Andre Schnurrigkeiten und Herrlichkeiten für die Frommen dürfen in der ersten Kirche des Landes nicht fehlen, man hat z. B. ein Stück vom Kreuz und einen Nagel und einen Dorn aus der Krone.

Der niedliche Kampanile des Doms steht gleich rechts an seiner Vorderseite in mehrern Stockwer-

ken, die gleichfalls bunt mit Marmor bekleidet zu einer Höhe von 144 florentin. Ellen empor steigen. In den Nischen stehen viele Statuen umher, je vier an jeder Seite, unter denen einige vortreffliche von Donatello.

Il Battisterio, oder die Kirche des Täufers.

Dieses ist ein schönes Achteck auf dem Platze des Doms grade vor seiner Vorderseite stehend. Vorzüglich schön sind die drei Thore, ein Hauptthor vorn gegen den Dom und zwei Seitenthüren, so schön, daß Michel Angelo gesagt haben soll, sie wären gut zu den Thoren des Paradieses gewesen. Sie sind von Ghiberti und Andreas Pisano aus Bronze, und reich mit Basreliefs geziert, die Geschichten der alten und neuen heiligen Zeit vorstellen. Das Hauptthor fassen außer seinen zwei schönen Säulen noch zwei Säulen aus Porphyr ein, ein Raub von den Pisanern, so wie die großen Eisenketten, die an diesen hängen, eine Tropee der Florentiner sind, als sie den Hafen von Pisa eroberten, welchen diese Ketten verschlossen. Ueber dieser Thüre sind drei Statuen von Sansovino und Vincenz Danti, Christus in der Mitte, Johannes, der ihn tauft, rechts, und ein Engel links. Aber viel vorzüglicher ist die Gruppe links über der Seitenthüre, auch von Danti. Es sind drei Statuen aus Bronze, der gebückte Johannes,

der Henker mit gezücktem Schwerdte und Herodias Tochter; jeder Kopf hat trefflich seinen Karakter und jeder Körper seine Stellung. Ueber der jenseitigen Thüre sieht man von Franz Rustici, Johannes mit zwei Schriftgelehrten disputirend, gleichfalls aus Bronze.

Eben so schön ist die Kirche innen. Ueber dem großen Altar unter dem Bogen der Tribune ist ein schönes Werk von Taccati, der Täufer aus Marmor, von Engeln umgeben, wie er über die Wolken hinaus schwebt. Rings in der Runde an den 16 schönen Säulen stehen die 12 Apostel über Lebensgröße aus Marmor, und vor der Hauptthüre lex scripta und lex naturae, gebildet, wie sie seyn müssen, jene finster, wie eine Führerin zum Auto da Fé, und vom Kopf bis auf die Fersen verhüllt, diese in einem leichten Gewande mit einem Leben und Freude athmenden Körper und mit frohem und kühnen Blick. War der Bildner ein Frommer, oder ein Weiser? in jedem Fall mußte er so schaffen. — Der Taufstein ist mit niedlichen Basreliefs geschmückt, und hat hinter sich Johannes den Täufer von Joseph Piamontini. Mit wunderbarer Kunst und Mühe ist die Decke ganz mit Musaik in reichen und mannigfaltigen Figuren geschmückt, ein Werk von Andreas Tassi, einem Schüler Cimabues. — Ueber der Taufe ist das Grab Johann des 22sten, oder Balthasar Cossas, der in Konstanz

abdanken mußte, und 1419 in Florenz starb. Es zeigt ihn im Sarge ruhend, nicht ohne seine dreizackige Krone und mit verschiednen Statuen umgeben, und ist ein Werk Donatellos, der an diesem Schändlichen seine Kunst nicht hätte entweihen sollen. Von eben diesem Meister ist eine büssende Maria Magdalena aus Bronze, ein schönes Werk, so man ein anatomisches Lazarethstück haben will, zahn- und fleischlos, abgezehrt und von langen fliegenden Locken umhüllt. Aber bey dem, der in der Magdalena der ersten und trefflichsten Mahler nur eine stille Trauer und süße Schwermuth, eine himmlische Sehnsucht und Vergessenheit alles Irdischen zu sehen gewohnt ist, erregt diese ein widerliches Gefühl. — Nicht weit von der Seitenthüre rechts steht eine Säule, ein Andenken eines Wunders. Man trug hier die Gebeine des heiligen Zenobius vorbei, zufällig berührte die Bare hier eine dürre Ulme, und siehe! dieselbe Stunde grünte und blühte sie. Ja wenn sie noch blühte, dann wär' es ein rechtes Wunder.

Die Lorenzkirche

unweit des Doms ist in politischer Rücksicht die zweite in Florenz. Sie hat äußerlich wenig Empfehlendes, weil sie unten von einer Menge kleiner Gebäude eingeschlossen und verbaut ist, und blos ihre schöne hohe Kuppel zeigen kann. Auch der kleine Platz vor ihrem Eingange ist kümmerlich und

häßlich, und dient den Trödlern, Fratschlern, Altflickern und dergleichen zum Tummelplatz. Wenn man aber eintritt, so findet man ein sehr edles Gebäude, das sich leicht und licht mit drei Schiffen auf schönen Säulen erhebt, und von einer prächtigen Kuppel am Ende geschlossen wird. In den Kapellen zu den Seiten sind manche wackre Gemählde; indessen gehört diese Kirche wegen ihrer Gemählde nicht zu den ersten in Florenz, wohl aber wegen der Meisterstücke, die man in der Sakristei, oder neuen Prinzenkapelle sieht, welche nach Michel Angelos Zeichnung ausgeführt, und durch ihn zu einer der größten Merkwürdigkeiten von Florenz gemacht ist. Hieher muß man nicht einmal, sondern alle Tage einmal gehen, um anzubeten, und seinen Geist durch fremde Größe und Kraft, die doch ein Gemeingut der Menschheit ist, zu stärken und zu erheben. Wenn Homer und Pindar durch die lebendigen Laute uns beherrschen, so wußte dieser erhabne Geist selbst den stummen und kalten Beinen eine mächtigere Sprache zu geben. Was ist größer, als das Bild der alten Nacht, und furchtbarer für ein Wesen, das den Tag liebt und nur mit Zittern in die letzte dunkle Nacht hineinsteigt? was ist lebendiger, als der Tag? was erfreuender, als die Morgenröthe? was schwärmerischer und schwermüthiger als die Abendämmerung, die den Geist gleichsam mit allen ihren Schatten anweht?

Doch das Vortreffliche liegt hinter der Sprache. Es sind in dieser Kapelle 8 Statuen von Michel Angelo. Rechts am Eingange ist das Grabmahl des Julius von Medicis, Herzogs von Nemours, eines Bruders von Leo dem Zehnten; sein Bild ist prächtig aus Stein gebildet, und steht in Lebensgröße in einer Nische, und zu seinen Füßen über dem Sarkophag ruhen der Tag und die Nacht, zu beiden Ende eine, nicht zierlich und mit peinlichem Meißel gehauen, sondern in jenen großen und einfachen Zügen, die nur der Genius zieht. Links findet man diesem gegenüber das Grabmahl Lorenz von Medicis, Herzogs von Urbino; er selbst, eine edle Heldengestalt, sitzt in einer Nische, und auf den Sarkophag stützen sich Aurora und die Abenddämmerung. Auch hier ist der lebendige Geist des großen Künstlers, aber man geht immer wieder zu dem Bilde der alten Nacht, die alle Ideen des Schlummers und der Ruhe so lieblich als schauerlich erregt; ein Bild bey dessen Anblick tausend Bilder erwachen und worin der Meister seine ganze Tiefe gelegt. Die Madonna mit dem Kinde, mit zwei Heiligen von andrer Hand zur Seite, ist auch von Michel Angelo. Mir war es wirklich ein Aergerniß, hier vor einem Madonnenbilde, mit bunten Federn und Blumen geziert, Menschen knieen zu sehen. Ich hätte lieber vor diesen vier Gotthei-

ten des Heidenthums, oder Michel Angelos Gottheit gekniet.

Noch ist in dieser Kirche nach herrlichen Arbeiten von Donatello, Brunelleschi und andern ein sehr schönes Grabmahl aus Porphyr für Kosmus des Alten Söhne, Peter und Johann, von Verrocchio. Er selbst hat ein prunkloses Grabmahl vor dem Hauptaltar mit der ehrenden Inschrift: Decreto publico, patri patriae.

Kapelle Medicis.

Links aus der Prinzenkapelle geht man durch einige kleine Gänge in die hochgepriesene Kapelle Medicis ein, deren Bau im Anfange des 12ten Jahrhunderts unter Ferdinand dem Ersten angefangen, und noch nicht vollendet ist, denn es ist noch ein großer Theil der obern Wände und die ganze schöne Kuppel unbekleidet, und erst, wann dieses vollendet, und der Eingang gemacht seyn wird, wird man den Gang, der dieses schöne Werk mit der Kirche verbindet, und die andern kleinen Umgebungen, die die Aussicht hindern, niederwerfen, und die Kapelle wird sich wie eine reine Perle aus der häßlichen Muschel licht und reitzend in ihrem eigenen freien Daseyn zeigen. Man glaubt wirklich in einem Zauberpallast zu seyn, wenn man eintritt und die Erhabenheit und Majestät der Kunst mit der Pracht und Kostbarkeit des Stoffes im Wettstreit sieht. Die Kapelle ist ein schönes Rund

und hat über 140 florentiner Ellen im Umfang, bey einer Höhe der Kuppel von etwa hundert und einem Durchmesser der Weite von etwa 50 Ellen. Die Wände sind mit herrlichen Pilastern gestützt, mit vergoldeten Knöpfen aus Bronze und mit Jaspis, Agat, Kalcedon, Lapislazuli und andern kostbaren Steinen eingefaßt. Hier sieht man rund umher die Sarkophage der Mediceer aus orientalischem Porphyr und die Königskronen drüber von Edelgesteinen schimmernd; hier sieht man sie in Nischen in Statuen von Bronze über Lebensgröße. Die Wappen der toskanischen Städte, die Pracht der edeln Steine, die bewundernswürdigen Arbeiten im harten Stein, und das große Einfache aller dieser Herrlichkeit, der Gedanke an die Zeit dieser Schatten und ihre Verdienste um die Kunst, das alles bezaubert und berauscht den Geist und entläßt mit einem bessern Gefühl, als der Anblick derer gewähren kann, die auf ihren Gräbern einhergehen.

Hier an die Kirche stößt auch die berühmte Mediceo-Lorenzische Bibliothek, die freilich bey all ihren kostbaren Schätzen für den Zuschauer nichts Erbauliches hat. Es liegen hier in ehrwürdigen Särgen aus Nußbaumholz lauter Kodices, die nur den ergötzen, der den Staub oft von ihnen abschütteln und Gold aus ihnen heraus wühlen kann. Die Bibliothek steht alle Tage offen für die, so sie besehen, oder darin arbeiten wollen.

Die Kirche von Santa Maria Novella.

Eine freundliche Kirche an einem schönen Platz an dem südlichen Ende von Florenz. Sie sieht so freundlich aus, daß Michel Angelo sie nur la Sposa, oder die Braut, genannt haben soll. Sie gehört den Dominikanern, die linker Hand ein stattliches Kloster haben, wo man von Santi di Tito Poccetti und andere manches gute Gemählde sieht. Diese Kirche ist sehr reich an Gemählden. Man findet gleich am Eingange von Santi di Tito die Verkündigung, Sankt Lorenz Marter von Macchietti, dann folgen mehrere Gemählde von Battista Neldini. Das erste ist die Geburt des Herrn. Kaum, dünkt mich, habe ich was Holderes und Weiblicheres gesehen, als das Angesicht dieser Jungfrau, die im süßen Vergessen sich über den Buben neigt, der mit ein Paar gewaltigen Augen, ein rechter Amor des Korreggio, zu ihr aufláchelt. Das zweite Gemählde ist die Darstellung im Tempel; auch hier ist Grazie und Huld des schönen Weibes und ihre Demuth anbetungswürdig, obgleich die silbernen Kronen, die man ihr und Sankt Joseph aufgesetzt hat, sie entstellen; vorzüglich schön ist der Kopf des Greises Simeon. — In der Kapelle der Ruccellai sieht man ein altes figurenreiches Gemählde von Cimabue, welches man für seine beste Arbeit hält. — In der Kapelle Strozzi ist

eine Madonna mit dem Kindlein im Arm, ein Bas-relief in weißem Marmor, ein wunderholdes Weib, besonders wenn man es in einer gewissen Entfernung ansieht. Solche süße Zartheit des Muttergefühls, solche ungefärbte Reinheit des Sinnes, die aus allen Zügen funkelt und lächelt, solche Sprache der begierlosen Empfindung, wie selten findet man sie selbst in den besten Kunstwerken? Ein Kranz frischer Blumen lag an ihrem Busen, und andre Blumen waren zu ihren Füßen hingestreut. Auch ich hätte gern einige um dieses holde Bild und um die Stirn seines Schöpfers gewunden; doch der Geist reicht zum Geist und das Wirkende bleibt ewig auch nach dem Tode. — Auf den Fenstern dieser Kapelle und denen des Chors sind viele Figuren auf Glas gemahlt mit einer Glut und einen Farbenglanz, wie ich mich nicht erinnere sie gesehen zu haben, selbst nicht im Nürnberger Dom. — In der nächsten Kapelle Gondi ist ein berühmtes Krucifix von Philipp Brunelleschi aus Holz. — Aber mehr für mich ist das Gemählde von Agnolo Bronzino in der schönen Kapelle der Gaddi. Es ist die Erweckung der Tochter des Archisynagogen durch Christus. Er faßt sie bey der Hand, die im leichten Gewande einen Rosenkranz um ihr Haupt, sich vom Lager erhebt: ein schönes Kind aber ein schönerer Erlöser, und noch besser der Vater, der mit unaussprechlichem Ausdruck von Liebe, Dank-

barkeit und Anbetung knieet und zu seinem hohen Helfer aufblickt. Aber was sind diese ersten Figuren gegen die zur Seite, wo man ein Paar weibliche Köpfe, vielleicht eine die Mutter, im überschwänglichen Gefühl der Freude hinter dem Lager stehen sieht. — Von Alessandro Allori, auch Brazino genannt, folgen nun einige Gemählde, von denen Christus und die Samariterin vorzüglich schön sind. Man sieht nebenher im Hintergrunde viele Figuren und Gewimmel der Stadt und Straßen. Auch dies sind zwei schöne Gestalten und die Samariterin eine so liebenswürdige Sünderin, daß vielleicht Christus nur ihr so ungestraft ins Auge sehen konnte. — An einem der marmornen Tabernakel ist von Cigoli, (auch Cardi) einem großen Meister in der Zusammensetzung, im Kolorit und der Grazie, worin er zuweilen mit Correggio wetteifert, Sankt Peters Martertod gemahlt, wie eben der Henker das Todesschwert schwingt; der kniende Vater der drei Kronen verläugnet seinen Feuergeist nicht, und blickt trunken und stolz durch seine erhabne Bestimmung auf des Henkers Schwert; ein Kopf eines Fra Bartolomeo und Michel Angelo würdig. — Diesem gegenüber findet man die Auferweckung Lazarus von Santi di Tito, eines der bravsten Gemählde dieses Meisters. — Am großen Altar sind die schönen Gemählde im Chor von Ghirlandajos Hand, einem der bravsten florentiner

Künstler, der in Michel Angelos kräftiger Manier arbeitet und äußerste Bestimmtheit der Formen und Karaktere hat. Es sind an beiden Seiten je sieben Geschichten aus dem Leben der heiligen Jungfrau und Johannes des Täufers, worin der Mahler zugleich viele Porträts seiner berühmtern Zeitgenossen angebracht hat.

Die Nunziata, San Marco und Kreuzkirche.

Diese liegen im nördlichen Theile der Stadt meistens in einer Linie, und ich will also das Merkwürdigste, was sie enthalten, beschreiben.

Die Nunziata.

Vor dieser Kirche ist eine hübsche Loggiata, von der Familie Pucci gebaut, die rechts eine niedliche Kapelle hat. Hier sitzen arme Männer und Weiber bey der Spindel und andern Arbeiten unter Obdach, noch mehr aber in dem kleinen Vorhof der Kirche, wo sie auch wohl um eine kleine Gabe bescheiden ansprechen. Die Kirche verdankt ihren Ursprung den 7 Eremiten vom Monte Senario, die hieher verpflanzt und mit Sankt Augustins Regel begabt sind. Man sieht die Thaten dieser Wundermänner in einem Chiostro des Klosters von Poccetti, Rosselli und Salimbeni gemahlt, und mehrere Köpfe ihrer Nachfolger, Bischöffe, Kardinäle und andre kapaunenfressende Prälaten. Aber man vergißt sie und die andern frommen Mährchen der

ehrlichen Vorwelt und steht nur vor Einem Gemählde still. Dies ist die Madonna del Sacco über einer Thür nahe an der Kirche al fresco gemahlt. Die Mutter sitzt in süßer Ruhe und stiller Anbetung, und hat den holden Knaben auf den Schooß, Joseph neben ihr den Rücken gegen einen Sack gelehnt. Wahr oder nicht, was die Legende sagt, daß Michel Angelo und Tizian diese Arbeit des Andreas del Sarto hoch gehalten haben, so fühlt jeder, der es sieht, und je mehr er es sieht, sich in seinem Innersten bewegt, so eine göttliche Stille und Kraft scheint uns aus dem schönen Kunstwerke anzuwehen, und man findet hier die Worte zur Seite nicht uneben: quem genuit, adorat. Schade, daß ein solches Werk einem so vergänglichem Stoff anvertraut ist, denn das Gewand fängt schon an einigen Stellen an abzublättern.

Unter den vielen Wundern der 7 Männer und ihres Anhangs sind manche sonderbare, aber besonders eines, das man hier noch gemahlt sieht. Die guten Brüder hatten einen Mahler Bartolomeo gedungen, ihnen al fresco die Jungfrau und den verkündigenden Engel Gabriel zu mahlen. Er ging rasch ans Werk und der Engel war fertig, als er seine Phantasie anstrengte, um ein weibliches Gesicht so hold und schön zu schaffen, als es die Mutter des Herrn billig seyn sollte. Ermattet entschlief er, aber, o Wunder! was sah er, als er erwach-

te? Die heilige Jungfrau stand da fix und fertig und in einem Reitz und einer Schönheit, deren seine Phantasie nicht empfänglich war. Da rief er: Wunder! Wunder! die Mönche rufen es, und ganz Florenz rief es nach; und die Kranken und Lahmen und Blinden und Halsbrechenden und Unfruchtbaren riefen viele Jahrhunderte: Wunder! Wunder! Denn dieses Wunderbild that Wunder und soll sie zuweilen noch thun. Ich habe es darauf angesehen, aber es hat so wenig himmlisches, daß der Engel ein schlechter Mahler gewesen seyn muß. Billig sollte es von Kunstjüngern fleißig betrachtet werden, da sein Schöpfer wohl so nahe am Born der Schönheit saß, woraus selbst Pindar und Rafael und andern Göttersöhnen nur einzelne Wellen rinnen.

Die Mittelthüre unter der Loggiata führt in einen kleinen Vorhof der Kirche, dessen Wände al fresco bemahlt sind, von del Sarto, Baldovinetti, Rosso, Pontormo und andern. Von diesen zum Theil trefflichen Stücken sind manche schon sehr verdorben. Sie beziehen sich auf die Jungfrau und den Helden der heiligen Septemvirn Philipp Benizi. Merkwürdiger war mir der Kopf des Andreas del Sarto, der laut der Inschrift 1530 starb. Es ist ein starkes, aber finstres Gesicht mit gebietenden Zügen. Eine Menge Vota hängen linker Hand gemahlt, zum Theil nicht am schicklichsten

an den Thurm einer Kirche angebracht, Weiber in Kindesnöthen, zum Leben klystirte Männer, Beinbrüchige, Uebergefahrne, mit Pferden und Wagen Stürzende, Verbrannte und wie die Porca Fortuna die armen Sterblichen tagtäglich hängt, köpft und viertheilt, ehe sie das bischen Staub wieder unter die hungrigen Elemente vertheilt.

Die Kirche selbst ist nicht schön, aber wohl reitzend prächtig. So hat man links gleich eine Kapelle, wo besagtes Wunderbild zu sehen ist, reich an Marmor, Silber und Edelgesteinen, noch reicher durch den schönen Christuskopf des Andreas del Sarto, worüber man an die seraphische Maria nicht denkt. — Merkwürdiger, als alle Pracht dieser Kapelle und des anstoßenden Oratoriums, ist zunächst die Kapelle des Marchese Feroni. Man sieht hier sechs Statuen aus weißem Marmor und ein Altargemählde von Karl Lotti; vorzüglich schön von den Statuen ist il pensiero von Piamontini, eine freie und kühne Schöpfung, worin einem etwas Michelangelosches zuspricht. — In der nächsten Kapelle sind von Alessandro Allori verschiedene Akte des Gerichts in drei großen Gemählden dargestellt; die Teufel sind darin schöner in ihrem Geschlecht, als die Engel. — Zunächst ist die Kreuzigung von Stradanus, einem Niederländer, ein Stück voll großer Kraft. Die umherstehenden Männer und Weiber sind trefflich mit ihren Empfindun-

gen dargestellt. Der Christus ist nicht edel genug, die Schächer sind häßlich und auf dem Gesicht und in der Verzerrung des linken ist Angst und Verzweiflung so scheußlich ausgedrückt, daß man ihn mit einem Schleier bedecken sollte. Das Abscheuliche übrigens, daß man unten am Kreuzesstamm den alten Tod (ein Skelet), und seinen Vater (ein scheußliches Gebilde) in Ketten liegen sieht, läßt sich nicht aussprechen. — Eine Himmelfahrt der Jungfrau von einem alten Meister, Perugino, oder Albertinelli. Es ist steif und hart, aber man sieht ein schönes Ideal und herrliche Menschenköpfe unter den Aposteln. — An der zweiten Seite rechts zunächst am Eingange in die Kirche ist ein schönes Gemählde von Empoli, wie ein Pabst, oder andrer Hierarch — die Engel halten wenigstens ehrfurchtsvoll die Mütze — vor der Jungfrau mit dem Kinde kniеet. Das Weib und die Engel sind himmlisch. — In der Kapelle Barbara sieht man den Kopf des wackern Brabanters Stradanus, der einem ehrlich und biedersinnig zuspricht. Er starb 1605 in Florenz 82 Jahr alt. — Dieser gegenüber ist die Kapelle der Bandinelli, wo der große Baccio Bandinelli mit seinem Weibe begraben liegt. Er hat sich selbst noch über seiner Asche bey seinem Leben ein schönes Denkmahl gestiftet. Er schläft nemlich unter einem großen Sarkophag, auf welchem Gott Vater sitzt, seinen großen gestorbenen

Liebling auf dem Schoße. Der Christus ist ein wunderbarer Todter, und man kann das Edle und Große der ganzen Gestalt und das Ideal seines Angesichtes nicht genug bewundern. Aber was soll man von Gott Vater sagen? Es ist Thorheit, so etwas in Stein und Erz zu bilden, besonders da die Götter der Christen gestaltlos sind; es ist ein wackrer Greis, nicht einmal ein erhabener Mensch. — Vorzüglich reich an Sehenswürdigkeiten ist das Chor der Mönche hinter dem großen Altar, in welchem 9 Kapellen rund um laufen. — Schön ist in der zweiten Kapelle die Vermählung der heiligen Katharina von Bilivelti, schön die Madonna und der Knabe lieblich, der den Brautring reicht, aber lieblicher, als diese, die Heilige, die in stiller Demuth und Bescheidenheit hinknieet; sie erinnerte mich an Guido's Madonna bey der Darstellung im Tempel, die ich zu Wien im Belvedere sah. — Die fünfte Kapelle ist die des Johann von Bologna, wo man treffliche Arbeiten sieht. Die Statuen sind schön, aber schöner nach meinem Gefühl sind die Hautreliefs aus Bronze, die verschiedne Scenen der Leidensgeschichte darstellen; auch das Krucifix aus Bronze, nach einem Modell Bolognas gegossen, ist äußerst schön. Sein Gemählde, unter denen die Auferstehung von Passignano nicht ohne Verdienst ist, schmücken noch diese Kapelle. — In der sechsten Kapelle hat Agnolo Allori eben diesen Ge-

genstand mit größerm Sinn dargestellt, aber mit größerm Vergnügen verweilt man bey dem Gemählde von Alessandro Allori in der 9ten Kapelle, wo man eine Menge schöner weiblicher Gestalten um die Mutter und das neugebohrne Kindlein sieht. —

Der Platz vor der Kirche ist sehr schön mit Loggien zu beiden Seiten, einem niedlichen Springbrunnen und einer Statue zu Pferde aus Bronze von Johann von Bologna, welche Ferdinand den Ersten vorstellt. Weder Pferd noch Mann sind das, was die Statue auf dem Platze des Großherzogs.

Kirche San Marco.

Diese kleine Kirche hat einen vorzüglichen Reichthum schöner Gemählde und Merkwürdigkeiten, von denen ich nur einige berühren will. Ich gehe einer schönen Madonna vorbei von Cavallini Romano und stehe zuerst bey dem Thomas von Santi di Tito still; Thomas von Aquino nämlich, nicht der Apostel. Er steht unter dem Kreuze, ein edler Alter, aber man sieht ihn nicht an, sondern das Auge verweilt nur auf der Mutter des Gekreuzigten, die mit unbeschreiblichem Schmerz, aber dem stillen und menschlichen des Mahlers, zu ihrem Liebling aufschaut, und bey der schönen Magdalena, die ihre Arme um das verfluchte Holz schlingt. Es weht eine Ruhe über dem Ganzen, die nur der

Künstler mit Stärke des Ausdrucks zu vereinen weiß. — Noch ist auf dieser Seite eine schöne Madonna von Fra Bartolomeo, auf einem Thron sitzend, zu dessen Seiten je eine süße Jungfrau mit Zucht und Huld knieet, und Männer und Greise mit Ehrfurcht umherstehn; ein Gemählde, was wegen der Komposition und der Klarheit der Karaktere bewundernswürdig ist. — Man geht von hier dem großen Altar und der prächtigen Tribüne vorüber, und kömmt in die Kapelle des heiligen Antonin, Erzbischofs von Florenz, die unstreitig mit zu den Schönsten in Florenz gehört. Sie ist von der Familie der Salviati gestiftet, von Bologna entworfen und zum Theil von ihm und seinen Schülern ausgeführt. Sechs Statuen sind von Francavilla und stellen eben so viele Heilige vor, und eben so viele Basreliefs aus Bronze sind von Domenico Portigiani. Auch die Gemählde dieser Kapelle gehören zu den besten, vorzüglich schön ist von Naldini Christus und der reiche Jüngling, und von Alessandro Allori das ecce filius tuus! das man unter die besten Arbeiten dieses seelenvollen Mahlers zählt. — Noch sieht man an der andern Seite der Kirche von Rosselli einen herrlichen Dominikus, der mit mehrern heiligen Alten sich der Jungfrau naht, und ein freundliches Stück von Fra Bartolomeo. — Hier liegt auch der berühmte Pico di Mirandula, jenes Wunderkind seiner Zeit, und

neben ihm sein Freund Angelus Polizianus, wie eine stolze Inschrift an der Wand sagt; sie starben beide in Einem Jahre 1494. — Auch ihr berühmter Zeitgenosse Hieronymus Savonarola lebte in diesem Kloster, dessen Zucht er reformirte und Priester und Fürsten schalt. Noch zeigt man die Celle, wo er im Kloster wohnte und ein Bildniß, das seinen Kopf, wie ein Gemählde, das seine Marter vorstellte. Weil er die Wahrheit sagte, ward er 1498 auf dem großen Platz nahe am alten Pallast verbrannt.

Die Kreuzkirche.

Diese Kirche mit einem ansehnlichen Franziskanerkloster rechter Hand, zeichnet sich als Werk der Baukunst in einer Stadt wie Florenz nicht aus, destomehr aber interessirt sie den Fremden durch Denkwürdigkeiten, die sie in sich verschließt. Zuerst rechter Hand sieht man die Kreuzabnahme von Salviati, dann die Kreuzigung von Santi di Tito, und von dieser tritt man an das Grabmahl des großen Michel Angelo Buonarotti. Man sieht im Brustbilde den Kopf dieses einzigen Menschen, einen schönen Kopf eines alten Mannes, dessen Stirn eben so viel eiserne Festigkeit und männlichen Ernst, als Güte predigt. Er ruht auf einem Sarkophag aus braunem Marmor, zu dessen Füßen drei Statuen gebildet sind, welche die drei Künste vorstellen, in denen dieser Mann groß war,

die Bildhauerkunst, Baukunst und Mahlerei, von drei verschiedenen Meistern; die Mahlerei ist die schönste und, wie die Büste, von Battista del Cavaliere. Man kann sich von dieser schönen Gestalt und von dem Kopf eines Mannes nicht wegwenden, der mit der Schöpfung der Peterskirche schwanger ging. Er starb bekanntlich in Rom und von dort sind seine Gebeine hieher gebracht. Er hat 88 Jahre gelebt. — Die folgenden Gemählde und Denkmäler übergehe ich und springe gleich zu dem einfachen und schönen Denkmale, welches dem großen Tonkünstler Nardini 1793 von seinen Freunden errichtet ist, mit einer lateinischen Inschrift. Es ist in seinem Kopf, der im Hautrelief aus weißem Marmor gebildet ist, so viel Süßes und Edles, daß einem selten eine lebendige Gestalt begegnen kann, der man mit süßerer Sehnsucht nachblickt. — Das nächste Denkmal ist das des unsterblichen Macchiavelli, auch ein neues, was freilich lange vor vielen andern hier hätte prangen sollen. Auf einem hohen Sarkophag sitzt die Göttin der Geschichte, oder Gerechtigkeit, und stützt die eine Hand auf eine Wage und ein zusammengerolltes Buch, während die andre auf einem ovalen Schilde den Kopf des Verstorbenen zeigt. Unten liest man die einfachen Worte: Tanti nomini nullum elogium par. Nicolaus Macchiavelli. — Die Verkündigung von Donatello in Marmor; auch

wenn

wenn man das entstellende Gold von den Statuen wegdenkt, gehören diese beiden sicher nicht zu seinen besten. — Das Grabmal des Leonard Bruni von Arezzo, gewöhnlich Leonardo Aretino genannt, folgt zunächst; er gehört zu den Geschichtschreibern von Florenz.

Seitwärts rechter Hand im Kreuz des Schiffes sieht man mehrere Gemählde von Cimabue, Giotto und andern alten Meistern, steif und schlecht kolorirt, aber manche unübertrefflich süß und naiv. Dahin rechne ich besonders eines, wo Joseph und die Jungfrau zu zwei Seiten mit zärtlichen Blicken über dem Kinde ruhen, und zwei andre zu seinen Häupten in der Mitte sich über dasselbe beugen: Oechslein und Eselein aber sind mit ihren Mäulern noch näher zu ihm geneigt, und scheinen fromm und gutherzig wie die andern sich seiner Geburt zu freuen. Ueber diesem Gemählde hängt in eben der Manier ein andres, die Heimsuchung Mariens durch Elisabeth, das viel Grazie hat. — Dem großen Altar vorbeigehend kömmt man linker Hand an die prächtige Kapelle der Niccolini, die ganz mit grauem und weißem karrarischen Marmor inkrustirt ist. Die fünf Bildsäulen, Moses, Aaron, die Jungfräulichkeit, Klugheit und Demuth sind von dem Niederländer Francavilla; Moses und die Jungfräulichkeit sind vorzüglich schön. Die Kuppel ist von Volterrano gemahlt, und empfängt aus schö-

nen Fenstern Beleuchtung, die, wie die andern Gemählde, seidne Vorhänge haben. — Zunächst sieht man den Feuertod irgend eines Heiligen, und dann an einem Pfeiler die Dreieinigkeit vorgestellt. Wie schön ist der todte Christus (wie schön die Taube?) und welch ein Mensch, der ihn hält! Man kann sich keinen edlern alten Kopf denken, als den des Vaters; diese Ruhe und Kraft zeigt das Göttliche und Höchste lebendig im Menschen.— Einigen Gemählden von Vasari geht man vorbei und bleibt bey der Himmelfahrt des Herrn, von Stradanus, stehen, der viel von einem Rubens hat, und das Große gewaltig ausdrückt; wie groß würde er seyn, wenn die Grazie diese Leidenschaft bändigte, und sie dem Auge und Gefühle lieblich machte? — Dem jenseitigen Aretin gegenüber ist das Grabmahl des Dichters und Sekretärs der Republik Karl Aretino, und Gemählde von Vasari und Tito. Die Auferstehung des Herrn, von Santi di Tito, ist wohl eine seiner schönsten Arbeiten. Man kann sich kaum was Erhabneres und Schöneres denken, als diesen Christus, da ist Grazie und Kraft sanft in einander geflossen, leicht schwebt die schöne Gestalt den himmlischen droben entgegen. Auch in dem Schrecken und Erstaunen der Soldaten ist keine Verzerrung. — Das letzte Gemählde zunächst am Eingange dieser Seite ist die Grablegung von Naldini, wo man vorzüglich den schönen

Kopf der Heroin der neuen Kunst, der Magdalene bewundern muß. — Hier sind die Denkmäler von zwei Galilei, von dem berühmten Baumeister Alexander Galilei, und seinem größern Namensgenossen Galileo Galilei, der als Mensch und als Meister als ein großes Gestirn durch die Nacht der Zeiten glänzt. Dies Denkmal ist ihm und seinem wackern Schüler Vincenzio Viviani nach einem Legat dieses letztern im Jahr 1737 errichtet. Seine schöne Büste von Foggini hat etwas unbeschreiblich Anziehendes und Leutseliges, und erfüllt mit Liebe und Zutrauen, wie Michel Angelos ernster und strenger Blick mit Ehrfurcht. Am Sarkophag stehen zu beiden Seiten die Astronomie und Geometrie über Lebensgröße, wie der Halbkörper über dem Sarkophag, aber mit den drei Statuen bey Michel Angelos Denkmal nicht zu vergleichen. — An der Thür prangt in Bronze mit einer mächtigen Allongenparücke der Kopf des alten florentiner Poeten Filicaja mit einer Inschrift, worin er sich der stattlichen Freundschaften großer Häupter, der Königin Christine, Kaiser Leopolds und Johann Sobieskys rühmt. — Außer diesen Denkmälern giebt es noch manche andre, verdienten Männern errichtete; so daß diese Kirche ein wahres Pantheon von Florenz ist. — Von dem prächtigen Platze vor der Kirche und den Festen, wozu er be-

stimmt ist, werde ich noch an einem andern Orte genug zu reden bekommen.

Palläste ꝛc.

Freilich wäre diesseit des Arno in Kirchen, Klöstern, Spitälern noch genug aufzulesen übrig; aber ich fürchte, ich habe so des Guten schon zu viel gethan. Auch von den Pallästen, wodurch Florenz außerordentlich ausgezeichnet ist, könnten sich leicht einige Bogen füllen; aber der todte Buchstabe tödtet zuletzt den Schreiber und Leser. Die Riccardi, die Strozzi, die Ginori, die Corsini, die Ridolfi, die Pucci und andre wohnen in Häusern, worin Fürsten wohnen könnten, und die zum Theil mit Gemählden, Bibliothecken und Zierrathen königlich geschmückt sind. Nur eines Mannes Gedächtniß muß hiebei wieder jung gemacht werden, des Philipp Strozzi, der einen Geist hatte, wie er noch aus dem erhabenen Pallast dieser edlen Familie spricht. Er kämpfte für die alte Freiheit gegen Kosmus den Ersten, den Sohn des großen Feldherrn, ward in der Schlacht bey Marone gefangen von seinem glücklichen Feinde, und starb katonisch im Gefängnisse, nachdem er mit seinem Blute auf die Wand den schönen Vers Virgils geschrieben hatte: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.“ „Es müsse dereinst ein Rächer aus meinen Gebeinen entstehen.“ War der Mann schlechter, als Kato, oder Kosmus größer, als Cäsar? Die neuere

Welt ist nicht gerecht. — Diesseits ist noch ein schönes Denkmal der Gerechtigkeit nahe diesem Strozzischen Pallaste, eine prächtige dorische Säule aus einem einzigen Granitblock, auf der aus Porphir eine schöne Bildsäule der Gerechtigkeit mit Wage und Schwert steht. Kosmus der Erste ließ sie nach der Unterjochung Sienas im Jahr 1564 aufrichten, ihm hatte sie der Pabst Pius der Vierte geschenkt.

Ich gehe nun zum kleinern jenseitigen Drittel der Stadt, um auch dort das Todte kurz abzufertigen, und mich dann in das lebendige und anmuthigere Leben zu stürzen. Hier steht oben an

Der Pallast Pitti,

eines der mächtigsten und stattlichsten Gebäude der Stadt, das schon durch seine äußere Gestalt Ehrfurcht einflößt. Er ist nach der Zeichnung und dem Plan des Baumeisters der Domkuppel Brunelleschi von einem florentiner Edelmann, Lucas Pitti zu bauen angefangen, und heißt noch nach ihm, obgleich er seit Kosmus des Ersten Zeit die beständige Wohnung der Großherzöge gewesen ist, die sonst in dem jetzigen Pallast der Riccardi wohnten. Die Vorderseite, oder das Angesicht ist aus harten Steinen (pietre forti) in großen Stücken (bozze) aufgeführt, und erregt durch die simple und graue Erscheinung, und die Größe und Einfalt der Massen Ehrfurcht. Zu beiden Seiten laufen

kleinere Flügel mit Portiken abwärts am Platze hin, deren einer links nun erst gebaut wird, um dem Ganzen mehr Symmetrie zu geben. Die Loggia im Innern und der Hof dagegen, nach Ammanati aufgeführt, geben ein Bild des Angenehmen und Fröhlichen und zeigen in verschiedenen Abtheilungen die dorische, ionische und korinthische Ordnung. Dem Hof gegenüber ist eine schöne Grotte mit lebendigem Wasser, das in mehrern Adern und Sprüngen hervor sprudelt. Man sieht über diesem Wasser einen kolossalischen Moses aus Porphyr in der Stellung und Gebehrde, in welcher er aus dem Felsen Wasser schlug. Noch sind einige andre hübsche Fontänen hier, und zwei brave Gruppen in kolossalischer Größe, Pasquin und Alexander, und ein Herkules mit dem Anteus. Diese sind außer den Säulen und anderm Schmuck die Zierde der Loggien. Noch sieht man eine schöne Fontäne mit Buben und Amoretten und allerlei andern Gestalten, von Seegeflügel und neptunischem Gefolge umgeben, über der Grotte, in gleicher Höhe mit dem ersten Stock des Pallastes mit einem großen Becken, worin das Wasser aus mancherlei Röhren hinabspringt; doch diese stellt sich vom Garten Boboli dar. Die Gartenseite des Gebäudes hat eine feine Aussicht bis oben hinauf, wo man das Fort, die kolossalische Statue des Ueberflusses und den Neptun aus Bronze über seinem Teich erblickt, und

unten im Grunde ein niedliches Amphitheater, welches in alten Zeiten oft zu Spielen und Festen gedient hat, und mit kleinen niedlichen Statuen aus weißem Marmor, mit Nymphen, Amoretten und andern kleinen Schalksgestalten geziert ist.

Doch bei weitem mehr, als dieses alles, ist das Innere des Pallastes und die Schätze der Kunst, die er einschließt, nicht zu gedenken des übrigen Schmucks und der Tapezierungen und Verzierungen der Säle und Zimmer. Man sieht in mehrern Stuben Statuen berühmter neuerer Meister und vortreffliche Köpfe, Antiken und neue, aber alles dieses bleibt hinter den Gemählden zurück, von denen hier gleichsam eine zweite Gallerie aufgestellt ist. Man findet einen vorzüglichen Reichthum der größten und berühmtesten Meister, eines Rafael, Fra Bartolomeo, del Sarto, Guercino, Guido, Rubens, van Dyk, Giulio Romano, Tizian, Karlo Dolce, Salvator Rosa und Bourgignon ꝛc. Unter diesen steht oben an eines von Rafaels Heiligthümern, die

Madonna della sedia. Es giebt hier noch einige Madonnen von Rafael, aber man erkennt diese auf dem erstem Blick. Die stille englische Ruhe, der Friede dieses Engelangesichts, das alle Huld und Süßigkeit der reinsten Weiblichkeit vereinigt, die holden Knaben umher, der süße Ton der Farben, alles giebt ein Gefühl, das nur die

Kunst auf ihrer größten Höhe hervorbringen kann. Auch die andern heiligen Familien von Rafael und einige kleine Stücke sind merkwürdig, sie schwinden hier aber vor dem ersten hin; als ein Meisterstück Rafaels schätzt man noch ein schönes Porträt Leo des Zehnten, dessen Kopf er zwischen zwei Kardinälen hingestellt hat. — Von Giulio Romano sind mehrere treffliche rafaelische Schulen der Bewunderung werth. — Aber vorzüglich zeichnen sich in dieser Sammlung aus Fra Bartolomeo und Andreas del Sarto, die man nirgends so in ihrem Glanze sieht. Von dem ersten, der zugleich Rafaels Lehrer und Schüler war, und zu den größten Mahlern gehört, sieht man hier den Sankt Markus, ein Werk, das man sogleich nach Rafaels Madonna nennt, und das als Meisterstück des Kolorits und der Zeichnung angesehen wird. Der Evangelist ist über Lebensgröße, ein ganzer Körper in einer Stellung und Kraft des Ausdrucks, mit einer Sprache des schönen männlichen Gesichtes, die Unvergänglichkeit und unzerstörbare Kraft spricht. Nur ein großer Geist konnte so Großes fassen. Von Andreas del Sarto ist vorzüglich schön die Maria mit Johannes dem Evangelisten und Sankt Franz, da ist alles so klar und wahr, wie es diesem besonnenen Mahler eigen ist, und ist seine Maria gleich keine rafaelische, so ist doch auch sie ein holdes Weib. Nicht weniger schön, ja wegen der Hal-

tung und Richtigkeit, wegen der hohen Natürlichkeit und Wahrheit, wegen des wunderschönen Kolorits ist seine Anbetung der drei Könige aus Mohrenland. — Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Pallastes und nach der Madonna della Sedia und dem Markus das dritte Gemählde ist von des großen Buonarotti Hand und stellt die drei Parzen vor. Das war ein Gegenstand eines solchen Riesengeistes würdig, und man fühlt gleichsam von ihm das Schicksal aufgeschlossen. Sein Ernst und seine kräftige Zeichnung, seine Tiefe ruhen doppelt auf diesen drei Alten, die das Gewebe des Lebens spinnen und zerschneiden. Und doch, wenn man sie oft ansieht, dämmert durch die eiserne Strenge ein Strahl von Milde und Güte. — Von Tizian findet man einige treffliche Sachen, herrliche Porträts, vor allen aber seine Geliebte, die man eine dritte Venus nennen kann, so eine süße Lust athmen alle ihre Züge. — Von Guercino da Cento findet man ein treffliches Stück, den Apoll und Marsias vorstellend, der Apoll ist des Vatikanischen nicht unwürdig. — Doch wer kann, oder will alles beschreiben? Die Decken der Säle und Zimmer sind ihrem Inhalt angemessen, mit schöner Stuccatur gearbeitet, und meistens von Peter von Cortona gemahlt. An manchen dieser Decken sieht man feine Porträts merkwürdiger Personen und andre ex ingenio gemahlte, von denen man unmöglich

die Porträts haben konnte. — Auch eine meisterhafte Kopie des so hoch angeschlagenen Hieronymus von Correggio ist hier, die auf die Vortrefflichkeit des Originals schließen läßt. Eine andre Zier dieser königlichen Zimmer sind die vortrefflichen Tische aus harten und edlen Steinen und aus Skagliola, die hier in Florenz mit bewundernswürdiger Schönheit gemacht werden, und wovon man auch in den Stanzen der Gallerie einige Proben sieht. Man erstaunt, wenn man sieht, wie hier durch bloße Zusammensetzung (opera di commesso) alle mögliche Farben mit einer Leichtigkeit und einem Schmelz hingezaubert, und alle Gegenstände der Kunst und Natur dargestellt werden. Aber so leicht dies nach der Vollendung scheint, so mühevoll und kostbar ist die Ausführung, und es giebt unter diesen Tische, die nicht unter 20 bis 25000 Reichsthaler weggegeben werden könnten. Die Künstler dieser trefflichen Gattung arbeiten auf großherzogliche Kosten, obgleich nicht in der Anzahl, wie ehedem, weil die Zeit Sparsamkeit gebietet. Man hat zur Probe mehrere Porträts in dieser Art gearbeitet, die nun gleichsam unvergänglich sind; doch muß diese Kunst natürlich immer hinter der Mahlerei bleiben. Auch einige Stücke in Musaik sieht man hier, die aber nicht hier, sondern in Rom gemacht sind. Diese Art wird hier wenig gemacht, und gar nicht im Großen. Es giebt hier

jetzt nur zwei Künstler darin, von denen der eine, ein Römer, bei'm Anfange der Revolution aus seinem Vaterlande ausgewandert ist. Diese arbeiten meist im Kleinen und auf Bestellung Ohrgehänge, Dosen, Souvenirs und andre kleine Sächelchen. Der Römer ist ein äußerst geschickter Mann.

Der Garten Boboli.

Dieser mein Liebling, worin ich so manche frohe Stunden geträumt und verspielt habe, folgt dem Pallast Pitti in natürlicher Ordnung. Auch er ist mit vielen wackern Kunstsachen geschmückt und enthält so vieles, was in einer andern Stadt, als Florenz, eine lange Beschreibung verdienen würde. Dieser schöne Garten steigt unregelmäßig, sich immer erweiternd, von der Porta Romana bis zum Pallast Pitti in mehrern Terrassen empor. Lorbeern, Leccen, Cypressen, Myrthen, Linden schmücken seine ewig grünen Lauben, in welchem selbst in einem Winter, wie dieser ist, an sonnigen Tagen die Turteltauben locken und die Amseln flöten. Gleich am Eingange vor der Seitenpforte bey der Porta Romana, wendet man sich ein wenig rechts und trifft einen schönen Merkur, auf einem geflügelten Drachen reitend mit gezücktem Schwerte, eine Heldengestalt kolossalisch und vorwärts strebend. Zu beiden Seiten des schönen Ganges, der mitten durch den Garten auf die Höhe führt,

stehen Statuen, die zum Theil wacker gearbeitet sind. Eine zeitlang fortgehend kömmt man in einen niedlichen Halbzirkel, von grünem Rasen bedeckt, und mit Gängen durchkreuzt. In der Runde umher stehen Büsten und Hermen von Göttern, Heroen und Imperatoren, zum Theil Antiken. Zu beiden Seiten steigen zwei nette Säulen aus Granit mit Vasen empor, und 6 große Statuen schmücken den Mittelgang, unter denen der gebückte hämmernde Vulkan und der Saturn recht brav sind. Aus diesem Runde geht man auf einen Teich zu, der in der Mitte eine Insel hat, deren Orangen und Citronen sich in der schönen Zeit in dem umfließenden Wasser spiegeln. Um diesen Teich (vivajo) läuft ein freundlicher Zirkelgang mit Marmorbänken, von Mirthenhecken eingefaßt, und mit einem Laubdache von Letschen und Lorbeern überhangen. Hier fehlt es selbst bey diesen kalten Wintertagen nicht an Lieblichkeit, und wann die Sonne scheint, sind oft die Bänke alle von Männern und Weibern besetzt, während andre verwundert mit den Stücken Eis spielen, das man seit 30 Jahren nicht so dick in Florenz gesehen hat. Rings um das eiserne Gitter des schönen Teiches stehen zierliche Muscheln, Becken, Mascheroni und Amoretten, im Wasser sieht man die Andromeda an einem Felsenblock und das schnappende Ungeheuer und Frösche, so groß, als sie in unsern Ländern nicht wachsen.

In der Mitte des Inselchen steht ein ungeheures Becken mit einem kolossalischen Neptun, zu dessen Füßen umher drei Figuren sitzen, von Johann von Bologna, welche drei Flüsse vorstellen. Von hier beginnt der schöne Cipressengang, der mählig in mehrere Terrassen aufsteigt. Anfangs sieht man einige meisterhaft gearbeitete Grotesken. Zu den Seiten sind Labyrinthe von Letschen, Lorbeern, Cipressen und Myrthen und kleine Blumen- und Orangengärten links und rechts, und Statuen stehen in schönen Reihen bis oben hinauf.

Hier auf der Höhe, wo die Cipressenallee endigt, steht man dem Pallast Pitti gegenüber, über den man hinsieht und über die ganze schöne Stadt. Wie oft habe ich von hier freudetrunken die Abendröthe, die Schneescheitel des Apennin vergolden sehen, indem unzählige Vögel in diesen sichern Lauben um mich zwitscherten und flöteten! Die höchste Anhöhe steigt sanft bis gegen das Fort, wo eine kleine Pflanzung von Reben und Oelbäumen ist. Hier steht aus weißem Marmor eine kolossalische Copia, 1636 errichtet, und hinter ihr sind noch kleine Terrassen mit allerlei fremden und botanischen Pflanzen. Hier sieht man im Grunde wieder einen niedlichen Teich mit Goldfischen, und einen ehernen Neptun mit seinen Attributen, ein schönes Werk. Unter den Lorbeern und Letschen sind hie und da liebliche Obstgärten, und Gitterhäuschen mit

Turteltauben, die mit den Fasanen, Amseln und Zeisigen ein frohes Koncert machen. Die alte Mauer, die zugleich Stadtmauer ist, hat Zinnen und Thürme und ist mit Epheu bekleidet. Oben liegt eine schöne Nymphe mit dem Füllhorn, dem Kranz und der Urne. Weiter unten findet man auch an dieser öden Mauer die herrliche Gruppe Adams und Evas von Bandinelli, die sonst eine Zier des Doms war. Sie haben vorzugsweise eine hölzerne Decke über sich. Sie stehen beide schon mit dem Blatte der bewußten Schuld bedeckt, an einander gelehnt; der Verführer mit seinem Schlangenende und seinem menschlichen Vordertheil liegt unter ihnen und lächelt leidig zu ihnen auf. Ein tiefer Schmerz spricht aus ihrem Angesichte, ohne ihre Züge zu entstellen; so weint die betrogene Unschuld.

An der rechten Seite des Gartens ist die berühmte Grotte, deren vier Ecken vier Statuen von Michel Angelo einnehmen, sie sind freilich nur aus dem Groben gearbeitet, aber der Vater gab ihnen doch seine Aehnlichkeit mit; sie waren für das Grab des Pabstes Julius des Zweiten bestimmt. Im Hintergrunde sieht man zwei schöne jugendliche Figuren, die nach süßer Vereinigung schmachten. Lechzend schaut das Weib von den Knieen des Jünglings zu seinem Auge empor. Poccetti hat die Grotte gemahlt. Die Wände schmücken bizarre und

groteske Gestalten von Thieren und Menschen, äusserst nett gearbeitet, obgleich sie nur so hingeklext scheinen. An dieser Seite hinter dem Pallast Pitti ist der schöne botanische Garten des florentinischen Museums und das Museum selbst nebst dem Observatorium. Man findet hier Pflanzschulen und Orangerien und einige treffliche Statuen aus weißem Marmor.

Vier Pforten führen zum Garten, eine bey der Festung, die zweite bei'm Pallast Pitti, die dritte bei'm botanischen Garten, und die vierte bey der Porta Romana.

Kirchen von Santo Spirito und del Carmine.

Die Kirche dello spirito ist eine der schönsten in Florenz und nach Brunelleschi gebaut. Man findet hier die Madonna, ihren erblaßten Sohn auf dem Schoße aus Marmor, eine Kopie der schönen Gruppe Michel Angelos in der Peterskirche in Rom. — Von Stradanus, Christus treibt die Kaufleute und Wechsler aus dem Tempel, eines der schönsten Gemählde dieser Kirche; weise hat der verständige Künstler den Unwillen des Herrn nicht stark ausgedrückt, sondern mit jener Mäßigung, die ein Gott haben muß, wann er straft. — Unter den vielen folgenden ist in der Kapelle Vettori ein Gemählde von Giotto, vier steife und magre Figuren, die aber wegen der Strenge in der Zeichnung

merkwürdig sind. — Zwei Gemählde von Alessandro Allori: das erste zeigt den mancherlei Tod der Märtyrer, eben kein Gegenstand der Mahlerei, das zweite ist Christus, der die Ehebrecherin heim gehen heißt, eines von den schönen. Das Weib steht mit dem gesenkten Blick der Schuld und der Erlöser mit dem menschlichen und erbarmenden eines höhern Wesens; trefflich sind die Köpfe der Pharisäer, die hinter ihnen grinsen. — Aber bey weitem das schönste in dieser Kirche ist linker Hand ein Gemählde von Agnolo Bronzino, dem Oheim Alessandros; es stellt Christus vor, wie er in Gestalt eines Gärtners der Magdalena erscheint. Man sieht von den beiden nur das Weib. Sie ist eine der schönsten Magdalenen, die ich gesehen habe; ein langes blaues Gewand fließt um den schönen runden Körper tief bis auf die Solen hinab, und mit einem unaussprechlichen Blick sieht der schöne Kopf zu dem erhabenen Meister auf. Man zeige sie allein und ich wüßte nicht, warum man für Magdalena nicht Venus Urania schreiben könnte.— In der Sakristei findet man von Fra Filippo Lippi eine liebliche Madonna mit dem Kinde auf dem Arm, und unten viele Figuren, Männer, Weiber und Kinder und in der Mitte ein heiliger Klosterheld, ein schöner Alter, der betend zur Jungfrau aufblickt. — Hier herum sind noch mehrere Gemählde, und endlich ein Christus mit dem Kreuz

aus

aus Marmor, eine andre Kopie von Michel Angelos Original, das sich in der Chiesa di Minerva in Rom findet, kopirt von Landini; ich ziehe diesen Christus bey weitem der jenseitigen Mater dolorosa vor. — Schön ist das Chor der Kirche von Johann Caccina aus karrarischem Marmor, und mit vielen niedlichen Statuen geschmückt.

In der Kirche del Carmine, oder der Karmeliter sind viele Gemählde al fresco von Poccetti, und die herrliche Kuppel von Luca Giordano gemahlt; auch Passignano und Naldini haben ihren Pinsel sehr dafür beschäftigt. — Merkwürdig für den Künstler ist vorzüglich die Kapelle der Brancacci. Die Wände sind al fresco gemahlt und enthalten Geschichten des Schlüsselträgers Petrus. Masolino, einer der alten Mahler, begann das Werk, aber sein Schüler Masaccio vollendete es. Dieser, weit über seinen Meister, öffnete den Weg zu einer bessern Kunst, und würde wahrscheinlich viel geleistet haben, wäre er nicht in der Blüthe seiner Jahre weggerafft. Er ging von der Härte und Steifheit der alten Meister zu einem weichern Stil über, und selbst der Ungeübte kann hier eines und anderes gleichsam im Kampf sehen. — Im Chor ist von Benedetto di Rovezzano das Grabmal des großen Soderini, immerwährenden Gonfaloniere der Stadt, der in stürmischen Zeiten nach Peters von Medicis, und seiner Brüder Verjagung

dem Vaterlande diente. — Links ist die schöne Kapelle der Corsini, wo der heilige Andreas di Corsini begraben liegt; doch nicht deswegen ist sie merkwürdig, sondern wegen der schönen Marmore von Fogginis Hand. Ueber dem Altar schwebt der Heilige, eine edle Gestalt, zum Himmel empor, von Engeln umgeben; andre knieen über der Urne, die seine Reliquien enthält. Es ist was Himmlisches darin, so wie in der Gruppe links, wo ihm die Jungfrau mit Engeln erscheint, und ihm mit heiligen Worten zuspricht. Aber besser, als diese übermenschlichen Sachen gefällt die Bildnerei rechts, die den Sieg der Florentiner über Maria Visconti von Mailand an dem Tage von Anghiera vorstellt, auch hier spielt der Heilige seine Rolle, er schwebt in den Wolken als siegbringender Genius des vaterländischen Heers. — Von Naldini die Anbetung der Hirten und die Erweckung des Jünglings von Nain, beide recht wacker — von Tito und Butteri noch einige Stücke.

Jenseits des Arno steht noch ein berühmtes Denkmal florentiner Kunst, das seiner Schönheit wegen nicht unerwähnt bleiben kann. Es ist die schöne Gruppe des Herkules und des Centauren Nessus. Sie steht jetzt nahe am Ponte vecchio, und zierte vormals den Eingang der Kirche Maria maggiore nahe am Dom. Das Werk ist aus einem einzigen Block und eines der schönsten von Johann

von Bologna. Es ist eine Kühnheit und zugleich eine Leichtigkeit darin, die in Verwunderung setzt. Es ist der Moment gewählt, wo der Heros mit seiner geschwungenen Keule gleichsam im zuschlagen ist über den Centaur, der mit einem Vorderfusse unter der Gewalt des Helden gestürzt ist, und Grimm und Angst in seiner Miene zugleich verräth.

Brücken.

Es sind vier, welche die diesseitige und jenseitige Stadt mit einander verbinden. Vom Ponte alla Carraja bis zum Ponte vecchio sind schöne Palläste und der lebhafteste Spaziergang längst den Arno. Der Ponte a Santa Trinita ist der schönste, ein Werk des wackern Ammanati, welches nach der großen Ueberschwemmung von 1557 aufgeführt ward; sie ist mit vier Statuen geziert, welche die vier Jahrszeiten vorstellen. Sie hat diesseits einen hübschen Platz mit der herrlichen Granitsäule der Themis und jenseits die Via Maggio, eine der schönsten Straßen in Florenz. Der Ponte vecchio ist die lebhafteste aller Brücken in Florenz, und führt vom Platz des Großherzogs diesseits zum Pallast Pitti jenseits; zu beiden Seiten sind kleine Läden gebaut, worin die Juweliere und Goldschmiede arbeiten. Ueber diesen läuft links die Gallerie fort, welche vom Pallast Pitti zu dem Pallast degli Uffizi führt und den Kosmus der Erste anlegen ließ.

Die letzte nördliche Brücke der Stadt über dem Arno, nicht gar weit von der alten Brücke, ist der Ponte alle Grazie, von der Santa Maria alle Grazie benamt, die gleich vorn auf der Brücke eine sehr verehrte Kapelle hat, wo selbst draußen am Kreuze immer Betende knieen und küssen.

Das Museum.

Diese herrliche Anstalt vereint so vieles in sich, daß man ein ganzes Buch davon schreiben könnte. Sie verdankt, wie vieles Gute, ihre jetzige Einrichtung Peter Leopold, der manches, was im alten Pallast, in der Gallerie, im Pallast Pitti, in den Biblotheken ꝛc. zerstreut, und nicht an seinem Orte war, hieher bringen, ordnen und mit neuen Schätzen vermehren ließ. Vorzüglich reich ist diese Sammlung für den Arzt, Naturkundiger und Mathematiker; doch geht wohl keiner Leer aus, der nur etwas Bildung mitbringt. Das Gebäude, wo dieses Museum seinen Sitz hat, ist unweit des Pallastes Pitti und hart am Garten Boboli, da der erste Stock grade in dem botanischen Garten ausläuft, und einige seiner Zimmer mehrere Pflanzen und Gewächse beherbergen. Aus dem nordöstlichen Ende des Gebäudes läuft eine Art Thurm heraus, der zum Observatorium dient. Dieses Museum ist alle Tage von 8 Uhr Morgens bis Mittag offen. Mehrere Officiere von der Leibwache sind in verschiedenen Intervallen vertheilt, und verschiedene

andre Wächter, Aufseher und Zeiger gehen von Zeit zu Zeit umher, ohne grade das Ansehen von Spionen zu haben. Dies ist nothwendig; sonst könnten hier leicht Mißbräuche entstehen, da jeder ohne Unterschied eingeht.

Ich fange im obern Stock als dem reichsten, und zwar da wie billig, bey dem Merkwürdigsten an. Dieses sind unstreitig die anatomischen Präparate, von denen ich schon in Wien eine Probe gesehen hatte. Was in Wien sich findet, ist meistens hier gemacht, und jetzt hält der Kaiser einige Jünglinge hier, die von den Meistern dieser Kunst die Art und den Mechanismus bey diesen Arbeiten lernen sollen. Es ist dieses eben so bewundernswürdig, als prächtig, man sieht sich selbst von außen und von innen; schade freilich, daß man nicht auch das Gemüth mit seinen Anhängseln in Wachs und Farben darstellen kann. Man sieht sich und bewundert die Künstlichkeit und Herrlichkeit des menschlichen Körpers, noch mehr aber das ewig Bewegliche und Sinnende und Schaffende dieses menschlichen Körpers, welches den ganzen schönen Bau mit solcher Genauigkeit darzustellen wußte. Doch freilich prahlen wir auch hier wohl etwas zu viel; denn wenn man die äußere Organisation des Menschen abrechnet, was man seine Darstellung nennt, was bleibt uns im innern Bau und Gewebe, das nicht fast jedes Thier, jeder Baum, ja jede Blume

mit uns theilte, so man sich die Mühe nimmt, sie mit gleicher Sorgfalt zu zerlegen? Diese anatomischen Wachspräparate allein füllen eine Menge Zimmer, die immer hinter einander fortlaufen, und sie sind mit eben so vieler Ordnung, als Eleganz aufgestellt. Jeder Theil hat sein eignes Kästchen, oder Schränkchen aus feinem Holze, mit krystallenem Glase bedeckt, und ruht auf einem Kissen aus grünem Taffent mit silbernen Franschen. An einer Tafel hängt die Zeichnung mit kurzer Beschreibung über dem Präparate, welche meistens äußerst ähnlich sind; die Zeichnung kömmt an Größe dem Präparat völlig gleich, und seine einzelnen Theile, worauf es ankömmt, sind mit Linien bezeichnet und numerirt. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit dieser Fabrikate und die Genauigkeit und der Fleiß in ihrer Struktur, die ich freilich nur auf Glauben hinnehme, reißen zur Bewunderung hin. Wenn aber die einzelnen Theile, bis auf die kleinsten Muskeln, Nerven und Fäserchen schon so trefflich gearbeitet sind, so sind es vor allen die ganzen Körper, die man Statuen und Abgüße von schönen menschlichen Formen nennen kann, wie sie es zum Theil auch wirklich sind. Die Skelette freilich, die entkleideten und ausgeweideten Körper liegen außer dem Gebiete der schönen Kunst, und gehören im gewissen Sinn mit zu dem Widerlichen der Fleischbank, aber auch hier hat man den schönsten Bau

und die festeste und nervigste Struktur gewählt, und man vergißt über dem wunderbaren Geflecht der Muskeln, Nerven und Adern und über der Schönheit der Arbeit, die hier ohne Ekel alles zeigt, was man unter dem anatomischen Messer nie ohne Ekel und Schauder sieht, über diesen vergißt man das Gerippe. Aber sobald diese Gerippe mehr bekleidet sind, d. h. sobald sie schon die Muskeln zeigen, werden sie ein Gegenstand der schönen Kunst, und stellen athletische und apollische Körper dar. Diese trefflichen Körper sind in großer Menge durch die einzelnen Zimmer vertheilt, immer in andern Formen, Aufrissen und Aufschnitten. Vorzüglich reich ist das Zimmer, das die Entstehung, Bildung und Trennung des Menschen im Mutterleibe und von Mutterleibe zeigt. Die Monstra, die schweren und leichten Geburten, die natürlichen und unnatürlichen Lagen des Kindes, die mancherlei Manipulationen und Hülfen bey der Entbindung, die gute, oder schlimme Struktur des Beckens, endlich die gefährlichen Operationen des Kaiserschnitts, alles sieht man hier beisammen. Die Verfertigung und Fabrikation dieser Kunstwerke ist eben so mühsam, als kostbar, und übersteigt weit die Kenntnisse und Kräfte, wie das Vermögen, eines Einzigen. Viele Kenntnisse und Künste müssen zusammen wirken, viele Hindernisse und Schwierigkeiten durch vereinte Kräfte besiegt werden, um so was Großes

und Außerordentliches zu Stande zu bringen. Bildhauer und Mahler, Formschneider, Zeichner und Anatom müssen sich verbinden, um etwas Vollkommnes zu Stande zu bringen. Ein jeder begreift leicht, wie viele Proben man machen, wie viele Schwierigkeiten besiegen, wie viele mechanische Kunst- und Handgriffe man erst lernen, und durch verwerfen und verbessern zu dem Grade der Kunst steigen mußte, wohin man diese schöne Erfindung jetzt gebracht hat. Meist wird alles in Formen gegossen, und Farbe und Wachs werden sogleich gehörig gemischt; aber freilich bey den feinen Fäserchen, Adern und Nerven läßt sich dies nicht erreichen, und sie bedürfen häufig der Nachhülfe und Nacharbeit.

Schon die Alten haben in Marmor und Bronze anatomische Figuren gebildet. Unter den Italiänern hat Francavilla aus Holz und Pergament schichtenweise anatomische Präparate geformt, die man aus einander nehmen und zusammen setzen konnte. Der jetzige Hauptmeister dieser herrlichen Erfindung ist Susini, der natürlich eine Menge Helfer haben muß und sich seine Schüler bildet, die unter ihm arbeiten. Zumlo, ein Sicilianer, war der erste, der für die Anatomie Figuren aus Wachs arbeitete. Man sieht hier mehrere Proben von ihm, die zeigen, daß er es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatte. Unter andern ein

sogenannter scorciato (Geschundener) ein Gegenstück zu dem aus Bronze, den man unter den neuen Bronzen in der Gallerie sieht, und ein trefflicher Torso, worin die Farbe des Marmors so täuschend nachgeahmt, und die Muskeln und Umrisse des Körpers so richtig gearbeitet sind, daß man ihn auf den ersten Blick für wahren Marmor und für eine wirkliche Antike halten sollte. Aber die Bewunderung des Arztes sind zwei kleine Stücke von ihm, die in Schränken aufbewahrt werden. Unser Arzt, der uns zu diesen Heiligthümern führte, — denn zu diesen hat er einen Schlüssel — gerieth bey ihrem Vorzeigen in eine anatomische Begeisterung, indem er einmal über das andre ausrief: o che bello lavoro! che divina fattura! Mir hingegen und den andern Zuschauern erregten diese Gruppen eben wegen ihrer trefflichen Arbeit und Natürlichkeit Widerwillen und Ekel. Die erste Gruppe stellte nemlich in einer Menge kleiner Körper die verschiedenen Zeiten und Grade der Verwesung bis auf die abgefaulten Gerippe mit aller Natürlichkeit der Farben und des Gegenstandes, und die zweite, an Gräueln der Verwüstung noch reichere, Scenen der Pest am Lebendigen und Todten vor. Der zweite in dieser Kunst war Lelli in Bologna, von dem ich dort manches gesehen habe, und die dritten sind die Florentiner, auch die von Pavia zum Theil, welche die Sache noch weiter getrieben haben, als

jene ersten. Die meisten Präparate sind hier unter Leopold entstanden, und größtentheils unter Susinis Händen und durch seine Anordnung.

Außer diesen Wachspräparaten verwahrt man in mehrern Schränken noch andre fleischerne und knöcherne. Vorzüglich reich aber sind diese Schränke an Embryonen von verschiedenen Altern und an Monstris, oder vielmehr machen diese das einzige aus; den die übrigen Präparate sind so unbeträchtlich und unvollkommen, und scheinen so verschimmelt und verfault, daß sie kaum noch der Erwähnung werth sind.

Auf diese Sammlung, die viele Zimmer einnimmt, folgt zunächst ein langer Gang zu beiden Seiten mit Schränken. An der einen Seite sind gefiederte, an der andern schuppigte und flossigte Raritäten. Unter den Vögeln sind manche hübsche Sachen und viele Amerikaner, besonders aber eine feine Sammlung aller einheimischen Land- und Seevögel, die einem Fremden sehr interessant ist. Von manchen Gattungen, fremden und einheimischen, findet man auch die Nester und Eier, ja sogar die Jungen. Doch im Ganzen ist die Sammlung nicht reich. Die der Fische vollends ist äußerst ärmlich und sticht gegen die Vollständigkeit der übrigen Gattungen erstaunlich ab. Man sieht fast nichts, als die einheimischen, und diese zehn- und zwanzigmal in Dubletten, um die Schränke zu füllen.

Reicher sind die nächsten Zimmer, wo man Schlangen, Amphibien und eine Menge Land- und Seegewürm sieht, nebst allerlei Seltenheiten, Naturspielen, Misgeburten, Embryonen von allerlei Thieren und Thierchen, alles dieses in schönen Schränken und Kästen und Gläsern mit dem königlichen Aufwand, den man hier zu finden gewohnt ist. Von manchen Dingen findet man die Zeichnungen nebst Skeletten und anatomischen Präparaten. Oben sind die Schränke amphitheatralisch mit Naturprodukten geschmückt, die zu dem Inhalt derselben passen, und andre rohe Produkte, Gemählde, Gefäße, Waffen und Zierrathen, aus ähnlichen Gegenständen gearbeitet, stehen und hängen in den verschiedenen Zimmern an den Wänden umher.

Nun folgen Insekten, Käfer und Schmetterlinge, und diese Sammlung ist vorzüglich reich und alles lichtvoll und geschmackvoll geordnet. Hier sieht man auch die seltensten Asiater und Amerikaner. Man hat von vielen Schmetterlingen zugleich die Raupen im Zustande der Schwangerschaft, oder gleich nach der Entbindung von den schönen Sommervögeln beigefügt; weil diese sich aber nicht gut erhalten, so hat man auch hier sie in Wachs nachgeformt, und sieht viele herrliche Exemplare in dieser Art. — Auch die Anatomie der Schnecken hat man in Wachs durchgeführt und andre Merkwürdigkeiten.

Die Konchyliensammlung läßt bey weitem alles hinter sich, was ich dergleichen an andern Orten gesehen habe. Nicht blos die rohen und schon so bewundernswürdigen Gegenstände dieser Gattung bewundert man hier, sondern die schönsten Gefäße und Kunstarbeiten aus diesen Naturprodukten, die das satte Auge unwillkührlich an sich ziehen, wenn es endlich, von so vielen prächtigen Gebilden geblendet, unstät umherirrt.

Die nächsten zwei Zimmer nehmen Blumen und Pflanzen ein, freilich nur eine kleine Zahl zur Probe. Man kann ja auch von hier gleich einen Absprung in den botanischen Garten machen. Diese Blumen liegen getrocknet in großen Herbarien mit andern Kräutern mit der Beschreibung in vielen Schubladen, nach ihren Klassen und Geschlechtern geordnet. Aber man hat zum Theil die schönsten, und besonders auch die, welche wegen der Saftigkeit ihrer Blüthen und Blätter sich nicht gut auftrocknen lassen, in herrlichen Abgüssen und Formen aus Wachs nachgeahmt, mit aller Frische und Zartheit der Farben und so vieler Natürlichkeit, daß man sich dabei vergessen kann. Dieser kleine Versuch zeigt, wie weit diese Kunst gehen kann; auch Früchte findet man hier nachgemacht, andre sind eben so täuschend gemahlt. Hier findet man auch an einer Seite fast alle Wurzeln, Samen und Holzarten, die officinell sind.

Von hier geht man in ein Zimmer, wo nicht allein alle toskanische Holzarten mit ihren Blüthen und Samen und Wurzeln, sondern auch viel andres Gesäme und Blüthe von Bäumen und Pflanzen aufbewahrt werden, jedes in seinem eignen Glaskäpselchen mit einer kurzen Inschrift.

Endlich in den letzten 8 Zimmern folgen die Steine und Mineralien, und alles was im weitesten Sinn hieher gehört, mit einer seltnen Pracht und Vollständigkeit gesammelt und aufgestellt. Die Wiener Sammlung in diesem Fache möchte wohl eben so reich seyn. Aus allen Theilen der Welt sieht man hier Produkte der Natur und Kunst gehäuft, selbst aus den Muggendorfer Höhlen, aus Rügen, Stralsund, Rostock habe ich hier Exemplare gesehen. Aber man sieht nicht blos rohe Massen und Steine, sondern fast aus allem, was die Kunst bearbeiten kann, findet man schöne Sachen geformt, Gefäße, Tassen, Statuen, Obelisken, Dosen, Zierden und Schmuck, wie sie die Laune und der Geschmack in den verschiedensten Ländern erdacht und gewollt hat, ohne die vielen Edelsteine und Diamanten zu zählen, die mannigfaltig verarbeitet und geformt, jede in ihrem Geschlechte aufgestellt sind. Als ein Anhängsel dieser Sachen kann man die schönen und seltnen Naturspiele, die Dendriten, Zoolithen, Petrefakte und andre

Siebensächelchen ansehen, die über unsre Erde und über uns selbst uns soviel zu denken geben.

Aus diesem Stock in den zweiten hinabsteigend, findet man auf der Treppe ein Paar schöne Büsten des Galilei und Vespucci, dem man es nach Jahrhunderten kaum verzeihen kann, Kolons neuer Welt seinen Namen durch ein Ungefähr gegeben zu haben. Hier ist zunächst das sogenannte physikalische Kabinet, wornach man oft das ganze Museum benennt, in welchen Kunstsachen, Modelle, Instrumente und Apparate aufbewahrt werden. Gleich daneben sind noch zwei Zimmer mit seltnen Thieren aller Welttheile und Elemente. Unter diesen sind ein Paar gewaltige Elephanten, ein Nilpferd und einige Krokodille. Ein Menge Waffen, Zähne, Schlangen, Häute machen die Verzierungen der Wände.

Dieses Museum hat auch einen eignen botanischen Garten, der hinten daran stößt und durch ein Pförtchen in den Garten Boboli führt, und für dessen Gewächse selbst im Museum mehrere Säle dienen. Er hat drei Terrassen, seitwärts sind zwei Flügel, die zum Treibhause dienen. Dieser sehr kleine Garten hat über 4000 Arten Pflanzen. Ausser ihm ist indessen noch ein andrer größerer Garten in der Stadt.

Künstlerschule.

Dieses Institut rührt von Leopold her, der das Gebäude und die Fonds dazu herbei geschafft hat. Könnte der alte Geist auch so gerufen werden, so wäre es schön; aber die Italiäner haben den alten Stolz auf das Genie und auf die Kunst verloren. Man beschreibt nicht mehr die Wände, zeigt nicht mehr die Stube, wo ein Galilei, Michelagnolo, oder Vespucci gewohnt, oder gar nur zuerst das Licht erblickt hat. Von dieser Anstalt gilt natürlich auch, was ich oben von der Mahlerakademie von Bologna gesagt habe. Dieses Gebäude der Zeichen- und Mahlerschule ist am Sankt Markusplatze mit der Aufschrift: Liberalium artium Incremento. Petrus Leopoldus. In mehrern Zimmern findet man die Abtheilungen dieser nützlichen Anstalt, die unter Leopold ihre Einrichtung erhielt. Freilich bedarf es vieler zusammentreffender Umstände und eines Geistes, der sich nicht leicht durch irgend eine Manipulation schaffen läßt, wenn er nicht in der ganzen Zeit lebt, aber doch sind solche Anstalten immer nützlich, sie erhalten doch vieles, was bey dem Mangel dieses Geistes ohne Unterstützung ganz verloren gehen würde; und der Regent verdient immer den Dank seiner Zeitgenossen, der wenigstens das Seine thut, den Geist, der einmal eingeschlafen ist, wieder zu erwecken. Die Büste dieses guten Fürsten Toskanas steht über der

Thüre. Man geht in ein Chiostro ein, welches unter seinen Portiken die Abgüsse und Nachbildungen verschiedener berühmter Gruppen zeigt, die man unter der niedlichen Loggia des großherzoglichen Platzes und an andern Stellen siehet. Um dieses Chiostro laufen mehrere Zimmer her und sind für die verschiedenen Zweige der bildenden Künste bestimmt. Zuerst rechter Hand ist das für das Zeichnen, wo man die Arbeiten der Schüler zum Theil im Entstehen und an den Wänden umher die Zeichnungen der Meister und Schüler meistens mit ihren Namen, und auch diejenigen sieht, welche den Preis bey den Austheilungen der Prämien erhalten haben. Eben dieses kann man von dem folgenden größern Zimmer für die Mahlerei sagen, nur daß diese dem Dilettanten mehr Unterhaltung gewährt. Hier sind in aller Gattung mehrere vortreffliche Gemählde alter Meister aufgehängt, und die vorzüglichen Stücke junger Künstler und Schüler, wie die mit Preisen bekrönten. Man sieht hier verschiedene schöne Stücke von jenem jungen Künstler Benvenuti von Arezzo, der jetzt in Rom schon im Rufe eines Meisters lebt. Er ist auch der einzige jetztlebende toskanische Künstler von Bedeutung. Ich habe ein herrliches Stück, Cephalus und Prokris, von ihm in der Sammlung des Ministers Manfredini gesehen, welches außerordentlich viel verspricht, und welches Rafael Morghen

seines Grabstichels gewürdigt hat. Außerdem ist er durch sein Gemählde vom Marterthum des heiligen Donatus und durch eine Sybylla berühmt, welche wunderschön seyn soll. In dem größten Zimmer, welches man als ein gemeinschaftliches für alle Zweige ansehen kann, findet man zwei schöne Reihen der besten Abgüsse der berühmtesten Statuen und Gruppen, den Laokoon, den Apoll von Belvedere, den borghesischen Fechter, den Torso, den kapitolischen Amor und Psyche und die Meisterstücke der florentiner Gallerie der alten und neuen Künstler. Hier sind auch für die Anatomie mehrere Formen und Knochen, Skelette in Marmor und Knochen, und alles gesammelt, wornach die Lehrer ihre Regeln erklären, und die Schüler ihren Kunstsinn üben können.

Wie es mit diesen Künsten ist, so ist es auch mit der Dichtkunst. Diese Mutter der größten italischen Dichter ist unfruchtbar geworden. Selbst die Improvisatoren und Sonnetdichter sind sehr verstumm und man frägt überall nicht mehr so nach dem Schönen. Immer lebt die berühmte Improvisatrice Corilla noch, obgleich 70 Jahre alt; ob sie aber noch singt, weiß ich nicht. Indessen bey der Armuth Italiens an großen Künstlern haben die Florentiner doch noch immer den besten und geistvollsten der lebenden Dichter, auch einen Aretiner,

den Pignotti *). Er hat manche witzige Episteln und einige hübsche Fabeln geschrieben, obgleich auch er sein Feuer nicht zusammen hält. Es kömmt in Pisa eine Sammlung Gedichte der jetzt lebenden Dichter heraus, von der bis jetzt 8 Bände heraus sind, unter dem Titel: Parnasso degli Italiani viventi. Die Herausgeber gestehen es, daß sie mit dem Besten angefangen haben, aber die ganze Sammlung hat wenig Gehalt, und wenn man die Fabeln des Abts Bartola ausnimmt und einige gute Sachen von Pignotti, so schwimmt das Uebrige leichter, als Kork, oben. Savioli, Rossi, Pindemonte haben freilich manches ganz Hübsche, aber dafür klingeln sie einem auch wieder mit bloßen Worten die Ohren taub und meinen mit ihren Landsleuten, daß gemessene Reime auch Gedichte sind. In Rücksicht der Form indessen und der dichterischen Zeichnung sind sie strenger, als die meisten teutschen Dichter, die es lange nicht haben Wort haben wollen, daß sie viel vom wilden Asiatismus haben, wie ihnen die Franzosen nicht mit Unrecht vorzuwerfen pflegen.

*) Pignotti del Dottore Lorenzo. Favole e Novelle.. VII Edizione.

Ende des Ersten Theils.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arndt, Ernst Moritz,

Reisen durch einen Theil Teutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 bis 1799

Bd.: 2,1

Leipzig 1801

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Mem.o.5(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11751191-0